This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

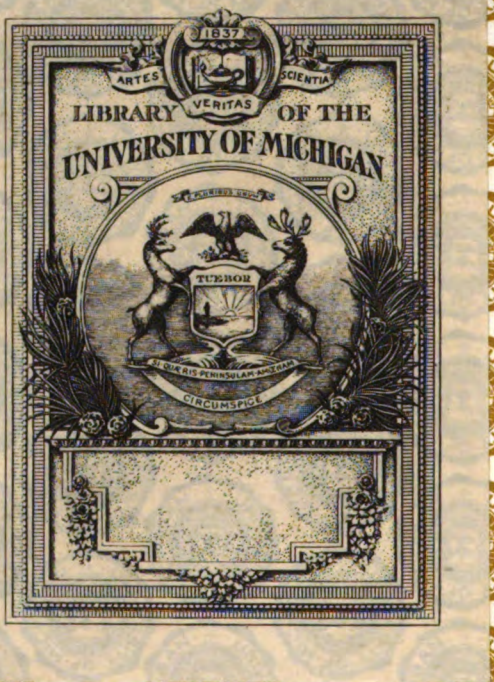
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 933,402

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

805
A59t

Digitized by Google

Digitized by Google

BEIBLATT ZUR ANGLIA

MITTEILUNGEN
ÜBER ENGLISCHE SPRACHE UND LITERATUR
UND ÜBER ENGLISCHEN UNTERRICHT

HERAUSGEGEBEN

VON

MAX FRIEDRICH MANN

ACHTUNDDREISSIGSTER JAHRGANG

MAX NIEMEYER VERLAG
HALLE (SAALE)
1927

Digitized by Google

Digitized by Google

BAND-INHALT.

(Nach Verfassern, bez. Titeln und Herausgebern alphabetisch geordnet.)

I. Englische Sprache und Literatur einschliefslich der Volkskunde und Geschichte.

A. Besprechungen.

Seite

A Cabinet of Characters. Chosen and Edited by Gwendolen Murphy (Aronstein) 18

Alden, A Shakespeare Handbook (Flügel) 136

Alterton, Origins of Poe's Critical Theory (Fischer) 57

Alt- und Mittelenglische Texte, hg. von Morsbach und Holthausen. Heft 11, siehe Mittelenglische Originalurkunden.

Ammann, Die menschliche Rede. Sprachphilosophische Untersuchungen. 1. T. Die Idee der Sprache und das Wesen der Wortbedeutung (Funke) 369

An Anglo-Saxon Chronicle, ed. by Classen and Harmer (Holthausen) 195

Ansted, A Dictionary of Sea Terms (Born) 381

v. Aster, siehe James.

Balderston, The History and Sources of Percy's Memoir of Goldsmith (Price) 139

Bense, A Dictionary of the Low-Dutch Element in the English Vocabulary (Holthausen) 186

Beowulf, translated into English verse with an introduction, notes and appendices by D. H. Crawford (MacLean) 312

Beresford, siehe Gray.

Berkeley, Philosophisches Tagebuch (Commonplace Book), hg. von Hecht (Mühe) 209

Bissell, The American Indian in English Literature of the Eighteenth Century (Schöffler) 77

Björling, Studies in the Grammar of the Early Printed English Bible Versions (Redin) 234

Blanchard, Fielding the Novelist. A Study in Literary Reputation (Schöffler) 65

Boas, siehe The Year's Studies in English.

Bradby, About Shakespeare and his Plays (Aronstein) 114

Bredvold, The Religious Thought of Donne in Relation to Medieval and Later Tradition (Aronstein) 17

*

Digitized by Google

Seite

Brown, A Study of the Middle English Poem known as the Southern Passion (Fischer) 236
Brown, siehe Flasdieck.
Browne, A Lady from the South (Deckner) 303
Buchan, siehe Essays and Studies.
Buck, A Study in Smollett, chiefly „Peregrine Pickle", with a complete Collation of the first and second Editions (Schöffler) . 137
Byron, Poems (Huscher) 205
Callaway, Jr., The Historic Study of the Mother-Tongue in the United States: A Survey (Fischer) 241
— The Present Day Attitude toward the Historic Study of the Mother-Tongue (Fischer) 241
Campbell, Love's Labour's Lost Restudied (Aronstein) 13
— The two Gentlemen of Verona and Italian Comedy (Aronstein) . 14
Chapman, siehe Johnson.
Chaucer. The Book of Troilus and Criseyde, ed. by Robert Kilburn Root (Hammond) 315
— The Nun Priest's Tale. Ed. by Kenneth Sisam (Hammond) . . 314
Classen, siehe An Anglo-Saxon Chronicle.
Collinson, Contemporary English (Ebisch) 383
Columbia University Studies in English and Comparative Literature, siehe Reed.
Crane and Kaye, with the assistance of M. E. Prior, A Census of British Newspapers and Periodicals, 1620—1800 (Binz) . . . 349
Crawford, siehe Beowulf.
Crofts, siehe Gray.
Cruickshank, siehe Massinger.
Dell, Runaway (Deckner) 139
Dibelius, England, 2. Aufl. (Fischer) 155
Dickens, A Christmas Carol (Huscher) 206
Die Morgen-Reihe. Hg. von Goldstein, siehe James.
Donne, siehe Bredvold; Members etc.
Draper, William Mason. A Study in Eighteenth Century Culture (Schöffler) 74
Early English Text Society. Original Series, No. 169, siehe Three OE. Prose Texts etc.
Ebisch, siehe Wessely.
English Comedies of the 18th Century, siehe Murphy.
English Place-Name Society.
Vol. I, Part I, siehe Introduction etc.
„ I, „ II, „ The Chief Elements etc.
„ II, siehe The Place-Names of Buckinghamshire.
„ III, „ „ „ „ Bedfordshire etc.
Essays and Studies by Members of the English Association, collected by John Buchan (Liljegren) 196
Fielding, siehe Blanchard.
Flasdieck, John Brown (1716—1766) und seine Dissertation on Poetry and Music (Schöffler) 71

Digitized by Google

Flasdieck, siehe Mittelenglische Originalurkunden. Seite
Fletcher, Venus and Anchises (Brittain's Ida) and Other Poems. Ed. by Ethel Seaton (Eichler). 245
Fries, Shakespeare's Punctuation (Aronstein) 15
Funke, siehe Marty.
Gepp, An Essex Dialect Dictionary (Ekwall) 379
Gollancz, The Sources of Hamlet (Price) 114
Gray, A Chapter in the Early Life of Shakespeare. Polesworth in Arden (Price) 111
—: Letters of Thomas Gray. Selected with an Introduction etc. by John Beresford (Schöffler) 68
—: Poetry and Prose with Essays by Johnson, Goldsmith and Others. Ed. by J. Crofts (Schöffler) 68
— siehe Reed.
Hagen, Englisch-deutsches Funk-Wörterbuch (Born). 301
— Funktechnisches Wörterbuch, hg. vom Funktechnischen Verein (Born) 301
Haines, Shakespeare in France. Criticism. Voltaire to Victor Hugo (Price). 113
Hanford, Samson Agonistes and Milton in Old Age (Aronstein) 16
— The Youth of Milton (Aronstein) 15
Harmer, siehe An Anglo-Saxon Chronicle.
Heinzel, Kritische Entstehungsgeschichte des ags. Interlinear-Psalters (Eichler) 242
Herford, siehe The Year's Studies in English.
Introduction to the Survey of English Place-Names. Ed. by Mawer and Stenton (Binz) 273
James, Unsterblichkeit. Übers. von E. v. Aster (Fischer). . . . 212
Jente, The Proverbs of Shakespeare with Early and Contemporary Parallels (Liljegren) 198
Jespersen, On some disputed points in English grammar (Redin) 232
— The Philosophy of Grammar (Karpf). 33, 141
Johnson: Selected Letters of Samuel Johnson. Ed. by R. W. Chapman (Schöffler) 138
Kaye, siehe Crane.
Kohler, Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz (Förster). 200
Kraus, Der Machtgedanke und die Friedensidee in der Philosophie der Engländer (Mühe) 208
Kuhl, The Authorship of the 'Taming of the Shrew' (Vollhardt) 115
Leach, siehe Smith.
Legouis, The Bacchic Element in Shakespeare's Plays (Eichler). 247
Lehigh University Publications. Vol. I, 2, siehe Smith.
Lyly, siehe Tilley.
Macaulay (Rose), A Casual Commentary (Kirchner) 253
Macdonald, siehe Scottish Gaelic Studies.
Marschall, Aus Shakespeares poetischem Briefwechsel (Deckner) 248
Marty, Satz und Wort. Hg. von Otto Funke (Karpf) 225
Mason, siehe Draper.

Digitized by Google

Seite

Massinger's A New Way to pay Old Debts. Ed. by A. H. Cruickshank (Eichler) 243
Matthes, Sprachform, Wort- und Bedeutungskategorie und Begriff (Funke) 161
Mawer, siehe Introduction etc.; The Chief Elements etc.; The Place-Names of Bedfordshire etc; The Place-Names of Buckinghamshire.
Members of the English Department of the University of Michigan, Studies in Shakespeare, Milton and Donne (Aronstein) 13
Milton, siehe Hanford; Members etc.
Mittelenglische Originalurkunden (1405—1430), hg. von Hermann Flasdieck (Ekwall) 239
Morgan, Mrs. Shakespeare's Second Marriage (Price) 112
Murphy, The Way to keep him (Mellin) 56
— siehe A Cabinet etc.
Oppenheim, Dichtung und Menschenkenntnis. Psychol. Streifzüge durch alte und neue Literatur (Fehr) 337
Palaestra, Heft 151, siehe Heinzel.
Papers of the New York Shakespeare Society, N. 14, siehe Morgan.
Pettie, siehe Tilley.
Philosophie und Geisteswissenschaften, ed. Rothacker.
Bd. 3, siehe Matthes.
Phonetic Transcription and Transliteration. Proposals of the Copenhagen Conference April 1925 (Karpf). 228
Poe, siehe Alterton.
Pons, Le thème et le sentiment de la nature dans la poésie anglo-saxonne (Klaeber) 129
Pope, The Rape of the Lock (= Pandora 11) (Huscher) 205
Poutsma, A Grammar of Late Modern English. Part II, Section II: The Verb and the Particles (Western) 1
Price, Volkswirtschaftliches Wörterbuch (Karpf) 229
Prior, siehe Crane.
Proceedings of the British Academy, siehe Legouis.
Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg.
Fasc. 25, siehe Pons.
Publications of the Modern Language Association.
Vol. XL, No. 3, siehe Kuhl.
Redin, Word-Order in English Verse from Pope to Sassoon (Mařik) 293
Reed, The Background of Gray's Elegy. A Study in the Taste for Melancholy Poetry (Schöffler). 68
Research Publications of the University of Minnesota. Studies in Language and Literature, Number 9, siehe Ruud.
Richards, Principles of Literary Criticism (Fehr) 341
Robinson, Two Glastonbury Legends: King Arthur and St. Joseph of Arimathea (Klaeber) 133

Digitized by Google

Root, siehe Chaucer.
Seite
Ruud, Thomas Chaucer (Hammond) 54
Rypins, siehe Three Old English Prose Texts etc.
Savage, siehe St. Erkenwald.
Scottish Gaelic Studies, ed. by Macdonald. Vol. I (Krause) 189
Seaton, siehe Fletcher.
Serjeantson, Distribution of Dialect Characters in Middle English (Ekwall) 46
Shakespeare, As You Like It, Ed. by Sir Arthur Quiller-Couch and John Dover Wilson (Price) 103
— -Jahrbuch, hg. von Wolfgang Keller. Bd. 61 (Deckner) . . . 120
— -Survey under the General Direction of Sir J. Gollancz. Bd. II, siehe Haines.
— The Merchant of Venice, ed. by Sir Arthur Quiller-Couch and John Dover Wilson (Price) 97
Shakespeares Werke im Inselverlag in Einzelausgaben auf Grund der Schlegel-Tieckschen Übertragung (Hedbavny) 118
Shakespeare, siehe Alden, Bradby, Campbell, Fries, Gollancz, Gray, de Groot, Haines, Jente, Kohler, Kuhl, Legouis, Marschall, Members etc., Morgan, Quiller-Couch, Sisson, Smith, Stoll, Tilley, Tolman, Wilson.
Shelley, The Cenci (Huscher) 205
Sinclair (May), Far End (Fehr) 347
Sisam, siehe Chaucer.
Sisson, Shakespeare in India (Deckner) 19
Smith, with the assistance of Howard Seavoy Leach: The Shakespeare Folios and the Forgeries of Shakespeare Handwriting the Lucy Packer Linderman Memorial Library of Lehigh University with a list of Folios in American Libraries (Binz) 319
Smithanders, Land und Leute in Nordamerika (Reuning) . . 295
Smollett, siehe Buck.
S. P. E. Tract No. XXV, siehe Jespersen.
Spies, Kultur und Sprache im neuen England (Mühe) 184
Stenton, siehe Introduction etc.; The Place-Names of Bedfordshire etc.; The Place-Names of Buckinghamshire.
St. Erkenwald, A Middle English Poem, ed. by Savage (Holthausen) 193
Stoll, Shakespeare Studies, Historical and Comparative in Method (Schücking) 305
Studien zur englischen Philologie hg. von L. Morsbach und H. Hecht. Heft LXVIII, siehe Flasdieck.
Studies in Philology, ed. by J. F. Royster. Vol. 24, siehe Crane.
Tauchnitz Edition. Vol. 4722, siehe Browne.
„ 4723, „ Wells.
„ 4724, „ Dell.
„ 4749, „ Macaulay.
„ 4751, „ Sinclair.

Digitized by Google

Seite

The Cambridge Medieval History. Vol. V: Contest of Empire and Papacy (Brinkmann) 52
The Chief Elements used in English Place-Names. Ed. by A. Mawer (Binz) 273
The Place-Names of Bedfordshire and Huntingdonshire. By Mawer and Stenton (Binz) 273
The Place-Names of Buckinghamshire. By Mawer and Stenton (Binz) 273
The Southern Passion, siehe Brown.
The Subject Index to Periodicals 1922. Issued by the Library Association. I. Language and Literature. Part. 2: Modern European (Binz) 10
The University of Texas Studies in English, siehe Callaway, Jr.
The Wireless World, The Year-Book of Wireless Telegraphy and Telephony (Born) 301
The World's Classics.
Vol. CCLXXXII, siehe Johnson.
„ CCLXXXIII, „ Gray.
The Year's Work in English Studies. Ed. by F. S. Boas and C. H. Herford (Fischer) 325
Vol. V. 1924.
„ VI. 1925.
Three Old English Prose Texts in Ms. Cotton Vitellius A XV. Ed. etc. by Stanley Rypins (Ekwall) 48
Tilley, Elizabethan Proverb Lore in Lyly's Euphues and in Pettie's Petite Pallace. With Parallels from Shakespeare (Liljegren) 198
Tolman, Falstaff and other Shakespearean Topics (Price) . . . 109
Turner, The Element of Irony in English Literature (Aronstein) 13
University of Iowa Studies. Humanistic Studies. Vol. II 3, siehe Alterton.
University of Michigan Publications in Language and Literature.
Vol. I, siehe Members.
„ II, „ Tilley.
Uppsala Universitets Årsskrift 1925, siehe Redin.
Washington University Studies, siehe Jente.
Weekley, A Concise Etymological Dictionary of Modern English (Binz) 176
— An Etymological Dictionary of Modern English (Binz) 176
Wells, Christina Alberta's Father (Kirchner) 321
Wessely, Pocket Dictionary of the English and German Languages. 39th ed., thoroughly revised and enlarged by W. Ebisch (Mellin) 159
Yale Studies in English, Albert S. Cook Editor.
Heft LXVIII, siehe Bissel.
„ LXXII, „ St. Erkenwald.
Zeitfragen der Soziologie, hg. von Benzel.
Heft III/1, siehe Kraus.
Zwager, Glimpses of Ben Jonson's London (Aronstein) 204

Digitized by Google

B. Aufsätze.

Seite
Ellinger, Zum Gebrauch des Dativs mit und ohne *to* nach den Verben des Gebens und Sagens im neueren Englisch 257
Fehr, Dorothy Richardson und die neue Bewufstseinskunst . . . 82
Fischer, Zur „neunten Woge“ 158
Holthausen, Altenglische Schreiberverse 191
— Ein englisches Gedicht in kymrischer Schreibung 326
— Kymrisch-englische Gebete für die Woche 328
Klaeber, Weitere Randglossen zu Texterklärungen 354
Vollhardt, Eine neue italienische Version von der „Bezähmung der Widerspenstigen“ 214

II. Unterrichtswesen.

1. Allgemeine Werke.

Die Neueren Sprachen. Beiheft 5ᵇ, siehe Olbrich und Sander.
Olbrich und Sander, Englisch in der Prima der Frankfurter Musterschule (Nidecker) 25

2. Lehr- und Lesebücher.

Aronstein, siehe A Thomas Hardy Reader.
A Thomas Hardy Reader. Hg. von Aronstein (Ellinger) . . 385
Bennett, Elsie and the Child, hg. von Kifsling (Ellinger) . . . 218
Blattner, Der Kleine Toussaint-Langenscheidt. Englisch (Ellinger) 360
Chesterton, The Innocence of Father Brown, hg. von Price (Ellinger) 218
Deutschbeins Englisches Unterrichtswerk, siehe Thielke.
Eichler, siehe Reynard the Fox.
Galsworthy, Justice. Hg. von Koch (Ellinger) 385
— Strife, a Tragedy in three Acts. Hg. von Ockel (Ellinger) . . 385
de Groot, siehe Shakespeare.
Kifsling, siehe Bennett.
Koch, siehe Galsworthy.
Masefield, Reynard the Fox, hg. von Eichler (Ellinger) . . . 218
Müller, siehe Wells.
Ockel, siehe Galsworthy.
Price, siehe Chesterton.
— siehe Wells.
Selections from English Literature. Nr. 12, siehe Shakespeare.
Schad, siehe Wells.
Shakespeare, The Tragedy of Julius Caesar. With an Introduction and Notes by H. de Groot (Deckner) 125
Students' Series, Neue Folge, hg. von Wildhagen, siehe A Thomas Hardy Reader, Bennett, Chesterton, Galsworthy, Masefield, Wells.

Digitized by Google

Seite

Thielke, Lehrbuch der Englischen Sprache für Mittelschulen. I. T. Elementarbuch. II. T. Klasse V und IV. III. T. Lesebuch. Dazu Sprachlehre (Dehne) 331
Wells, A Short History of Modern Times, hg. von Schad (Mellin) 329
— The Country of the Blind, hg. von Müller (Ellinger) 217
— The Dream, hg. von Price (Mellin) 330
Wildhagen, siehe Students' Series.

III. Vermischtes.

Klaeber, Erklärung (zu Beiblatt 38, 61ff.) 160
Schücking, Berichtigung zu Beiblatt 38, 309[1] 392
56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner 63
Williams, Zur Erwiderung an Fr. Klaeber 61
Zu Price, Volkswirtschaftliches Wörterbuch 334

IV. Aus Zeitschriften.

S. 63. 128. 160. 192. 224. 271. 335. 368.

Digitized by Google

Mitarbeiter dieses Bandes.

Aronstein, Prof. Dr. Philipp, Studienrat i. R., Berlin.
(S. 13. 18. 114. 204.)
Binz, Dr. Gustav, Prof. a. d. Univ. Basel.
(S. 10. 176. 273. 319. 349.)
Born, Dr. Max, Studienrat, Berlin-Friedenau.
(S. 301. 381.)
Brinkmann, Dr. Carl, Professor a. d. Univ. Heidelberg.
(S. 52.)
Deckner, Dr. Elise, Königsberg i. Pr.
(S. 19. 120. 125. 139. 248. 303.)
Dehne, Gustav, Mittelschullehrer, Neumünster.
(S. 331.)
Ebisch, Dr. Walther, Studienrat, Leipzig.
(S. 383.)
Eichler, Dr. Albert, Prof. a. d. Univ. Graz.
(S. 242. 243. 245. 247.)
Ekwall, Dr. Eilert, Prof. a. d. Univ. Lund.
(S. 46. 48. 239. 379.)
Ellinger, Prof. Dr. Joh., Wien.
(S. 217. 257. 360. 385.)
Fehr, Dr. Bernhard, Prof. a. d. Univ. Zürich.
(S. 82. 337. 341. 347.)
Fischer, Dr. Walther, Prof. a. d. Univ. Gießen.
(S. 57. 155. 158. 212. 236. 241. 325.)
Flügel, Felix, Assistant Professor of Economics, University of California, Berkeley.
(S. 136.)
Förster, Dr. Max, Geh. Hofrat, Prof. a. d. Univ. München.
(S. 200.)
Funke, Dr. Otto, Prof. a. d. Univ. Bern.
(S. 161. 369.)
Hammond, Miss Eleanor Prescott, Boston, (Mass.), U.S.A.
(S. 54. 314. 315.)
Hedbavny, Dr. Josef, Wien.
(S. 118.)
Holthausen, Dr. Ferdinand, Geh. Reg.-Rat, Univ.-Prof. i. R., Wiesbaden.
(S. 186. 191. 193. 195. 326. 328.)

Digitized by Google

Huscher, Dr. Herbert, Privatdoz. a. d. Univ. Köln.
(S. 205. 206.)
Karpf, Dr. Fritz, Prof. a. d. Univ. Graz.
(S. 33. 141. 225. 228. 229.)
Kirchner, Dr. Gustav, Studienrat, Lektor a. d. Univ. Jena.
(S. 253. 321.)
Klaeber, Dr. Fr., Prof. a. d. Univ. von Minnesota, Minneapolis (Minn.).
(S. 129. 133. 160. 354.)
Krause, Dr. Wolfgang, Priv.-Doz. a. d. Univ. Göttingen.
(S. 189.)
Liljegren, Dr. S. B., Prof. a. d. Univ. Greifswald.
(S. 196. 198.)
Mac Lean, Malcolm Shaw, Minneapolis (Minn.).
(S. 312.)
Mařik, Prof. Dr. Josef, Mödling (Österr.).
(S. 293.)
Mellin, Joseph, Studiendirektor, Münsterberg (Schl.).
(S. 56. 159. 329.)
Mühe, Dr. Theodor, Oberstudiendirektor, Hamburg.
(S. 184. 208. 209.)
Nidecker, Dr. Heinrich, Basel.
(S. 25.)
Price, Dr. Hereward T., Dozent am Institut für Weltwirtschaft in Kiel.
(S. 97. 103. 109. 111. 112. 113. 114. 139. 334.)
Redin, Dr. Mats, Rektor, Göteborg (Schweden).
(S. 232. 234.)
Reuning, Dr. Karl, Studienrat, Lektor a. d. Univ. Breslau.
(S. 295.)
Schöffler, Dr. Herbert, Prof. a. d. Univ. Köln.
(S. 65. 68. 71. 74. 77. 137. 138.)
Schücking, Dr. Levin L., Prof. a. d. Univ. Leipzig.
(S. 305. 392.)
Vollhardt, Prof. Dr. W., Studienrat, Leipzig.
(S. 115. 214.)
Western, Dr. August, Rektor, Frederikstad (Norw.).
(S. 1.)
Williams, R. A., Prof. a. d. Univ. Belfast.
(S. 61.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXVIII. Bd. Januar 1927. Nr. I.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

H. Poutsma, A Grammar of Late Modern English. Part II, Section II, The Verb and the Particles. P. Noordhoff. 1926. Groningen. fl. 16.50, cloth fl. 18.00.

With the above mentioned volume Mr. Poutsma has at last brought his truly majestic grammar to a happy end. One does not know which to admire most, his extensive knowledge of the English language or the untiring industry that has enabled him to complete this wonderful work. It is really impossible to do full justice to it. It is easy enough to enumerate the different items of its contents, to point out, one after another, the many fine observations on English usage; but this would be to copy paragraph after paragraph and lay claim to more room than any periodical could afford to give. In general terms it must be enough to say that the present volume, like the preceding ones, bears on every page witness to the author's extensive reading, his thorough knowledge of the English language in its different shades, from the lofty style of the Bible to the coarse eloquence of Sam Weller, as well as his practical mastery of the modern idiom, which makes the study of the book a real pleasure:

The present volume contains, besides an *Introductory Survey*, chapters on *Transitive and Intransitive*, the *Passive Voice*, the *Middle or Reflexive Voice*, *Mood*, *Tense*, *Aspect*, the *Expanded Form of the English Verb*, *Variable Applicability of the Predicate*, *Analysis of the Predicate into a Connective and a Significant Part*, the *Infinitive*, the *Gerund*, the *Participles*, *Conjugation*, *Adverbs*, *Prepositions*, *Conjunctions*, and *Interjections*.

Digitized by Google

As far as I can see, the author in building up his grammatical system has not aimed at a rigorous distinction between formal and logical categories, treating them both side by side in the same chapter instead of devoting one part of the book to one of them and another part to the other. This appears especially in the chapter on *Tense.* The author here begins by explaining the different *time-spheres* (the *present,* the *past* and the *future* etc.) and then goes on to mention in a general way the forms of the verb (the *tenses*) that are used to denote these time-spheres. But in this scheme there is no place for what is called the *perfect tense,* "owing to the fact that this tense in its primary application expresses a blending of two elements, viz. it states a) that the action or state referred to the past time-sphere, b) that this action or state produced a result belonging to the present time-sphere". And after this general survey he proceeds to show the *Formation of the Perfect Tenses* (the perfect and the pluperfect) and the *Formation of the Future Tenses* (with the different uses of *shall* [*should*] and *will* [*would*]). After this comes *Use of the Tenses* (the Present doing duty for the Future and for the Perfect or the Preterite, the Perfect compared with the Preterite and with the Present, the tenses of Completed Action compared with the tenses of Uncompleted Action).

Now I think that this treatment both of the logical category (time-sphere) and the formal category (tense) in the same chapter is apt to disturb the clear perception of the author's exposition. In my view it would be better to treat of these different categories in different parts of the book, so that the logical categories (such as concepts[1]), the sentence and its parts, the time-spheres, the moods, the passive voice etc.) and the formal expedients by which these are expressed, are collected in one place, while the formal categories (the parts of speech, the different forms of the sentenec together with word-order, the tenses of the verb, the auxiliaries etc.) and their meaning are set forth in another. I have myself tried

[1]) By *concept* I understand the logical meaning of a word or word-group without any reference to the form. Thus *Shame!* is formally only a noun, but logically it means *It is shameful* or *You ought to be ashamed of yourself.* Conversely *I believe he is ill* is only one concept (= *I believe in his illness*), but formally two sentences (*I believe* + *he is ill*).

Digitized by Google

this division of grammar in my Norwegian Grammar (*Norsk Riksmåls-grammatikk*, Kristiania [Oslo] 1921).

Apart from this objection the author's treatment of *Tense* is excellent. It will hardly be possible to find in the whole range of modern English literature a single case which has been overlooked. It is quite incredible how it has been possible to collect and arrange the innumerable quotations that the book contains. In this respect I do not think the book has any equal, done by one man, in linguistic literature. Of course, a good deal of it belongs rather to lexicography than to grammar, a fact which the author is fully aware of, but as he says (Preface page V), "apart from the fact that it is exceedingly difficult to delimit the two departments, this would have materially diminished the usefulness of my book, which, before everything, aims at giving practical instruction".

It is, of course, unavoidable that a work so full of details as this one should sometimes contain statements which will clash with received opinions, or strike the reader as more or less doubtful. I have noted down some such cases, which I shall take the liberty to call the author's attention to.

In ch. XLV, 4 he seems to consider *to be* as a copula also when it is "followed by an adverbial adjunct", and gives as examples *My bed is (stands) close to the wall*, *The book is (lies) on the table.* But, surely, *to be* cannot in this case be called a copula. The author himself defines copulas as "verbs which are joined with a nominal or nominal equivalent to effect a predicating", but *close to the wall, on the table* are not nominal equivalents. *To be* in such collocations corresponds to the German *sich befinden*, but in the sentence *Er befindet sich in Berlin* nobody would think of calling *befindet sich* a copula. It is quite true that neither *to be* nor *sich befinden* give a full meaning when unaccompanied by such an adverbial adjunct, but that is also the case with lots of other verbs which are certainly not copulas. If I say *He agrees*, and there is no antecedent to which this may refer, these words do not convey any meaning till I add *with somebody* or *to something.* Even a transitive verb does not give a full meaning till an object is added. Nor do I consider *to be* as a copula in *The boy is at home* (befindet sich zu hause). A good test is, I think, to consider such sentences as answers to questions.

Digitized by Google

If such a question begins with *who, what* or *how*, to be is a copula: *Who is that man? He is my brother*; *What is your father? He is a sailor*; *How is the boy? He is ill.* But *The boy is at home* can only be the answer to *Where is the boy?* — A middle position is taken by *The boy is asleep.* The word *asleep* has not yet become an adjective, because it is impossible to say **An asleep boy.* Still the sentence can only be the answer to *How is the boy*, because if we ask *Where is the boy?* the answer would be *He is in bed.*

In ch. XLV, 22 the author says that "the most characteristic feature of objects is that they are felt as *necessary* complements of the predicate". But in 23 he adds that this fact "does not always constitute an object", and as examples of this exception he gives *The bag weighs twenty pounds, The book costs twenty shillings, The storm lasted an entire day*, because here "the modifier is a pure adverbial adjunct, having the same grammatical value as an adverb". This then is a rule with a very essential exception. It would decidedly be better if it was possible to form a definition of the object which did not allow of any exception. Much would be gained by adding that the object must necessarily be a nominal or nominal equivalent, but still more if the author had adopted *Jespersen's* logical division of words and word-groups into *primary, secondary* and *tertiary* ones. If I say *The man killed*, without reference to anything said before, the words are really meaningless, just because they mean too much, for it is possible to kill a man, a woman, a boy, a girl, a dog, a cat etc. etc., i. e. the verb *kill* has a very wide sense-sphere. But if I add, for instance, *a bear*, this word will exclude all the other possibilities, and that is what I take to be the function of the object. In my *Norsk Riksmåls-grammatikk* § 146, therefore, I define the object as "a primary word or word-group ("overledd") that is joined directly to the verb in order to narrow its sense-sphere", namely by excluding all possibilities but one, and this definition would also hold good for English. Of course, then, I also consider *father* in *The boy resembles his father*, and *me* in *It pleases me* as objects. Consequently also *a shilling* in *The book costs a shilling* and *ten stone* in *He weighs ten stone*, but not *a long distance* in *He walked a long distance*, because this

Digitized by Google

addition does not narrow the meaning of *walk*, which has only one meaning: to advance by alternate steps, but simply tells how far this movement went on. The verbs *cost* and *weigh*, on the other hand, have a sense-sphere of a certain width: something may cost not only different sums of money, but a man's tranquillity of mind or happiness, or even his life, and a thing may weigh at least more or less. The author says rightly that it is not difficult to see the difference between the modifiers that deserve to be called objects and those that are adverbial adjuncts, viz. by trying if the sentence answers the question *whom, what* or *where, when, in what manner, how,* but, unhappily to the last word he adds *how much,* which in the question *How much does the book cost* can only be a nominal equivalent, meaning *how much money* or *what sum of money,* that is to say a primary word, and therefore is truly an object. —

Another difficult question is that of "prepositional object" (*He looked at the sky, I wonder at his impudence*), and whether this term should be given to the whole combination, preposition + (pro)noun, or to the (pro)noun alone. The author decides in favour of the former view, "bearing in mind that when, for some reason, the combination is divided from the governing verb, also the preposition is divided from the verb".

Here again it may be seen how important it is to distinguish between formal and logical categories. The difference is clearly seen in the two expressions *He lay on the floor* and *He imposed upon everybody.* Formally the two complements *on the floor* and *upon everybody* are of exactly the same nature, but logically there is a great difference: *on the floor* is an adverbial adjunct of place, while *upon everybody,* taken by itself, has no logical value at all. Logically *upon* belongs to *imposed,* so that *imposed-upon* forms a transitive verbal group having for its object *everybody.* And as the term *object* is a logical, not a formal category, it is in my view impossible to use the name "prepositional object" of the whole combination preposition + (pro)noun. The (pro)noun is in both cases an object, but in *He lay on the floor* it is the object of the preposition *on,* while in *He imposed upon everybody* it is the object of the group *imposed-upon.* This is also shown very clearly by the author himself in 24 (page 35), where the

Digitized by Google

difference between the two examples under discussion is marked in this way: *He lay | on the floor*, but *He imposed upon | everybody*. But in my view it can hardly be correct to admit a prepositional object in the sentences *He arrived at his destination, He rode on a mule, He leapt over the wall.* The fact that the last named sentence can be changed into the passive *The wall has been leapt over*, is no sure test because on one hand it is also possible to say *The bed has been slept in*, while on the other it is impossible to say **Conveniences are abounded in* (*by the ship*). The only reliable test is to examine whether the prepositional group has an independent logical value or not: *on the table, in the bed, over the wall* have such a value, and are therefore adverbial adjuncts; *upon everybody, in conveniences* have no such value, and the preposition must therefore be said to belong (logically) to the verb, so that the noun is the object of the verbal group *imposed-upon, abounds-in.* — In Norwegian, too, there are lots of such pairs, for instance, *Han løp | efter vognen* (he ran after, or behind the carriage), but *Han løp efter | doktoren* (he ran for the doctor); *Han døde | efter operasjonen* (he died after the operation), but *Han lengtet efter | sommeren* (he longed for the summer). In the first case we may make a pause after the verb, in the last case after the preposition (see my Norsk Riksmåls-grammatikk § 167).

I fully agree with the author when, on page 16—17, he opposes the inclination of some grammarians to reckon such verbs as *do, can, must, ought to, dare* and *need* among the auxiliaries. But I should be inclined to go a step farther and speak not of auxiliary *verbs*, but of the auxiliary *function* of certain verbs that may otherwise be quite independent. Nearly thirty years ago I wrote a historical survey of the use of *can, may* and *must* (Om brugen af *can, may* og *must*. En sprog-historisk undersögelse. Christiania Videnskabsselskabs Skrifter 1897, II, No. 1). Unhappily this monography is written in Norwegian and probably little known outside my own country. In the concluding remarks I examine the question what right these verbs have to be called auxiliaries. I shall take the liberty to translate a few lines of this examination:

"If we compare such forms as *loves* and *loved*, we find that they consist of something common to both, viz. the naked

Digitized by Google

verb *love* and different endings *-s* and *-d*, which denote the different relations between the verb and the subject. In languages that are rich in forms most such relations are expressed by endings, in languages with few forms it is necessary to use an auxiliary if no ending is at hand. It is quite clear, therefore, that an auxiliary is a verb that does duty for an ending, modifying the notion of the verb in the same way as the ending would have done if it had existed. It is further clear that the auxiliary must give to the verb a shade of meaning for which the language has no special form .. Now, in the modern Germanic languages there is no verb that is used exclusively for this purpose. In *I have seen him have* is used in this way, but it has also an independent meaning in *I have money*. So also *let* in *let us go*, when it means the same as the French *allons*, but not when it means *permit us to go*. The conclusion of this is that the term *auxiliary* does not mean a special *class of verbs*, but *a special function of verbs which otherwise may have a meaning of their own*."

Consequently in *May the king live long!* I should rather call *may* a phraseological expedient to vary the expression, because it is also possible to do without it and say *Long live the king!* But in *May you live long* it has certainly auxiliary function, because it is impossible to say **Long live you!* — So also in *It may rain to-morrow* it has such a function, because future possibility cannot be expressed in English by any single verbal form. And if we compare English with languages that have highly developed form-systems, even transitive verbs may be said to have auxiliary function. Thus Sanskrit has a form called the Desiderative, expressing a wish, e. g. *jīvāmi*, I live, but *jijīvisāmi*, I wish to live. Hungarian can express power or ability by a single form, e. g. *írok*, I write, but *írhatok*, I can write. —

On page 40 the author says that "verbs cannot indicate a quality, which is the characteristic function of most adjectives". But what about such verbs as *to stammer, to limp, to lisp, to snuffle?* If I am asked if Mr. X is a good speaker, I may answer, "No, he stammers", which means that he has the quality of stammering. In the same way *He drinks* may mean that he is in the habit of intoxicating himself, even if, for

Digitized by Google

the moment, he is quite sober. Conversely it may be said that adjectives sometimes can express voice (active and passive): *a timid man* is one that is easily frightened, but *a terrible man* is one that frightens other people. The parts of speech, which are formal categories, should be defined formally, not logically. Of course it is very difficult to give a formal definition of English adjectives, because they are quite indeclinable, except in so far as many of them can form a comparative and a superlative. Besides, many of them have without change of form passed into the class of the substantives. But at all events, it is no use telling that the function of most adjectives is to indicate a quality, for substantives like *goodness, height, beauty,* must also be said to indicate a quality. The most frequent function of an adjective is to specialize a primary word either by being placed before it (*a good man*) or predicatively (*the man is good*). Also substantives and even adverbs may specialize a primary word, but only when they are placed before it: we can speak of *a garden party,* but we cannot say **the party is (or was) garden*; *the then Chancellor,* but not **the Chancellor was then.*

On page 108 (16b) it is said that "the passive voice is unthinkable when the object is a reflexive pronoun ... Thus no conversion is possible of *He killed himself.*" But at all events the following conversation seems to me to be possible: "A man has been found dead, and there is hardly any doubt that he has been killed." — "Oh, you think so, but by whom?" "Probably by himself, I should say." So instead of "unthinkable" I should prefer "very rare" or "practically not in use."

In ch. XLVIII (the Middle or Reflexive Voice) I do not find any reference to the difference between *The man begged the boy to hide himself* and *The man begged the boy to hide him.* In the case of the sentence containing an "accusative with infinitive", the reflexive pronoun can only refer to this "accusative" (the logical subject of the infinitive), not to the grammatical subject of the sentence.

On page 173, IV we read: "The apodosis may express an actual fact and, accordingly, have its predicate in the indicative, although the protasis expresses a case which the speaker knows to be contrary to fact", and as an example he quotes: *Surely, if they had been zealous to pluck a brand from the burning,*

Digitized by Google

here was a noble opportunity. But certainly the last sentence is not really the apodosis of the *if*-clause, for the opportunity was there whether they were zealous or not. After the *if*-clause we must understand something like: *they might have done so, for here was* etc. The author's explanation of this very example on page 193, II is hardly right; cp. what he says on the same page of *He's safe enough, sir, an he were but sound.*

On page 186 (foot of the page) is mentioned the use of *lest* in the sense of *for fear (that).* This use is of course very common, but it seems that the author is not aware (s. v. v.!) that *lest* is sometimes found where it can only mean *in case* and when no fear is implied, e. g.

> Dick. Chuzz. 23, Household Ed.: Mr. Pecksniff ... withdrew to his own home, and remained there three whole days: not so much as going out for a walk beyond the boundaries of his garden, *lest he should be hastily summoned* to the bedside of his penitent and remorseful relative. — Dick. Ol. Twist ch. XXIII, end: Mrs. Corney ... briefly requested Mr. Bumble to stay till she came back, *lest anything particular should occur.*

Sometimes the supposed case may even be desirable, e. g.

> Bulwer, Pelham 364, T: It so happened that I had that morning taken the miniature I had found in the fatal field, from the secret place in which I usually kept it, in order more closely to examine it, *lest any more convincing proof of its owner ... might be discovered* by a minuter investigation.

The beginning of this use of *lest*, but of course with "fear" implied, is found already in Old English. Thus in Greins Bibl. der angels. Prosa I, 265 (Hiob I, 5) we read: Iob sóðlice árás ... and offrode gode seofonfealdne lác for his seofon sunum, *þí les þe hí wið god on heora gepance ágylton.*

It is not always easy to find one's way through the enormous accumulation of rules and quotations in this nearly superhuman grammar. Happily the author has added an elaborate *Index of Subjects* and a still more elaborate *Index of Words, Prefixes and Suffixes,* which make it tolerably easy to look out things that are dealt with in different parts of the book.

Digitized by Google

In conclusion I congratulate the author upon the completion of his great work. Even if it has been a labour of love, one can easily understand that he feels "greatly relieved now that it has been completed, and the strain of many a long year of strenuous work has been removed". But he is entitled to feel not only relief, but joy and pride at having achieved a work without a parallel.

Fredrikstad (Norway). Aug. Western.

The Subject Index to Periodicals 1922. Issued by **The Library Association.** I. Language and Literature. Part 2: Modern European. London: Library Association; Agents: Grafton & Co. Feb. 1926. 4°. 74 Spalten. Preis 5 sh. net.

Die internationale Zeitschriftenbibliographie, von welcher hier eine Lieferung vorliegt, ist zum ersten Male im Jahre 1915 unter dem Titel „The Athenaeum Subject Index to Periodicals" erschienen. Das vor kurzem im „Beibl. zur Anglia" angezeigte Register of Bibliographies of the English Language and Literature von Northup weist nach, dafs dafür über 530 Zeitschriften ausgezogen seien, dafs der erste Band 20000 Einträge unter Sachstichwörtern und 14000 Namen im Verfasserverzeichnis enthalte. Für nähere Einzelheiten wird dort auf Besprechungen im Athenaeum vom November 1916, p. 532f., in Library World, Oct. 1916, XIX, 103, in Library, March 1924, 4th ser. IV. 339f. verwiesen. Einer gütigen Auskunft des der National Library of Wales in Aberystwyth angehörigen gegenwärtigen Herausgebers verdanke ich folgende weitere Angaben: Seit 1919 lautet der Titel nur noch „The Subject Index to Periodicals". Erschienen sind die Berichte über die Jahre 1915 bis 1922. Das Material für das Berichtsjahr 1923 liegt beinahe vollständig, für die folgenden Jahre zum grofsen Teil vor. Aber finanzielle Schwierigkeiten lassen das Weitererscheinen gefährdet erscheinen. Hoffentlich gelingt es der englischen Library Association, welche jetzt das Unternehmen zu dem ihrigen gemacht hat, dessen Zukunft zu sichern. Vielleicht könnte auch da die vom Völkerbund eingesetzte Kommission für geistiges Zusammenarbeiten rettend beispringen und die Erhaltung dieses nützlichen Arbeitsinstruments sichern. Diese Bibliographie bildet zu der ebenfalls

Digitized by Google

unterstützungswürdigen Internationalen Bibliographie der Zeitschriften-Literatur aus dem Verlag von F. Dietrich in Gautzsch bei Leipzig eine wichtige Ergänzung, da in ihr eine grofse Menge englischer und amerikanischer Zeitschriften ausgezogen werden, welche in der Dietrichschen Bibliographie unberücksichtigt bleiben.

Der Subject Index to Periodicals erscheint jährlich in acht auch einzeln käuflichen Hauptteilen: A. Theology and Philosophy (including Folk-Lore); B—E. Historical, Political and Economic Sciences; F. Education and Child Welfare; G. Fine Art and Archaeology (including Genealogy and Local History); H. Music; I. Language and Literature (Part I: Classical, Oriental, and Primitive; Part II: Modern and Bibliography); K. Science and Technology. Der Bezugspreis beträgt für einen ganzen Jahrgang £ 4. 4 s. Für denselben Preis ist der revidierte Band für 1915/16 in Leinen gebunden noch erhältlich, während der entsprechende Band für 1917/19 £ 6. 6 s. kostet. Die Jahrgänge 1920 ff. sind nur in Abteilungen zu haben zum Abonnementspreis von je £ 4. 4 s.

Im ganzen werden gegenwärtig rund 600 Zeitschriften ausgezogen, wovon 200 für die Abteilung der lebenden europäischen Sprachen und Literaturen. Weitaus die meisten davon wird man in kontinentalen Bibliotheken Europas wahrscheinlich vergeblich suchen. Die Basler Universitätsbibliothek z. B. führt nur etwa 50 von diesen 200 Zeitschriften, die übrigens grofsenteils mit ihrem Hauptinhalt andere Gebiete, Kunst, Medizin, Philosophie, Pädagogik, Rechtswissenschaft, Theologie u. a. angehen. An deutschsprachigen Zeitschriften findet man darin nur eine geringe Zahl: Anglia, Archiv für Religionswissenschaft, Preufsische Jahrbücher, Palaestra, Deutsche Rundschau, Sitzungsberichte der phil.-hist. Klassen der Berliner und der Wiener Akademie, Englische Studien, Zeitschrift für deutsches Altertum. Von anderen neuphilologischen Zeitschriften sind die folgenden in der Liste vertreten: Islandica, Journal of English and Germanic Philology, Modern Languages, Modern Language Notes, Modern Language Review, Modern Philology, Publications of the Modern Language Association of America; Romania, Romanic Review, Smith College Studies in Modern Languages, University of California Publications (Modern Philology).

Digitized by Google

Geordnet sind die Einträge unter Stichwörtern in alphabetischer Reihenfolge, wie sie von den Subject Headings der Library of Congress (2. Ausg. 1919) nebst Nachträgen vorgesehen sind. Versdichtungen und erzählende Prosa in Zeitschriften allgemeinen Charakters (Magazines) bleiben unberücksichtigt.

Die mir zugänglichen Besprechungen der bisher erschienenen Jahrgänge stimmen überein in der Anerkennung des Geleisteten, da man überall bemerke, dafs die Arbeit in den Händen durchaus sachkundiger Helfer und Redaktoren liege. Als besonderer Vorzug wird gerühmt, dafs solchen Titeln, welche den Inhalt des unter ihnen stehenden Aufsatzes nicht zweifellos klar erkennen lassen, knappe Erläuterungen hinzugefügt seien. Aus eigener Einsicht in die vorliegende Lieferung fühle ich mich berechtigt, diesem Lob beizustimmen. Was geboten wird, ist ganz fehlerfrei, sehr übersichtlich und sauber gedruckt, so dafs man leicht und bequem mit dieser Bibliographie einen Überblick über die belangreichen Zeitschriftenaufsätze über einen bestimmten Gegenstand sich verschaffen kann. Weniger einwandfrei scheint mir die Vollständigkeit. Stichproben aus den im Jahre 1922 erschienenen Teilen der Anglia und der Modern Language Review zeigen, dafs manches übergangen ist, zumal auf grammatischem und sprachgeschichtlichem Gebiet, oder wenigstens unter den naheliegenden Stichwörtern nicht gefunden werden kann. Rezensionen und Würdigungen sind mit Recht grundsätzlich nicht ausgeschlossen, aber in Wirklichkeit gelegentlich nicht erwähnt, trotzdem sie Selbständiges und Förderndes zum Thema beibringen.

Man könnte sich vielleicht fragen, ob es nicht ratsam wäre, sich mit anderen bibliographischen Unternehmungen zu verständigen über die Auswahl der auszuziehenden Zeitschriften. Es ist überflüssig, dafs an verschiedenen Orten die gleiche Arbeit wiederholt geleistet wird. Weises Haushalten mit geistigen und finanziellen Kräften ist heute unumgänglich nötig. So würde sich für das Gebiet der englischen Sprache und Literatur eine Verständigung mit den Redaktionen von The Year's Work in English Studies und der Pauesschen Bibliographie empfehlen; entsprechendes würde für das Verhältnis zu anderen brauchbaren Bibliographien gelten. Wenn heute in Ermangelung einer allgemein anerkannten internationalen Wissenschaftssprache internationale Einigung vielleicht noch

Digitized by Google

nicht erreichbar ist, sollten wenigstens für dasselbe Sprachgebiet Wettbewerb und Doppel- oder Mehrspurigkeit vermieden werden.

Basel. Gustav Binz.

The Element of Irony in English Literature. An Essay by **F. McD. C. Turner.** Cambridge, at the University Press, 1926. V + 199 pp. kl. 8°. Pr. 5 s. net.

Der Verfasser behandelt die Ironie in der englischen Literatur. Seine Art der Behandlung ist geistvoll, aber für unsere Begriffe begrifflich zu wenig fundiert und auch zu unsystematisch und planlos. Er unterscheidet zwei Hauptarten der Ironie, die „prophetische" und die „kleine" Ironie. Unter der ersteren versteht er das, was wir wohl als „Weltanschauungsironie" bezeichnen würden, eine Ad-absurdum-Führung der ganzen Weltansicht, die der Ironiker bekämpft, die andere richtet sich gegen Einzelheiten. Das Jahrhundert von Milton bis zu Swift, Defoe and Arbuthnot ist das eigentliche Zeitalter der Ironie, wo diese infolge der scharfen und unausgeglichenen Gegensätze in England die wirksamste und beliebteste geistige Waffe war. Sam. Johnson, Edm. Burke, später Shelley und Byron, in unserer Zeit namentlich Samuel Butler, haben diese Waffe mit grofser Virtuosität gebraucht. Schliefslich behandelt der Verfasser die Ironie im Roman (Fielding, Jane Austen, Thackeray und Meredith), in der Biographie und der Geschichtsschreibung. Das Buch ist jedenfalls sehr anregend.

Berlin, Sept. 1926. Ph. Aronstein.

Studies in Shakespeare, Milton and Donne. By **Members of the English Department of the University of Michigan.**

A. u. d. T.: **University of Michigan Publications. Language and Literature** vol. I. New York and London, The Macmillan Company Ltd. 232 p. 8°.

Die beiden ersten Abhandlungen dieses Sammelbandes sind Shakespeare gewidmet. Die erste,

Campbell, Love's Labour's Lost Restudied,

beschäftigt sich mit der Entstehung des einzigen Stückes von Shakespeare, für das keine Quelle vorhanden ist, *Love's Labour's Lost.* Dafs ein Ereignis aus der französischen

Digitized by Google

Geschichte, der Besuch der Königinmutter von Frankreich am Hofe von Navarra im Jahre 1578 gewissermafsen die Keimzelle des Dramas sei, wie Campbell im Anschlufs an Abel Lefranc (*Sous le Masque de Shakespeare*, Paris 1919) annimmt, — der Franzose schliefst dann weiter, dafs nicht Shakespeare, sondern Lord Derby das Stück verfafst habe, worin C. ihm nicht folgt —, ist eine jener Vermutungen, die zu dem Dunstkreise unbeweisbarer Möglichkeiten gehören, der die Shakespearekunde umgibt. Gewifs ist dagegen, dafs das Stück höfischen Charakter trägt und für höfische Kreise bestimmt war; nicht unwahrscheinlich auch, dafs es, wie der Verfasser annimmt, in seiner ursprünglichen Gestalt von Kindern für die Kindertheater geschrieben worden ist. Der Verfasser schliefst aus der ganzen Anlage des Stückes, seinem losen Bau, seinem Schauplatz in einem Park, der Art und dem Abschlufs der Handlung, dafs es auf einer der Reisen der Königin bei ihrem Aufenthalte auf einem Schlosse vor ihr aufgeführt sei, eine sehr einleuchtende, nicht unwahrscheinliche Annahme, wenn auch die besonderen Deutungen der Charaktere, die daraus eine Art Schlüsseldrama machen wollen, wie es die Lustspiele Lylys waren, blofse Vermutungen bleiben müssen. Der Nachweis des königlichen „Progress" als Strukturprinzip ist das eine Verdienst dieses Aufsatzes, das andere der Hinweis darauf, dafs neben Lylys Stücken die italienische Stegreifkomödie, die Commedia dell' Arte, den Dichter beeinflufst hat. Auf diesen Einflufs ist allerdings schon früher, nicht blofs mit Bezug auf dieses Stück, sondern auf alle Lustspiele Shakespeares hingewiesen worden (Sh.-Jahrb. XLVI, 1 ff., Max J. Wolff, Sh. und die Commedia dell' Arte).

Mit diesem Aufsatze berühren sich die Darlegungen des zweiten Beitrags:

Campbell, The Two Gentlemen of Verona and Italian Comedy.

Campbell geht aber über Wolff, dessen Arbeit er wohl nicht gekannt hat, hinaus, indem er annimmt, dafs das verlorene Drama „The History of Felix and Philiomena" (aufgeführt am 3. 1. 1585) eine Art Bindeglied zwischen der italienischen Komödie und Shakespeares Stück gebildet habe. Das ist möglich, aber, da es sich um ein nicht mehr vorhandenes Stück handelt, auch nur eine Vermutung. Gewifs ist, dafs sich auch hier der Ein-

Digitized by Google

flufs der italienischen Komödie zeigt, den der Verfasser später noch bei „The Taming of the Shrew", „The Comedy of Errors" und „The Merry Wives of Windsor" nachweisen will (s. auch hier schon Wolff a. a. O.). Der Aufsatz bringt nicht gerade etwas ganz Neues, aber er hat das Verdienst, die Annahme von dem ganz bedeutenden Einflusse italienischer Vorbilder auf die Entstehung des romantischen englischen Lustspiels zu stärken.

Charles C. Fries, Shakespeare's Punctuation.

Die Shakespeare-Philologie ist, um mit Fontane zu reden, „ein weites Feld". Neuerdings hat man sogar die Interpunktion der Originaldrucke der Dramen untersucht. Man will gefunden haben — eine kleine Literatur existiert schon darüber —, dafs die Interpunktion der frühen Quartos und der ersten Folio, die auf den Handschriften Shakespeares beruhe, nicht logisch-grammatisch gewesen sei, sondern rhythmisch-rhetorisch, dafs sie den Zweck gehabt habe, anzudeuten, wie man den Text lesen und sprechen, nicht wie man ihn analysieren müsse. Diese Theorie wird hier eingehend untersucht, und der Verfasser kommt auf Grund der Grammatiken und Stilistiken des 16. und 17. Jahrhunderts und der späteren Perioden, sowie der Aussprüche Shakespeares über die Zeichen — es sind fünf Stellen — zu dem Resultat, dafs ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Prinzip der Interpunktion bei Shakespeare und dem der neueren Zeit nicht besteht, dafs wahrscheinlich auch die Interpunktion der elisabethanischen Bücher auf dem Satzbau beruht, dafs sie nur, besonders die der Folios und Quartos, loser und unregelmäfsiger ist als heute und daher für die Deutung Shakespeares keinen Wert hat. Diesem Schlusse wird man wohl zustimmen müssen. Es wäre nicht ohne Interesse, die Sache in der ersten Folio Ben Jonsons von 1616 zu untersuchen, deren Druck der Dichter ja selbst überwacht hat. Da Ben Jonson Gelehrter und Dichter war, hat er wohl dieser Sache in der Praxis seine Aufmerksamkeit gewidmet, theoretisch behandelt er sie ja in seiner Grammatik, wie die anderen Grammatiker, als grammatische Satzzeichen.

James Holly Hanford, The Youth of Milton.

Ist Shakespeare der unpersönlichste unter den englischen Dichtern, so ist Milton unter den grofsen Dichtern der persön-

Digitized by Google

lichste. Er steht nicht geheimnisvoll hinter seinem Schaffen, er tritt wieder und wieder hervor mit seinem leidenschaftlichen Streben, seinen Bekenntnissen und Selbstenthüllungen. Seine Werke selbst reizen dazu, seine persönliche Entwicklung in ihnen und durch sie zu verfolgen. Man hat nun, meint der Verfasser dieses gediegenen und wertvollen Aufsatzes, diese Beziehung zwischen Miltons Schaffen und seiner Persönlichkeit zu sehr in den äufseren Ereignissen seines Lebens gesucht, auf diese zuviel Wert gelegt. Er will statt dessen versuchen, das Wachstum des Miltonschen Geistes in seinen dichterischen Äufserungen selbst von Anfang an zu verfolgen. So verfolgt er in seinen Werken den Fortgang von einem humanistischen und ästhetischen Enthusiasmus, der Freude an der Sprache und dem Wohllaut der Dichtung, zu einem platonischen Idealismus, bei dem erst Petrarca, dann besonders Spenser sein Vorbild ist, und dann weiter immer mehr zur Auffassung seines Dichterberufs als einer patriotischen Pflicht, einer idealen Aufgabe im Dienste des Vaterlandes. Die ethischen und politischen Ideale gewinnen bei Milton erst Gestalt, wenn sie mit persönlichem Gefühle durchdrungen sind, ebenso wie die persönlichen Triebe bei ihm zu allgemeinen Wahrheiten werden. Nicht die äufseren Ereignisse seines Lebens bestimmen das Wachstum seines Geistes; sie geben Gelegenheit für die praktische Betätigung seiner Philosophie und seines Glaubens. Der Aufsatz ist in der Tat geeignet, neues Licht auf die Selbstentfaltung dieser starken und reichen Persönlichkeit zu werfen. Überhaupt legt man, wie mir scheint, im allgemeinen den äufseren Erlebnissen der Dichter eine zu grofse Bedeutung für die Erklärung ihrer inneren Entwicklung bei. Diese vollzieht sich nicht selten unabhängig von den äufseren Schicksalen, ja sogar im Widerspruch mit denselben. Man sollte also bei der Behandlung einer dichterischen Entwicklung mehr Wert darauf legen, das innere Wachstum aus den dichterischen Äufserungen zu rekonstruieren, als mit pedantischer Genauigkeit allen kleinen Einzelheiten des zufälligen Daseins nachzuspüren.

Hanford, Samson Agonistes and Milton in Old Age.

Der Verfasser betrachtet die drei grofsen Alterswerke Miltons in ihrem Verhältnis zueinander und in ihrer Rolle in

Digitized by Google

seinem Lebenswerke, der dichterischen Darstellung seines „christlichen Humanismus". Er lehnt auch hier die äufseren Entstehungsgründe ab, so namentlich bei „Paradise Regained", das er entgegen der allgemeinen Ansicht „Paradise Lost" an Wert gleichstellt. Er will die Genesis der Dichtungen allein aus der inneren, gewissermafsen „vorherbestimmten" Entwicklung des Dichters ableiten. Er wendet sich dann besonders der Betrachtung des Dramas „Samson Agonistes" zu. Er zeigt, wie der Dichter die naive, märchenhafte, biblische Sage unter dem Einflusse des Buches Hiob und der griechischen Tragödie umgewandelt und vertieft hat. Er behandelt auch die Bedeutung, die gerade diesem Drama im Leben und in der Entwicklung des Dichters zukommt. Es erscheint nicht blofs als eine Erneuerung des antiken Dramas; es war für den Dichter selbst, der sein eigenes Schicksal in dem Simsons darstellte, eine Art Katharsis, eine Reinigung von den Leidenschaften, die sein Unglück in ihm wachrief, eine Selbstbefreiung durch das nur wenigen Begnadeten gegebene Mittel der Selbstdarstellung im Spiegel der Dichtung. Die Ausführungen des Verfassers sind klar und überzeugend und bringen uns Milton und sein Dichten innerlich näher.

Louis I. Bredvold, The Religious Thought of Donne in Relation to Medieval and Later Tradition.

Der letzte Aufsatz der Sammlung verfolgt die innere Entwicklung Donnes und sucht zu zeigen, wie und unter welchen Einflüssen der skeptische, sich gegen Regel und Gesetz in Natur und Moral empörende, naturalistische Dichter und zynische Weltmann zum Heiligen der englischen Kirche wurde. Donne hat, wie der Verfasser nachweist, nacheinander die skeptische Philosophie des Sextus Empiricus, die Essays von Montaigne, die neue Astronomie des Kopernikus und die mittelalterliche Scholastik in ihren Hauptströmungen studiert und auf sich wirken lassen. Er ist aber durch innere Erfahrungen darüber hinaus vorgedrungen zu einer Synthese von Vernunft und Glauben, wobei der Glaube an erster Stelle steht. Augustinus, mit dessen Laufbahn die seinige, wie hier gezeigt wird, viel Ähnlichkeit hat, mag ihm als Vorbild gedient haben. Schliefslich aber finden wir in den Schriften Donnes, seinen Gedichten wie seinen Predigten und auch in seinem sog. „meta-

Digitized by Google

physischen" Stil immer den Ausdruck „seines inneren Selbst, seiner Stimmungen, Launen, Erregungen und Bestrebunegn in ihrer unendlichen Kompliziertheit und Feinheit". Er war ein „psychologischer Dichter; seine Poesie ist „Selbstbetrachtung" wie auch seine Predigten.

Es ist bezeichnend, dafs jeder, der sich genauer mit dieser interessanten Persönlichkeit der englischen Renaissance beschäftigt, von welcher Seite er ihr auch nahezukommen sucht, immer zu diesem selben Ergebnis gelangt. Donne vermag auch heute noch bei Menschen der verschiedensten Bildungs- und Denkungsart ein lebendiges Interesse zu erregen, weil seine Dichtungen wie seine Prosa der starke und aufrichtige Ausdruck einer grofsen Persönlichkeit sind, weil durch die scholastische Einkleidung und den „metaphysischen" Stil das Menschliche immer hindurchbricht und an das Menschliche in dem Leser appelliert.

Berlin, Sept. 1926. Ph. Aronstein.

A Cabinet of Characters. Chosen and Edited by **Gwendolen Murphy** 1925. London, Humphrey Milford, Oxford University Press. XXXVI + 437 pp.

Die Charakterskizze ist eine kleinere Literaturgattung, die namentlich im 17. Jahrhundert in England, wie gleichzeitig in Frankreich, geblüht hat. Es erschienen allein von 1608, wo Bischof Joseph Hall seine „Characters of Virtues and Vices" veröffentlichte, bis 1700 308 Ausgaben von „Charakterbüchern", wie die Herausgeberin in der gründlichen und ausführlichen Einleitung über die Entwicklung der „Characters" auseinandersetzt. Von dieser umfangreichen Literatur gibt das Buch einen Auszug. Es beschränkt sich aber nicht auf das 17. Jahrhundert, sondern gibt auch Proben aus einer Zeit, wo die analytische Beschreibung von Charakteren noch nicht Mode geworden war, sondern sich nur gelegentlich in anderen Schriften fand, in Satiren, Epigrammen, Pamphleten und Predigten, und besonders in den Lustspielen des 16. Jahrhunderts. Ben Jonson hat in einigen seiner Lustspiele, in „Every Man out of his humour", „Cynthia's Revels" und „The Magnetic Lady" Meisterstücke solcher knappen, scharfen Charakteristik gegeben, die allerdings nichts weniger als dramatisch sind. Dann folgen Proben aus den eigentlichen

Digitized by Google

Charakterbüchern, denen von Joseph Hall, Th. Overbury, John Stephens, Nicholas Breton, George Wither, John Earle, Richard Brathwaite u. a. Einige aus dem 18. Jahrhundert und aus der Neuzeit schliefsen das Buch ab. Im 18. Jahrhundert bestand die Charakterskizze als selbständige literarische Gattung nicht mehr, aber die typische und mehr abstrakte Art der Charakteristik des 17. Jahrhunderts hatte sich fortentwickelt zu einer mehr individualisierenden in den Essays von Steele, Addison und Samuel Johnson. Die Auswahl berücksichtigt auch das 19. Jahrhundert und gibt gute Charakteristiken von Wordsworth, Coleridge, Charles Lamb, Thackeray u. a. und schliefst mit John Galsworthy. Wir haben hier das Material zusammen, um die Entwicklung der Auffassung vom Menschen in England von der Renaissance bis zur Gegenwart zu verfolgen. Das Buch ist sehr hübsch ausgestattet und illustriert.

Berlin, Sept. 1926. Ph. Aronstein.

C. J. Sisson, Shakespeare in India. Popular Adaptations on the Bombay Stage. Humphrey Milford. London 1926. 26 S. Preis 2 s.

Ein interessantes Schriftchen, dessen Inhalt schon im November 1924 in Form eines Vortrages vor den Mitgliedern der Shakespeare-Association in King's College, London, bekannt gegeben wurde.

C. J. Sisson beginnt mit einer kurzen Übersicht der recht spärlich vorhandenen Schriften über den Einfluſs Shakespeares in Indien, der bisher wegen des sehr langsamen Entwicklungsprozesses der einheimischen indischen Literaturen literarisch wenig zur Geltung kommen konnte. Ähnlich wie in den Kulturländern des Abendlandes wurden auf den indischen Universitäten vorzugsweise klassische Literaturen, nämlich die Schriften des Sanskrit, des Persischen und Arabischen, und seit ca. 100 Jahren auch die englische Literatur gepflegt, und erst unter dem Druck der nationalistischen Bewegung sind die einheimischen neueren Literaturen in die Lehrpläne der Universitäten aufgenommen und damit die Grundlagen zu einer Umwälzung geschaffen worden, die zum Vergleich mit der englischen Renaissance unter dem Hause Tudor herausfordert.

Bengalien steht literarisch an erster Stelle, und wie die englischen Renaissanceschriftsteller sich des Lateinischen und Englischen bedienten, so schreibt z. B. Rabindranath Tagore reizvoll und flieſsend in bengalischer und englischer Sprache.

Der Verfasser geht nicht näher auf die groſsen Männer Indiens ein, die in den akademischen Traditionen des viktorianischen Zeitalters auf-

Digitized by Google

gewachsen waren und sich die englische Sprache und Literatur als wesentlichen Bestandteil höherer Bildung angeeignet hatten; auch liegt es ihm fern, Shakespeares Spuren etwa bei Dichtern wie Tagore nachzugehen. Er forscht vielmehr nach solchen Einflüssen bei den unteren Volksklassen, deren grofse Empfänglichkeit für den englischen Dichter er während der Zeit seines Lehramtes an der Universität Bombay vielfach beobachtet hat, und stellt fest, dafs Shakespeare-Stücke in den dortigen Volkstheatern weit beliebter waren als die Kammerspiele Tagores in Kalkutta. Von 9 Uhr abends bis 1 Uhr nachts hörte man auf diesen in den ärmsten Stadtteilen gelegenen Bühnen Shakespeares Helden im Turban und in orientalischen Gewändern fremde Zungen reden; denn man spielte in einheimischen Dialekten wie Marathi, Gujarati, Hindi und Urdu, und die Eintrittskarten für die billigsten Plätze kosteten wenig über 30 Pf. (4 pence). Erstaunlich war allerdings die Freiheit, die man sich mit Text und Inhalt der gespielten Stücke herausnahm, um sie dem geistigen Niveau des Publikums anzupassen, das hier Abend für Abend Shakespeare begeisterte Ovationen brachte.

Als Beispiel für die volkstümlich zugeschnittenen Shakespeare-Dramen bespricht der Verfasser Macbeth in der Fassung, in der das Stück von der Arya-Niti-Darshak-Theatergesellschaft zwischen 1910 und 1913 in Bombay gespielt wurde. Schon der Untertitel „Das zweischneidige Schwert" ist bezeichnend für die stark herausgearbeitete Moral. Das Interesse konzentriert sich besonders auf Lady Macbeth, Vasundhara, wie sie mit ihrem indischen Namen heifst, und die effektvolle Szene, in der sie als Nachtwandlerin auftritt, bildet einen Höhepunkt des Dramas.

Alle männlichen Hauptpersonen haben Frauen; Malcolm-Virkant ist mit Minakshi, der Tochter der Vasundhara und des Macbeth-Minketu, versprochen, und das Mädchen setzt ihr Leben aufs Spiel, um den Geliebten zu retten. Hierdurch ist die für das indische Drama notwendige Liebesepisode gegeben, und die Hochzeit der beiden Verlobten bringt das Stück zu dem ebenso notwendigen glücklichen Abschlufs.

Für Hexenszenen und Geistererscheinungen gibt es im indischen Theater keine Verwendung, und sie sind deshalb gestrichen; Banquo erlangt als Banquo-Macduff eine ganz neue Bedeutung. Ebenso wird der Ehrgeiz des Macbeth und sein Verbrechern in der eindrucksvollen ersten Szene anders motiviert.

Macbeth hat Duncans Feind, den König Jayadhwaja besiegt, der nun im Feldlager des Siegers liegt und denselben durch bitteren Spott reizt. Macbeth-Minketu, in seinem Stolze verletzt, erschlägt den Gefangenen und brütet über der ihm angetanen Schmach. Sein Weib hat mitangehört, wie Jayadhwaja ihn den Sklaven Duncan-Agnimitras nannte und stachelt ihn zum Morde seines Gebieters an. Als Ersatz für die Hexen tritt Yakoob ein, der anfangs Macbeth-Minketus Mitverschworener ist, sich dann aber zu einer Art Racheengel auswächst, in dem das fatalistische Prinzip mit der Idee der höchsten Gerechtigkeit verknüpft erscheint. Zur Entspannung der Haupthandlung ist, wie in Indien üblich, ein völlig selbständiges komisches Zwischenspiel eingefügt. Es handelt sich um die abenteuerlichen Erlebnisse eines heiratslustigen Advokaten in mittleren Jahren; die andern Träger der Handlung sind ein jugendlicher Vetter, eine reiche alte Jungfer,

Digitized by Google

die einen jungen Gatten sucht, und eine hübsche junge Witwe. Das Milieu der orthodox eingestellten Posse ist das moderne Bombay, und die beifsende Satire richtet sich gegen die späte Heirat der Männer, die Wiederverheiratung der Witwen und die Torheiten des aus England heimgekehrten, nach sozialer Reform strebenden Inders, ähnlich wie der Elisabethaner den italianisierten Engländer verspottete. Und wie Shakespeare mit seinen eingestreuten Liedern, Tänzen und Maskenspielen dem Geschmack seiner Volksgenossen Rechnung trug, so sind in diese indischen Redaktionen seiner Dramen nicht nur überall Lieder und Tänze eingestreut, sondern schliefsen auch vielfach ernste Szenen ab. So klagt z. B. Desdemona gelegentlich der Abreise ihres Gemahls im Liede: „Warum gehst Du fort? Meine Jugend und meine Schönheit werden welken, während Du fern bist."

Im allgemeinen sind die Shakespeare-Bearbeitungen im Marathi-Dialekt getreuer als die in den andern Dialekten, und gewisse Komödien wie As You Like it und Measure for Measure sind weniger frei bearbeitet als Macbeth und Romeo and Juliet. Von dem letztgenannten Stück existieren zwei Versionen, deren eine „das Todesmahl" (Bazme-Fani) betitelt ist. Gelegentlich einer von ihm übersetzten Szene aus Bazme-Fani wirft der Verfasser die Frage auf, ob die Beliebtheit Shakespeares durch diese allzu freien Bearbeitungen nicht doch zu teuer erkauft wurde.

Er findet nichts Degradierendes in diesen volkstümlichen Aufführungen und stützt sich in seiner Antwort besonders auf drei Punkte. Erstens haben seit 1890 oder noch früher in ununterbrochener Reihenfolge Aufführungen sämtlicher Shakespeare-Stücke mit Ausnahme der historischen Dramen (von denen nur Richard III. gespielt wurde) in einheimischen Dialekten und mit Aufbietung des ganzen indischen Theaterapparats stattgefunden und sind von den Vertretern der verschiedensten Kasten, von den Fabrikarbeitern und Krämern bis herauf zu der besseren Mittelklasse und den Studierenden mit ebenso grofsem Beifall aufgenommen worden wie in London von einem ähnlichen Publikum unter den Tudors oder heutzutage im alten Viktoria-Theater. Zweitens ist die Geschichte der Shakespeare-Aufführungen auf den Bühnen Europas und sogar auf denen in des Dichters eigenem Lande so reich an seltsamen „Verbesserungsversuchen", dafs sich ein voreiliges Urteil über die indischen Bearbeitungen von selbst verbietet. Drittens hat sich das elisabethanische Drama bei wechselseitiger Beeinflussung von Publikum und Theaterschriftstellern aus Mirakelspielen und Moralitäten durch chaotische Wirrsale hindurch zu reiner künstlerischer Schönheit entwickelt, und man kann hoffen, dafs auch in Bombay, wo ähnliche Bedingungen vorliegen, ein Aufblühen der Bühnendichtung und die Veredlung der volkstümlichen Geschmacksrichtung einsetzen könnte, um so eher, als zu den Amateuraufführungen der Hochschulen und Schulen fast nur Shakespeare-Dramen und zwar am liebsten dieselben Stücke gewählt werden, die das Volk bevorzugt, nämlich Romeo und Juliet, Othello und The Merchant of Venice.

Spuren von Shakespeares Einflufs auf die akademisch gebildeten Dichter und Schauspieler glaubt der Verfasser trotz aller sozialen Vorurteile der Gegenwart bereits gefunden zu haben. Die Ähnlichkeit der Bühnenverhältnisse mit denen der elisabethanischen Zeit reizt den Verfasser, seine

Digitized by Google

Parallele noch weiter auszuspinnen. Dort wie hier ist das Volkstheater ein Handelsunternehmen, das ein gutes Stück Geld einbringen mufs. Um das Drama als Literaturzweig kümmert man sich wenig, und von den wohlhabenden Klassen und respektablen Frauen wird es nicht protegiert (aufser in Madras). Das weibliche Theaterpublikum ist im Gegenteil ebenso berüchtigt wie zur Zeit Shakespeares, und wie in Alt-England werden die Frauenrollen von Knaben und Männern gespielt. Oft geschieht das in hervorragender Weise, und einer der beliebtesten Bühnendarsteller Indiens ist berühmt geworden in der Rolle der Desdemona. Wie die Elisabethaner verlangen die heutigen Inder eine sensationelle Handlung und ein vielseitiges Programm; man findet Gefallen an deklamatorischen Leistungen und duldet nur erstklassige Darbietungen seitens der Schauspieler, Sänger, Tänzer und Fechtmeister. Die Schauspieler bilden eine isoliert dastehende Klasse, und die Haltung der respektablen Klassen gegen sie gleicht vielfach dem Benehmen, das sich die elisabethanischen Bühnendarsteller gefallen lassen mufsten. Die Vertreter der komischen Rollen sind meistens Schauspieler von hervorragendem Rufe, und sie sind sehr geneigt, ihren Rollen Eigenes hinzuzufügen, wie das Shakespeare an seinen Zeitgenossen rügt. Auch in Indien gibt es Schauspielertruppen; sie bilden gewöhnlich einen kooperativen Konzern, und der Gewinnanteil der besten Schauspieler beträgt $^1/_2$ bis 3 annas pro Rupie, d. h. $^1/_{32}$ bis $^3/_{16}$ des Profits. Einige Theater werden von Geschäftsleuten vom Schlage Henslowes finanziert, die sich in ihren geschäftlichen Transaktionen kaum von den Theaterdirektoren des elisabethanischen Zeitalters unterscheiden. Die Stücke werden oft auf Bestellung geschrieben und stets käuflich erworben, so dafs die Autoren, wie einst Shakespeare, keine weiteren Rechte darauf haben. Die besten Theatertruppen halten sich einen bezahlten Theaterdichter, der entweder neue Stücke schreibt oder alte, erprobte Stoffe neu bearbeitet und zeitgemäfs ausstattet. Kollaboration der Bühnendichter ist ebenso häufig in Indien wie im England des sechzehnten Jahrhunderts, und die komplizierte Geschichte der englischen Schauspielergesellschaften scheint sich in Bombay zu wiederholen. Auch hier bauen die Bühnendarsteller ihre eigenen Theater, schliefsen sich auf längere oder kürzere Zeit zusammen und durchziehen die Provinzen.

Die indischen Textbüchnr sind billig und schlecht gedruckt; die im Gujarati- und Urdu-Dialekt geschriebenen enthalten meistens nur eine kurze Inhaltsangabe des betreffenden Stückes und und den vollständigen Text der eingestreuten Lieder; doch ist Romeo und Juliet in der Gujarati-Version von 1898 unverkürzt wiedergegeben, und die 1910 gespielte Bearbeitung von Titus Andronicus im Urdu-Dialekt enthält ein Vorwort über die Geschichte der indischen Bühne, die Gehaltsangabe des Stückes, die Liste der darin auftretenden Personen und den Text der eingestreuten Lieder.

Die näheren Umstände, unter denen diese Textbücher mit oder ohne Erlaubnis der Theatergesellschaft, der sie gehören, gedruckt und verkauft werden, könnten den modernen bibliographischen Forschungen Englands zahlreiche Vergleichungspunkte bieten. Es gibt auch in Bombay piratisch vorgehende Stenographen, die in dunkeln Ecken des Theaters sitzen und zuweilen bei ihrem lichtscheuen Gewerbe ertappt werden. Nach Aussage

Digitized by Google

eines Theaterregisseurs kommen solche Diebe ein dutzendmal oder noch häufiger ins Theater, um die entweder für einen unehrlichen Drucker oder eine andere Theatertruppe zur Aufführung bestimmte Niederschrift zu beenden. Soweit der Verfasser zur Zeit die Sachlage übersehen kann, ist der vollständige Text eines Stückes im Gujarati-, Urdu- oder Hindi-Dialekt wahrscheinlich gestohlen, während die Inhaltsangaben rechtmäfsige Drucke sind und im Theater zum Preise von 2—8 annas verkauft werden. Die Herstellung eines vollständigen Textes auf rechtmäfsigem Wege ist augenscheinlich nicht üblich, obwohl es Ausnahmen geben mag. Es scheint, dafs der vollständige Text eines Stückes erst gedruckt wird, nachdem dasselbe nicht länger gespielt wird, und dafs das Bühnenmanuskript sorgfältig gehütet wird, solange das Stück seine volle Zugkraft besitzt. Übrigens zieht man es vor, den Diebstahl eines Stückes durch stenographische Niederschrift zu verhindern, anstatt auf Verletzung des Druckrechts zu klagen.

Das Vorhandensein eines gedruckten Stückes mit Blaustiftkorrekturen am Rande, das augenscheinlich nach seiner Revision als Souffleurbuch diente, und eines andern im Marathi-Dialekt gedruckten Stückes mit den Worten „Prompt-Karita“ (d. h. Souffleurbuch) auf dem Titelblatte erinnert den Verfasser an die bekannte Theorie der englischen Gelehrten, dafs die Shakespeare-Quartos wahrscheinlich zugleich als Unterlagen für spätere Drucke benutzt worden sind.

Bemerkenswert erscheint ihm der Hinweis der Anschlagzettel auf die Neuheit eines Stückes, indem die Worte „naua khel“ (neues Stück) um den Titel herum gedruckt sind. Zusammenfassend wird betont, dafs sich in Indien die Shakespeare-Stücke gewissermafsen in einem Zustand des Werdens befinden, wie einst in England vor dem Drucke der ersten Folio (1623) und — wenn man einige der späteren Quartos in Betracht zieht — auch noch nach dem Erscheinen der ersten Folio. Die indische Auffassung von Hamlet und Shylock gibt ihm Gelegenheit zu einigen feinsinnigen Bemerkungen darüber, wie sich der Wahnsinn und der Wucher in den Gemütern des urwüchsigen Publikums von Bombay widerspiegeln. Die erfolgreiche Aufführung von Romeo and Juliet in dieser Stadt mit dem gegen alle indischen Traditionen verstofsenden tragischen Schlufs um 1900 ist ihm ein schlagender Beweis für die Macht, welche die Schönheit dieses Stückes auf die Zuhörerschaft ausübte.

Seit 1912 beginnt die Begeisterung für Shakespeare nachzulassen, und Dramen, deren Stoffe auf indische Quellen zurückgehen, dienen auch in Bombay zu bewufster Reaktion gegen den Einfluſs europäischer Kultur. Zugleich macht sich an den Schulen und Universitäten das Bestreben bemerkbar, statt des Englischen die einheimischen Sprachen und Literaturen als Ausdrucksmittel ästhetischen Lebens zu entwickeln, und zwei neue indische Bücher[1]), welche Macbeth und Othello mit Kalidasas dramatischen Dichtungen vergleichen, urteilen recht ungünstig über den englischen Dichter nach logischen, ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Selbst ein Tagore erwartet von Shakespeares Einfluſs in Indien höchstens eine schwache

[1]) Vgl. Legouis, La révolte de l'Inde contre Shakespeare (Revue Anglo-Américaine, Febr. 1925).

Digitized by Google

Nachahmung europäischer Muster und fürchtet, dafs die junge Generation Indiens durch diese Geschmacksrichtung des geistigen Erbes einer grofsen Vergangenheit verlustig gehen könnte.

R. J. Minney, der Vorsitzende der Shakespeare-Gesellschaft in Indien, hat für die volkstümlichen Bearbeitungen von Shakespeare-Stücken überhaupt nichts übrig, lobt dagegen die Amateuraufführungen einzelner Szenen aus A Midsummer Night's Dream und The Merchant of Venice, die gelegentlich der Shakespeare-Feiern in Bengalien von der vornehmen Jugend veranstaltet wurden.

C. J. Sissey stellt all diese Äufserungen denen klassizistisch eingestellter Elisabethaner wie Gabriel Harvey und Sidney gleich, die zu unrecht gegen das volkstümliche Drama ihrer Zeit eiferten. Er hält das indische Volk für dramatisch hochbegabt und erwartet von Shakespeares Einflufs eine ähnliche Wirkung, wie sie das christliche Ethos in dem neuen Hinduismus erlangt hat. Die reservierte Haltung der gebildeten Klassen und ihr Bestreben, an den Traditionen Kalidasas festzuhalten, anstatt dem neuen Drama die Wege zu ebnen, sowie das in Indien erstaunlich beliebte Kino sind die Hindernisse, welche nach seiner Meinung das Wiederaufleben des Interesses für Shakespeare auf den Bühnen Bombays verhindern; sobald der unnatürliche Antagonismus zwischen europäischer und indischer Kultur aufhört, wird die Wiedergeburt des indischen Dramas von dem Geiste und der Kunst Shakespeares Zeugnis ablegen.

In diesem Sinne gelten ihm die volkstümlichen Bearbeitungen Shakespearescher Dramen als Beweis dafür, dafs die Schöpfungen des grofsen Dichters noch immer Quellen lebendiger Kraft sind, die gleich stark bei den modernen Redakteuren und dem indischen Publikum die besten Instinkte auslösen und erst die Gelehrten eines zukünftigen Zeitalters zur rechten Einschätzung des Dichters führen werden.

Der Verfasser hat in den Beobachtungen, die er in in seinem Büchlein darlegt, das Flüssige und Wandelbare, das gewissen Shakespeare-Stoffen anhaftet, vorüglich zum Ausdruck gebracht. So und nicht anders haben wir uns in der Tat das Sich-Auswirken gewisser Menschheitsprobleme in der Dichtung zu denken, ehe sie in den Händen des Meisters ihre künstlerische Gestaltung erhielten.

Was indessen die Hoffnung auf eine Renaissance des indischen Dramas durch Shakespeare anbetrifft, so kann ich diesen Optimismus nicht teilen.

Gundolf hat in seinem genialen Buche[1]) gezeigt, wie bei dem stammverwandten deutschen Volke zunächst auch nur das Stoffliche die Geister in seinen Bann zog. Und doch hatte das deutsche Drama eine ganz ähnliche Entwicklung durchgemacht wie das englische und hatte vielfach in wechselseitigen Beziehungen zur englischen Bühne gestanden, ehe die Wunden, die der dreifsigjährige Krieg den deutschen Landen schlug, seinen weiteren Aufstieg vereitelten.

Für die uralte Kultur Indiens bedeutet Shakespeare ein fremdes Reis auf bejahrtem Stamme, das nicht gedeihen kann. Unbegründet sind deshalb die Befürchtungen des französischen Rezensenten und Tagores, dafs die Herrschaft Shakespeares in Indien eine Gefahr für die nationale Entwicklung Indiens bedeute. Was haben die psychologisch so feinfühligen

Digitized by Google

deutschen Romantiker mit ihrer Begeisterung für Shakespeare anderes erreicht — und wohl auch nur erreichen wollen — als daſs das deutsche Volk sich wieder auf seine völkische Eigenart besann? Gegenüber dem Sturm und Drang jener Literaturperiode bedeutet das Vergnügen der schaulustigen indischen Volksmasse an diesen doch recht indisch anmutenden volkstümlichen Bearbeitungen Shakespeares um so weniger, als ja nach den Mitteilungen des Verfassers die komischen Zwischenspiele für die Verspottung des anglisierten Inders Sorge tragen..

Die Bewunderung der gebildeten Klassen für den unverfälschten Shakespeare in der Originalsprache basiert, wie es scheint, auf den kongenialen Gefühlen einer Klasse, die, wie die Renaissancemenschen des Zeitalters Shakespeares ihre alten Bindungen verloren hat und um neue Werte ringt. Sie bedeutet also auch von dem rein menschlichen Standpunkte des Verfassers aus ein günstiges Symptom für den Sieg des nationalen Gedankens, den er in gutem Glauben als das letzte Ziel der englischen Usurpation hinstellt — "the very aim and end of the English rule in India".

Im Anschauen und Begreifen fremder Gröſse und Schönheit wächst das Bewuſstsein eigener Wesensart und bereitet den Weg für das nationale Erwachen eines ganzen Volkes, dem allein auch England einst die hohe Blüte seines Dramas verdankte.

Der Vergleich zwischen der indischen Volksbühne und dem Theater der Tudorzeit ist recht anregend; aber eine solche Parallele dürfte sich in der Hauptsache überall ziehen lassen, wo einem gleich empfänglichen Volke wie die Bewohner Alt-Englands neue Eindrücke zugeführt werden. Und die volkstümlichen indischen Shakespeare-Stücke gleichen den während des siebzehnten Jahrhunderts zerspielten deutschen Bearbeitungen englischer Dramen, die von Albert Cohn gesammelt und — abweichend von Gundolf — zum Teil auch ganz richtig als vorshakespearische Bühnendichtungen erkannt und eingeschätzt worden sind.

Königsberg i. Pr. Elise Deckner.

II. UNTERRICHTSWESEN.

Olbrich, Paul und **Sander, Gustav H., Englisch in der Prima der Frankfurter Musterschule.** Vierter Teil zu: **Englisch nach dem Frankfurter Reformplan,** von **Max Walter.** Marburg a. d. Lahn, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, G. Braun, 1926. VIII und 134 Seiten. 8°. [Preis M. 6.—]

A. u. d. T.: **Die neueren Sprachen.** Zeitschrift für den Unterricht im Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen. Hrsg. von **Walther Küchler** und **Theodor Zeiger.** Beiheft Nr. 5 b.

---

[1]) Gundolf, Shakespeare und der deutsche Geist. Berlin 1911.

Digitized by Google

Wie die anderen zu Max Walters grofsem Reformwerke gehörenden Schriften[1]) atmet auch die vorliegende einen starken Geist der Befreiung aus althergebrachten Fesseln. Noch deutlicher steht hier das Interesse des Schülers an selbständiger geistiger Betätigung im Mittelpunkt, was häufig schon in der Wahl des Stoffes oder in gelegentlichen Äufserungen der Schüler im Verlauf ihrer Arbeiten zum Ausdruck kommt.

Teil I. Schriftliche und mündliche Selbstbetätigung des Schülers im arbeitsunterrichtlichen Verfahren auf der Oberstufe. Mit einer Einleitung: Hochschule, Schulreform und Reformmethode, von Paul Olbrich.

In der Einleitung entwickelt Olbrich seine Richtlinien mit dem Hinweis auf das als Beiheft 1 derselben Sammlung erschienene Buch von Friedrich Schürr: „Sprachwissenschaft und Zeitgeist. Eine sprachphilosophische Studie. 1922." Die Einleitung gipfelt am Schlusse in einigen praktischen Forderungen: in der Wahl der Lektüre mehr auf die Neigung der Schüler einzugehen, und einer Auswahl von möglichst vielseitigem Lesestoff mehr Raum zu gönnen gegenüber der statarischen Lektüre gröfserer Werke. Die zweite wichtige Forderung ist die einer Umgestaltung der schriftlichen Arbeit im arbeitsunterrichtlichen Sinn, indem man dem Schüler alle Hilfsmittel zur Arbeit an die Hand gibt, statt wie bisher Aufsätze über unvorbereitete Themata zu verlangen, ohne die Benutzung von Hilfsmitteln zu gestatten.

Es ist ein ungeheurer Gewinn für die Schule, wenn der Lehrer sich rechtzeitig in so geschickter Weise wie Olbrich auf die heute herrschende Neigung der Schüler einzustellen versteht. Diese ist gekennzeichnet durch „eine deutliche Abkehr vom Ästhetizismus vergangener Tage" und ein lebhaftes Interesse an den brennenden volkswirtschaftlichen Problemen der Gegenwart. Darum empfiehlt der Verfasser z. B. die Lektüre eines A. Carnegie und eines Henry Ford. Beweise für das Miterleben der heutigen wirtschaftlichen

[1]) Beiheft 3. Englischer Kulturunterricht auf der Oberstufe auf Grund der direkten Methode. Von Eberhard Moosmann. 1925. — Beiheft 5a. Englischer Unterricht auf der Oberstufe nach der direkten Methode, von Ewald Scherping. 1926.

Digitized by Google

Vorgänge seitens der Schüler treten uns in diesem Buche noch öfters entgegen, und ich darf nicht verfehlen, auf diese bedeutsame Tatsache hinzuweisen.

Olbrich verteilt den Stoff seines Buches derart, daſs jedes Kapitel zunächst seine einleitende Charakteristik erhält, auf welche dann eine oder mehrere Schülerarbeiten als Illustration folgen.

Gleich das erste Kapitel „Über freie Schreib- und Redeübungen“ bietet eine vorzügliche Illustration zu dem, was ich zur Einleitung zu bemerken hatte, nämlich zum Interesse und mehr oder weniger weit gehenden Verständnis der Schüler für wirtschaftliche Fragen. Es handelt sich im ersten Abschnitt um eine „Zufallsarbeit“, etwas rein Improvisiertes, auf Anlaſs eines von auſsen kommenden, den regulären Unterricht „störenden“ Momentes, das jedoch in sehr geschickter und fruchtbringender Weise vom Lehrer benützt wird, um die Schüler zu eigener origineller Arbeit anzuregen. In dem so entstandenen Aufsatz über den Dachdecker äuſsert sich der Schüler, dessen Arbeit hier abgedruckt ist, recht verständnisvoll über den Gegensatz zwischen den im Jahre 1922 herrschenden Zuständen in England und in Deutschland: in England zwei Millionen Arbeitslose infolge Deflation, und in Deutschland Vollbetrieb infolge Inflation. Der Schüler, der natürlich bedeutend später schreibt, befürchtet sehr richtig am Schluſs, daſs nunmehr auch in Deutschland die Arbeitslosigkeit ernstere Formen annehmen werde (dank der Schachtschen Deflationspolitik). Welche Möglichkeiten, aufklärend zu wirken! Schlieſslich: warum soll man nicht einmal zur Abwechslung über solche Dinge reden, statt bloſs über Grammatik, Stilistik, Versmaſse und ähnlichen toten Kram? Wie stünde heute Deutschland da, wenn statt der lähmenden Deflation, die über das Land verhängt wurde, Stabilisation der Kaufkraft der Mark bewirkt worden wäre! Deutschland wäre heute wieder gesund, und zwar ohne Gesundungskrise.

Die folgende Arbeit stellt eine Debatte über den Unterschied zwischen dem englischen und dem deutschen Sonntag dar.

Abschnitt 3 und 4 zeigen, welche tiefes Verständnis der Lehrer für eine gute Auswahl der Lektüre hat: kein toter Kram wird geboten, sondern es wird mit Hilfe der Lektüre

Digitized by Google

meisterhaft an der Herzensbildung für den späteren Beruf gearbeitet. Im vorliegenden Fall handelt es sich um die Verarbeitung der Gerichtsszene (Act 2) in Galsworthys „Justice". Olbrich gibt zwei schriftliche Fassungen der Verteidigungsrede, und eine improvisierte szenische Darstellung des ganzen Aktes. Besonders in der letzteren kommt die geistige Beweglichkeit und die Fähigkeit der Schüler zur Selbstbetätigung zum Ausdruck, indem sie passende Episoden aus dem Stegreif einflechten (p. 31) und die ganze Liebesgeschichte mit Ruth ersetzen durch das jedenfalls noch einwandfreiere Motiv des kranken Vaters, dem der Sohn in seiner Verzweiflung durch eine Scheckfälschung helfen will. Der Verfasser erwähnt den Umstand, dafs in seiner Klasse mehrere Juristensöhne sind, so dafs das Thema sicher ist, das höchste Interesse der Schüler zu erwecken. Auch hier ist Gelegenheit geboten, weiter über das Problem der Schuld nachzudenken und etwa zu fragen, was als Verbrechen wohl schwerer wiege: die Fälschung eines Schecks aus reinen Motiven seitens eines jungen Mannes, der infolge tiefster Not nicht mehr Herr über sich selbst ist, oder die Währungspfuscherei im grofsen seitens unserer nationalen Notenbanken, welche bewufst die Menschen um Millionen und Milliarden ihres Einkommens und ihres Vermögens beraubt und dadurch gerade in die drückende Not hineinbringt? Galsworthys „Justice" ist vor dem Kriege entstanden, aber bei den Schülern Olbrichs spürt man deutlich die Stimmung des vom Kriege und der Inflation ausgehungerten und abgehetzten, und nachher von der heute noch andauernden Deflation gelähmten und am Wiederaufbau verhinderten Deutschlands. Man spürt, Lehrer wie Schüler haben das dringende Bedürfnis, jederzeit und überall zu diesem Problem Stellung zu nehmen.

Kapitel 2 hat zum Gegenstand „Selbständige Übungen des Schülers zur Erweiterung, Festigung und gedanklichen Durchdringung des Wortschatzes". Die bisherige Methode des Vokabellernens wird ersetzt durch eine viel lebendigere Art der Aneignung fremden Wortschatzes, nämlich durch Verarbeitung eines zusammenhängenden Wortmaterials, wie es sich um irgend ein Sachgebiet, oder um ein Ereignis gruppiert. Das Beispiel in unserem Buch knüpft an einen Radunfall eines Schülers an. An Hand einer Zeichnung und

Digitized by Google

einer Liste der betreffenden Ausdrücke an der Wandtafel schreiben die Schüler einen Aufsatz in Briefform, und lernen dabei sozusagen spielend alle einigermafsen wichtigen Ausdrücke, die sich auf Rad und Automobil beziehen. Die Wörter sind nun nicht blofs, wie beim Vokabellernen, mit ihren deutschen Äquivalenten assoziiert, sondern untereinander und mit dem Erlebnis. Die Gruppe von Wörtern bildet so ein organisches Ganzes, das dem Schüler ermöglicht, die einzelnen Glieder frei zu gebrauchen, ohne jemals die Muttersprache als Vermittlerin verwenden zu müssen.

Der umgekehrte Prozefs, die „Gruppierung des Wortschatzes nach Sachgebieten", an Hand eines Textes ist ebenfalls ein sehr brauchbares Mittel zur raschen Aneignung von Wörtern und Wendungen. Ähnlich, aber etwas feiner und schwieriger, ist ferner die „logische Gliederung nach Bedeutungsabstufungen", eine Übung, die gelegentlich im Anschlufs an die Lektüre von Galsworthys „Justice" mit den zahlreichen Bühnenanweisungen angestellt wird.

Das Kapitel schliefst mit einer weiteren Übung, die besteht in der sprachlichen Umformung eines Textes, d. h. dem Ersetzen des gegebenen Ausdrucks durch andere, synonyme oder verwandte Wendungen.

Alle Übungen sind darauf gerichtet, den Schüler zu eigener Tätigkeit zu erziehen. Auch das Frage- und Antwortspiel, selbst in der Fremdsprache, ist noch nicht vollkommen, da es den Schüler zu sehr in Abhängigkeit vom Lehrer hält. So soll nun das 3. Kapitel zeigen, wie man den Schüler zu selbständiger Bearbeitung des Textes anleiten kann. Es werden hier 4 Proben mitgeteilt: 1. eine freie (schriftliche) sprachlich-grammatische Textinterpretation, wobei dem Schüler in der Wahl der zu interpretierenden Wörter völlig freie Wahl gelassen wird; der Schüler fügt dann einfach bei, was er an Synonymen noch weifs und formt auch ganze Sätze, um den Gebrauch des Wortes deutlicher zu zeigen. 2. Dasselbe mündlich vor der Klasse, nach häuslicher Vorbereitung. 3. Shakespeare-Interpretation, unter besonderer Betonung der Unterschiede der Sprache Shakespeares von der modernen. Eine Shakekespearesche Redensart wird auf alle möglichen Arten in modernem Englisch wiedergegeben. 4. Die etymologische Wortschatzgruppierung. Man kommt so zu einer

Digitized by Google

Vorstellung, welche Sprachelemente und Begriffsgruppen vorwiegend romanisch, und welche germanisch sind.

In Kapitel 4 will Olbrich, nach den entsprechenden Arbeiten von Walter, Moosmann, Sander und Scherping, nur ganz kurz auf die Unzulänglichkeit der Übersetzungsmethode, auch bei schwierigeren Texten, hinweisen. Auf Übersetzung wird völlig verzichtet. Sie wird ersetzt durch etwas, das höhere Anforderungen an den Schüler stellt, dafür aber einen weit zwingenderen Beweis dafür liefert, dafs der Schüler das Gelesene verstanden habe: Wiedergabe des Gedankenganges in einzelnen Sätzen, nach Art der „arguments", wie sie besonders in älteren englischen Dichtungen gebräuchlich waren.

Kapitel 5 gibt eine Übung wieder, die nach der Ansicht des Verfassers künftig noch besser ausgebaut werden sollte: Übersetzung einer Fremdsprache in eine andere und Vergleichung der beiden Sprachen. Wir müssen dem Verfasser vorbehaltlos beistimmen. Gerade heute, wo die Tendenz aller Fortschrittlichen nach internationaler Verständigung geht, ist an der Fähigkeit der gewandten Übertragung von Gedankengängen von einer Fremdsprache in die andere, und die Einfühlung in die Fremdsprache, ohne Zuhilfenahme der Muttersprache, viel gelegen.

Die in Kapitel 6 mitgeteilten Übungen sollen der Förderung vielseitiger Ausdrucksfähigkeit dienen. Zugrunde gelegt werden teils freie Vorträge des Lehrers (z. B. über das häusliche Leben der Engländer), teils Artikel über interessante Tagesereignisse aus englischen Zeitungen. Ganz besonders fördernd sind solche Artikel, in denen von deutschen Verhältnissen die Rede ist, weil der Engländer sie ja z. T. mit anderen Augen ansieht und der Schüler deshalb daran gewöhnt wird, sich ganz in die Seele des Engländers hineinzuversetzen. Bedauerlich ist allerdings, wie auch der Verfasser sagt, dafs die Schüler, in ihren patriotischen Gefühlen allzu leicht verletzt, sich weigerten, den Manchester Guardian Weekly weiter zu beziehen. Es wäre sehr zu empfehlen, diese Neuerung, die Verarbeitung englischer Zeitungsartikel, nicht aufzugeben sondern solche Zeitungen zu halten, die dem Zug der Zeit am meisten Rechnung tragen. Ich denke da in erster Linie an "The Nation and the Athenaeum", die allerdings ziemlich teuer ist. Aber sie bringt den verschiedenen Nationen sehr

Digitized by Google

viel Verständnis entgegen und wendet sich konsequent gegen die für die Entwickelung der Nationen so verderbliche Goldwährung. — Man sieht aus der mitgeteilten Übung, dafs die Schüler mit grofsem Interesse und ziemlichem Verständnis in die Sache (in unserem Beispiel die Einführung der Rentenmark) eindringen. Sie erkennen, wie bei Inflation die Lohnsteigerung hinter der allgemeinen Preissteigerung zurückbleibt, wie ferner die Inflation den Spekulanten die Abzahlung von Schulden erleichtert, so dafs heute in Deutschland ein paar grofse Landspekulanten der grofsen verarmten Masse gegenüberstehen. Alle Achtung gebührt dem Zugeständnis der Schüler, dafs "the financial policy of the Government has not been very fortunate" (p. 78).

Als Höchstleistungen werden die in Kapitel 7 mitgeteilten Arbeiten bezeichnet. Es sind freie Aufsätze über gegebene Themen. Für die Methodik verweist Olbrich auf die Arbeiten von Moosmann, Sander und Scherping.[1]) Um zu zeigen, dafs die Schüler jeweilen ihr Thema selbständig bearbeiten, d. h. nicht alle nach der gleichen Schablone, teilt Olbrich zu einigen der Themen zwei verschiedene Bearbeitungen mit. Das erste Thema stammt aus Carnegies „Empire of business", das zweite aus Shakespeares „Julius Caesar", die Aufsätze 3—5 behandeln Probleme des britischen Weltreiches. Es folgt als 6. ein geschichtliches Thema, über die Anfänge der Reformation in England, und zum Schlusse, 7., eine Skizze nach Dickens' „David Copperfield".

Teil 2. Shaws Saint Joan im Unterricht der Oberprima, von Gustav H. Sander.

Wir dürfen es als einen grofsen Fortschritt ansehen, dafs hier einmal etwas unternommen wird, was vor nicht langer Zeit in den Schulen verpönt war: die Beschäftigung mit einem ganz neuen Text. Sander bricht hier mit der letzten, bei Moosmann noch stehen gebliebenen Einschränkung, dafs die Literatur der letzten 50 Jahre von der historischen Betrachtung auszuschliefsen sei. Damit zieht er die letzte Konsequenz einer Lehrmethode, die den Anspruch auf absolute Freiheit von jeder Fessel erhebt.

---

[1]) Moosmann in Beiheft 3, Scherping in Beiheft 5a dieser Serie, Sander in der sogleich zu erwähnenden 2. Abteilung des vorliegenden Heftes.

Digitized by Google

In Bernard Shaw, der vor kurzem seinen 70. Geburtstag feierte, lernen die Schüler den modernsten englischen Dramatiker und einen feinen, klarsehenden Sozialphilosophen kennen. Sein Drama „Saint Joan" ist wirklich, wie der Verfasser sagt, „eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Lektüre" für Oberprima. Er beschränkt sich natürlich nicht auf diesen einen Autor, sondern findet in den guten und billigen Texten der „Tauchnitz Edition" eine reiche Auswahl der allerjüngsten englischen Literatur.

Sander zeigt, was für Stellen er jeweilen sprachlich und sachlich erklärt (selbstredend immer auf Englisch) und teilt dann nach jeder Szene eine schriftliche Zusammenfassung mit, die das Ergebnis verschiedener Schülerarbeiten ist. Zur häuslichen Vorbereitung empfiehlt er, wie Olbrich, die Benützung eines einsprachigen englischen Lexikons. Im übrigen verweist er für die Methode des Unterrichtes auf die oben erwähnten Arbeiten von Moosmann usw.

Beiden Verfassern des vorliegenden Buches ist Hauptsache nicht die bis anhin gebräuchliche ermüdende Kleinarbeit, die unfehlbar den Blick für dafs Grofse, Umfassende trübt, sondern die Erkenntnis der englischen Kultur und ihrer Probleme, und zwar auf allen möglichen Wegen, sei es aus grofsen literarischen Werken vergangener Zeiten, sei es aus den neuesten künstlerischen Leistungen eines Shaw oder Galsworthy, oder auch aus Zeitungsartikeln, die sich mit modernen Problemen von Bedeutung befassen.

Basel. Heinrich Nidecker.

[21. 11. '26.]

INHALT.

	Seite
I. H. Poutsma, A Grammar of Late Modern English. Part II, Section II, The Verb and the Particles (Western)	1
The Subject Index to Periodicals 1922. Issued by the Library Association. I. Language and Literature. Part 2. Modern European (Binz)	10
F. McD. C. Turner, The Element of Irony in English Literature (Aronstein)	13
Studies in Shakespeare, Milton and Donne. By Members of the English Department of the University of Michigan (Aronstein)	13
Gwendolen Murphy, A Cabinet of Characters (Aronstein)	18
C. J. Sisson, Shakespeare in India (Deckner)	19
II. Olbrich, Paul, und Sander, Gustav H. Englisch in der Prima der Frankfurter Musterschule. Vierter Teil zu: Englisch nach dem Frankfurter Reformplan, von Max Walter (Nidecker)	25

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann** in **Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVIII. Bd. Februar 1927. Nr. II.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Otto Jespersen, The Philosophy of Grammar. George Allen & Unwin Ltd., London 1924. 359 S. Preis 12/6.—

Dieses langerwartete Werk ist eine Art Fortsetzung von 'Language',[1]) teilweise (Kapitel I—VII, XIX/XX, XXIV und VII—X) eine neue Fassung schon früher erschienener Spezialarbeiten.[2]) Langjähriger Beschäftigung mit grammatischen Prinzipienfragen entsprungen, ist es höchst wertvoll durch die grundlegenden Auffassungen, die ausführliche Kritik der bisherigen Aufstellungen, die scharfe theoretische Trennung von Form und Bedeutung, und die aufserordentlich reichen Belege, die mit feinem Verständnis aus allen möglichen Sprachen[3]) gesammelt sind. Gemäfs dem Grundsatze, von der lebenden Sprache auszugehen, sind auch die Dialekte angemessen, die Umgangssprache etwas weniger berücksichtigt; um allerdings das Auseinanderfallen von Form und Bedeutung besonders deutlich zu machen, hätten diese Sprachschichten etwas mehr ausgewertet werden können; manchmal wäre dann vielleicht auch die Darstellung etwas

[1]) Siehe Beiblatt 36, 193—208.

[2]) Sprogets Logik 1913, Tid og Tempus 1914, Negation in English and other Languages 1917, De to hovedarter av grammattiske forbindelser 1921.

[3]) Regelmäfsig werden Dänisch, Deutsch, Englisch und Französisch behandelt, daneben aber Sanskrit, Latein, Griechisch, Gotisch und die skandinavischen Sprachen, Italienisch, Spanisch, Russisch als Hauptvertreter der slavischen Sprachen, die keltischen Sprachen; aufserhalb des Indogermanischen aber werden Arabisch, Finnisch, Madjarisch, afrikanische und Kaukasussprachen, endlich künstliche Sprachen (Esperanto, Ido) herangezogen.

Digitized by Google

anders geworden. Denn die Umgangssprache ist nicht blofs in Lautung, Formenlehre und Wortschatz etwas eigenes; ihre Grundhaltung ist anders, indem Verstand und Gefühl hier in ganz anderem Verhältnisse gemischt sind.[1]) Mit Recht lehnt J. die Versuche ab, Sprache und Nationalcharakter in Beziehung zu setzen.[2]) Was er in seinem Buche bietet, faſst er in die Worte zusammen: 'a connected presentation of my views on the general principles of grammar' (7). Er geht im Abschnitte 'Living Grammar' vom Sprecher und Hörer aus. Wichtig ist der Unterschied zwischen Formeln, deren Weitergreifen man als auffällig empfindet (Loyal is that loyally does nach Handsome etc.)[3]), und Typen, welche die lebende Sprache aufbauen: einerseits Typen, regelmäſsige Formen, lebende Suffixe, durchsichtige Zusammensetzungen; andrerseits Formeln, „unregelmäſsige" Formen, tote Suffixe, erstarrte Zusammensetzungen. Aufserhalb von Type und Formel aber steht die unvorbereitete, langsam sich aufbauende Rede, in Bau und Tonfall deutlich von der vor dem Aussprechen fertig gedachten

---

[1]) Vgl. jetzt J. B. Hofmanns sehr beachtenswertes Buch „Lateinische Umgangssprache".

[2]) Solange eine Durchforschung der Umgangssprache noch fehlt, mufs es schiefe Urteile über Sprache und Volkscharakter geben, wie sie J. in den Anmerkungen S. 183 und 314 charakterisiert. Vgl. hierzu L. Spitzer und G. Rohlfs in Arch. n. Spr. Lit. 141, 111; 149, 289; G. Rohlfs, ZfrSpL 48, 121 und K. Jaberg, GRM 14, 1 ff. Mir scheint es zunächst nur möglich, innerhalb der Entwicklung einer Sprache bestimmte sprachliche Wandlungen mit Veränderungen im Temperament des Volkes (einen so schwer zu fassenden Ausdruck wie Volkscharakter möchte ich hier gar nicht einführen) in Zusammenhang zu bringen, wie dies Franz (Shakespearegrammatik[3] 591) sehr feinsinnig fürs Englische des 16.—18. Jahrhunderts tut. Vgl. auch für die sprachliche Betrachtung Eigentümlichkeiten der Umgangssprache wie den Ersatz von many, much (Palmer, A Grammar of Spoken English 59).

[3]) In der Wortbedeutungslehre wären Überreste alter Wortbedeutungen heranzuziehen, etwa die Formel The *Acts* of the Apostles (wo man heute wohl actions sagen würde), das Weitergreifen der Formel in snowscape nach landscape, falling in like nach fall in love (B. Ruck, The Pearl Thief 52, 244). Der Typ some good thing hat sich zu dem neuen Typ something good gewandelt, ist aber als Formel geblieben bei one: There is usually *some one thing* which we can do a trifle better than the next man (R. G. Brown, Following Ann 9). I am *apparaunt* his *ayere* Morte Arthur 2606 zeigt ebenso wie Bruce IV 71 frei, was heute als heir apparent Formel geworden ist. Im Akzent stellt J. gegenüber accéptable und ácceptable.

Digitized by Google

Rede geschieden.[1]) Die Kapitel II, III: Systematic Grammar betonen die gleichen Rechte der historischen und beschreibenden Grammatik und versuchen, die schwankende Grenze zwischen Grammatik und Wörterbuch einigermafsen abzustecken, was m. E. auch nicht besser gelingt als dem in einer Anmerkung als unklar bezeichneten Satze Schuchardts (Brevier 127). Jespersen geht vom Unterschiede zwischen sprachlicher Form (outer form = O) und Gedanken (inner meaning = I) aus, die Anordnung der Wörter z. B. nach O → I ergibt die üblichen Wörterbücher, das umgekehrte, I → O, eine Synonymen- und Bedeutungsgruppensammlung wie Rogets Thesaurus. Die Bedeutungslehre (semantics, significs) bleibt herkömmlicherweise in Grammatiken und darum auch bei J. weg, was mir grundsätzlich unlieb ist. Denn auch später begnügt sich J. manchmal ganz überraschenderweise mit dem bisher üblichen, ein böser Widerspruch zu seiner meist recht scharfsinnigen Kritik überlieferter Anschauungen.

Die Lautlehre wird kurz behandelt, sehr scharf die übliche Einteilung der restlichen Grammatik: Formenlehre, Wortbildung, Syntax kritisiert. Dieses vorsintflutliche System, noch immer durch die Schulüberlieferung gehalten,[2]) z. T. auch durch verständliche Rücksichten[2]) veranlafst, ist aber doch in neueren Darstellungen vielfach schon aufgegeben, und Angaben solcher vernünftiger Stoffgliederung wären zweckmäfsiger als Jespersens im allgemeinen verwerfende Kritik.

Auch hier wird geteilt: O → I, Form → Bedeutung = Morphology; I → O (meaning or function) = Syntax; zusammen[3]) geben beide, die natürlich vielfach über- und ineinandergreifen, eine vollständige Übersicht der allgemeinen

---

[1]) In King Lear IV 3, 19 ff. emendiert J. her smiles and teares were like (nun abbrechend) — a better way (ich will es besser sagen) — those happy smilets etc. als Beispiel einer derart allmählich aufgebauten Rede.

[2]) So ist erst in neueren Lehrbüchern des Lateinischen, z. B. Gafsners Austria Romana, der zu widernatürlichen Sätzen führende Brauch aufgegeben, das ganze Paradigma der a-Deklination mit seinen syntaktischen Funktionen abzuhandeln, statt vorerst den Akkusativ mit seiner Endung -m deutlich zu machen. Zur pädagogischen Seite der Frage vgl. jetzt A. Martys (von O. Funke aus dem Nachlasse herausgegebenes) Buch „Über Wert und Methode einer beschreibenden Bedeutungslehre", S. 24.

[3]) Nur den Weg I → O zu gehen, wie das F. Brunots „La pensée et la langue" (1922) und Schuchardt tun, hält Jespersen (S. 57) für einseitig.

Digitized by Google

sprachlichen Erscheinungen. Die Formenlehre (mit den Untergruppen Wortbestandteile, Wörter und Wortgruppen) behandelt formale Dinge: Endung -s, -ed; Umlaut, Wortstellung. In einer Idealsprache käme einer Endung oder sonstigen formalen Erscheinung nur eine Bedeutung zu; in unseren Sprachen ist aber diese Entsprechung ebensowenig vorhanden wie unsere Schrift für einen Laut immer dasselbe Zeichen setzt. Die Endung -s faſst boys, takes zusammen, -en oxen, mine, beaten, silken, weaken, so daſs auch die Wortbildungslehre hier hereingezogen wird; es läſst sich eben (vgl. frz. bon — bonne, paysan — paysanne) beides nicht immer reinlich scheiden, was allerdings anscheinend später beim Adjektiv (S. 72) wieder in Vergessenheit geraten ist. In der Wortbildung sind nur lebende Ableitungen: pre-suppose, re-enter, re-write, restart, nicht aber erstarrte Formen: prepare, return, reform zu behandeln. Sehr dankenswert ist die Auffassung, daſs die Wortstellung (und damit die Komposition) als formales Element zu werten ist.

Die Syntax hat es mit denselben Erscheinungen wie die Formenlehre zu tun, aber in der entgegengesetzten Blickrichtung; sie untersucht, wie die Kategorien Steigerung, Zeit, Zahl, Geschlecht, Person sprachlich ausgedrückt werden. Hier vermisse ich eine Bemerkung darüber, ob und wie neben diesen rein logischen Kategorien, die Jespersen im gröſsten Teil seines Buches vollständig und ausführlich abhandelt, psychologische Dinge wie Grammatikalisation, Konstruktionsmischungen, Ellipsen, Pleonasmen in einer syntaktischen Darstellung zusammenhängend unterzubringen sind. In einer Tafel zeigt J. die zwischen Form und Funktion hin- und herlaufenden Fäden auf.[1]) Diese Gegenüberstellung entspricht der von Sprecher (I → O) und Hörer (O → I).

Die Frage, ob die Kategorien für alle Sprachen gleich festzulegen sind, ob es eine „Universalgrammatik“ gibt, verneint Jespersen; hier ist allerdings der Boden besonders schlüpfrig und J. vereinfacht wohl etwas allzusehr. B. Fehr

[1]) Beim -s fehlt die Bildung von Adverbien, ae. dæges, nihtes, sundorlīepes, nīedes, noch ne. needs, always, nowadays; der Umlaut in fox — vixen als durch das Suffix bedingter Ausdruck des Geschlechtsunterschiedes, und wenn man will, in better best als Steigerungsmittel, in drench zur Bildung verb from verb.

Digitized by Google

hat ja einmal in einer Besprechung von Martys „Gesammelten Schriften" (ArchnSprLit. 139, 105) gemeint, der Sprachphilosoph könnte als Urteilslehre eine ganze Bibliothek von Ausdrucksmöglichkeiten zusammenstellen, eine Fülle, der in gegebenen Sprachen nur wenig zu entsprechen brauche.[1]) Wenn man also von der unter dem übermächtigen Einflusse des Lat. entstandenen Universalgrammatik loskommen will, ist die Aufstellung der Kategorien behutsam zu erwägen. Dabei ist die Sprache als Ganzes zu betrachten, sonst wirft man unnötig a sheep, many sheep unter einer common form zusammen. Als syntaktische Kategorien stellt J. auf: Zahl, Fall, Zeit, Modus, Turns (Aktiv, Passiv), Person, Geschlecht. Es genügt aber m. E. nicht, für jede Sprache ihre Sonderkategorien zu schaffen. Was H. Wölfflin fordert: „Der Historiker mufs sich vergegenwärtigen, welche Auswahl von Formmöglichkeiten die Zeit überhaupt hatte" (Kunstgeschichtliche Grundbegriffe, Vorwort), mufs auch in der Sprachgeschichte sich einleben: jede Sprach-

[1]) Jespersens Behauptung, das Fr. besitze keinen Superlativ (welchen Mangel es dann mit einer ganzen Anzahl Sprachen wie dem Neugriechischen, Bulgarischen usw. teilen würde), kann ich nicht beistimmen. Davon könnte man formal nur sprechen, wenn ein Fall wie Mont Ventadour, un des *fors* castiaux *du monde* (Froissart) allgemein im Fr. den Superlativ bedeuten würde. In manchen Fällen sind ja tatsächlich Komparativ und Superlativ in der Form nicht zu scheiden, so bei Molière: mes efforts *plus* puissants, wo heute der Artikel nötig ist; dann bei plus selbst: ital. cosa che voi tra gli uomini *più* vi vergognate di nominare; fate di me quello che *più* vi piace (Decameron, Quinta giornata 46, 47). Provenzalisch: la re que *plus* volia = was er am meisten begehrte. Spanisch; Zauner, altsp. Elb.[1] § 170; y el que *mas* ha mostrado desearle; una de las cosas . . . que *mas* debe de dar contento á un hombre virtuoso y eminente; cómo cuando *menos* (= minime) lo pensemos (Don Quijote II, 3, 27, 21). Auch fürs Altfr., wo nach dem Schwunde des formalen lat. Superlativs der heutige Zustand sich erst entwickelte, sagt Vofsler nur: „Der Superlativ existiert im sprachlichen Denken des Altfranz. überhaupt nicht mehr als eine eigene Sprachform, sondern höchstens als eine Sonderart von Komparativ" (Frankreichs Kultur 84). Heute aber hat das Frz. einen Superlativ, welcher durch die determinierte Form des Komparativs ausgedrückt wird. Eher kann man beim e. Futurum von einem begrifflichen und formalen Mangel sprechen, da hier die Bedeutungsentleerung von shall und will, ihre vollständige Umwandlung in 'mots vides' noch nicht vollzogen ist; hier hätte übrigens Jespersen auf G. J. Curmes lehrreichen Aufsatz 'Has English a Future Tense? (JEGPh 12 [1913] 515) verweisen können, der u. a. dem Amerikanischen eine besondere Feinheit im Gebrauch des Futurums I shall — I will nachrühmt.

Digitized by Google

schicht und vor allem jeder Zeitraum in der Entwicklung einer Sprache ist anders zu bewerten.

So ist z. B. im Ae. be + Part. Präsens spärlich vertreten und zwar vornehmlich für plastische, lebensvolle Darstellung (Sweet, NEG 2209): þæt scip wæs ealneweg yrnende under segle (Orosius). Daneben ist aber diese ae. Fügung bei wunian, wilnian besonders in geistlichen Texten belegt, wo kaum von lebhafter Darstellung, eher von Hervorhebung der Dauer zu sprechen ist: ðaþa he mennisclice on þisum life wuniende wæs; soðlice twezen sind ȝewilniende (Brotanek, Texte und Untersuchungen 3, 4; 22, 15; im Bosworth-Toller ist diese Fügung bei wunian elf-, bei wilnian zweimal belegt); Ic Lufa . . . wes soecende 7 smeagende ymb mine saulðearfe (Urkunde 832); and þær was XII mónaþ wunienде (Chronik 855); and onfeohtende wæren oþ niht (Chronik 871); wæs sittende on Normandige (Chronik 1085); þe swa manig ungelimp wæs forð bringende (Chronik 1086). Im Mittelenglischen ist diese Fügung auch oft bedeutungsleer und scheint in metrischen Texten durch den Reim bedingt: And al the men that war *wonand* Bathe in borwis and apon *land* (Metrical Homilies in Kluges Me. Leseb. 45); bei Gower ist sie manchmal als affektisch oder Ausdruck der Dauer zu interpretieren: Ayein fortune compleignende I am, as who seith, everemo; Into the contre til he cam Wher Philomene was duellinge (Confessio Amantis I 1380, V 5601), sehr oft aber auch nur durch Metrum und Reim veranlafst, bedeutungsleer: Him thenkth ther is no deth comende; And sih this ladi blede there Wherof swounende ded for fere Sche was (I 2714, II 845, ähnlich II 1645, III 603, IV 738, V 972, 1279 u. ö.). Es wäre falsch, für diese Fälle das ne. syntaktische Schema anzuwenden.

Zwischen grammatischen Formen und gedanklichen Begriffen besteht keine strenge Beziehung; das Verhältnis von sprachlichen (grammatical) und aufsersprachlichen (external, notional) Kategorien ist in jedem einzelnen Falle zu untersuchen, was wegen der verschiedenen Verschneidungen und Überlagerungen oft recht verwickelt ist. Den syntaktischen sind begriffliche Kategorien gegenüberzustellen: Tense — Time; besonders leicht ist der Fall Gender (syntaktisch) — Sex (begrifflich): Gender — masculine, feminine, neuter *words*; Sex: male, female *beings*, sexless *things*.[1]) Recht schwierig ist es, den doppelten Satz von Ausdrücken zu finden; das führt in der Schulsprache zu dem Unsinn: „Die Zukunft (notional) wird durch die Gegenwart (syntactical) ausgedrückt." Daher sind im Deutschen und Dänischen die fremden Ausdrücke beizubehalten.

[1]) Unnötig S. 56 non-sexual, wie auch das Nebeneinander von notion und meaning S. 60 stört. Sehr gut wird S. 241 das neuter in specified, arbitrary, conceptional neuter weitergeteilt.

Digitized by Google

So ergibt sich nun eine Dreigliederung: die verschiedenen Formen handed, fixed, showed, left, put, drank, was sind nach ihrer syntaktischen Funktion sämtlich Präterita, die den begrifflichen Kategorien Vergangenheit, Nichtwirklichkeit in der Gegenwart, Zukunft, abhängige Gegenwart, allgemeine Wahrheit — (Men were deceivers ever Ado II 3, 65) entsprechen. Die Aufstellung der begrifflichen Kategorien richtet sich nach den bereits festgelegten syntaktischen: it will be the task of the greater part of this work to attempt a systematic review of the chief notional categories *in so far as they find grammatical expression*, and to investigate the mutual relation of these two "worlds" in various languages (57). Ob in diesem Aufbau von der einen Seite der Linguist, der das Formale einer beschränkten Anzahl von Sprachen zur Grundlage nimmt, mit dem (Sprach)philosophen, der vom Bedeutungsmäfsigen ausgeht, immer zusammentreffen kann, möchte ich bezweifeln. Jespersen scheint mir dadurch da und dort zu einer kleinen Vernachlässigung der notional categories verführt worden zu sein.[1])

Bei den Redeteilen (IV—VI) ist die herkömmliche Einteilung und Erklärung unhaltbar. Von ganz ans Lateinische versklavten Erklärungen abgesehen, ist auch in neueren, ganz modern sich gebenden Darstellungen[2]) wenig Brauchbares zu finden. Die Form allein kann kein Einteilungsgrund sein, sonst wäre 'must' Partikel; es läfst sich aber mit 'shall' auswechseln. Neben diesen Behelf des Auswechselns tritt der des Zusammenhanges, nach dem die Wortart selbst bei mehrdeutigen Wörtern (round sb. adj. vb. adv. prep.) klar zu bestimmen ist. Sehr fein ist S. 62 die Bemerkung, wie man im Sprachunterricht den 'grammatical instinct' zur Unterscheidung der Redeteile erwerben soll; denn S. 60 heifst es treffend: it is not possible to base a classification *on short and easily applicable definitions.*

[1]) Freilich setzt Jespersen meist mit einer Überschau und Kritik der bisherigen Erkenntnis ein und trachtet nach dem alten Worte *ἀρχὴ παιδεύσεως ἡ τῶν ὀνομάτων ἐπίσκεψις* (Epiktet), zuerst die Terminologie klarzulegen, so dafs er dadurch schon stark ins Formale gedrängt wird. Um so anerkennenswerter ist seine Betonung des Bedeutungsmäfsigen, die freilich nicht immer zur Tat führt.

[2]) Z. B. J. Hall and E. A. Sonnenschein, English Grammar (1902) und Sonnenschein, A New English Grammar (Oxford 1921).

Digitized by Google

Nun wird S. 63 der, wie J. selbst in einer Fufsnote hervorhebt, nicht streng gefafste Begriff 'abstract' eingeführt[1]) und es werden im weiteren die für die Konstituierung eines Begriffes notwendigen Merkmale mit der Menge von Gegenständen, auf welche die Begriffsbezeichnung sich anwenden läfst, unberechtigt durcheinandergeworfen.

Jespersen sagt: *apple* is abstract in comparison with any individual apple that comes within our ken, and so is *fruit* to an even higher degree, and the same is still more true of such words as *red* or *yellow* and so on (63). Nun kann ich jedenfalls den Begriff Apfel nur aus einer beliebig nahe an unendlich liegenden Zahl von konkreten Gegebenheiten ableiten, während der Begriff rot, vom Physiker zwischen zwei Wellenlängen eingeschlossen, auch vom Färber oder Maler aus einer durch das menschliche Unterscheidungsvermögen ziemlich beschränkten Zahl von Abschattungen gebildet wird. Damit hat aber nichts zu tun, dafs ich die Eigenschaft rot von unendlich viel mehr Dingen abstrahieren kann als die Dingbezeichnung Apfel.

Bei den Substantiven schliefst J. zunächst die sogenannten Abstrakta (nexus-words wie arrival und cleverness) aus und scheidet die Eigennamen scharf von den Gattungsnamen; hiezu ist jetzt O. Funke in der Hoopsfestschrift zu vergleichen.[2]) Die Unterscheidung von Gattungsnamen und Adjektiven ist nicht gelungen.

Nicht ganz zutreffend ist zunächst der formale Unterschied zwischen Adjektiv und Substantiv in den älteren Sprachen; J. gibt wie Meillet (Einführung i. d. vergl. Gramm. d. indog. Spr. 150) dem Hauptwort eine, dem Adjektiv drei jeweils durch das Geschlecht des zugehörigen Hauptwortes bestimmte Endungen. Vgl. aber griechisch *ὑλήεντι Ζακύνθῳ, Ἥρη θῆλυς ἐοῦσα* (Homer); *ἀνεμοέντων αἰγίδων* (Aischylos); Brugmann vergleicht *ῥοδοδάκτυλος ἠώς* mit frz. une femme auteur, peintre. Im Lat. ist bei acer usw. die „künstliche Regelung der Sprache" (Ernout, Lat. Formenlehre 38) nie streng beachtet worden: celer origo (Lukrez), volucer fama (Petron), tumultus equestris (Livius), audax hat sein Neutrum verloren.

---

[1]) "The average of a great many things that have something, but of course not everything in common".

[2]) Dafs die Eigennamen, the most special of substantives (77), in anderer Verwendung diese Eigenschaft einbüfsen, könnte auch sehr vorteilhaft an ihrem Übergang in Verben gezeigt sein, vgl. I Gladstoned about the matter with the longest words I could (From Sea to Sea, II 92). Vgl. to burke, to birrell (R. Macaulay), to Coué (ebenda), aber für die Einzigartigkeit des Eigennamens auch in dieser Verwendung die Stelle bei Mrs. Gaskell: Lizzie Leigh etc. 217 über the art of "Sabléing". Sezieren hiefs im Deutschen einmal rolfinken nach einem Professor in Jena.

Digitized by Google

Dieselben Unterschiede sind aber, auch in neueren Sprachen, bei Substantiven zu finden, und wenn auch moqueur fast die Geltung eines Partizips hat, so ist es in un rire moqueur — une mine moqueuse (vgl. une voix vengeresse) doch wohl gegen Meyer-Lübkes Auffassung (R. G. III 147) als Substantiv zu fassen.[1]) Auch die Behauptung S. 74, 'words denoting such ideas as 'stone, tree, knife, woman' are everywhere sb., and words for 'big, old, bright, grey' are everywhere adjectives', stimmt schon fürs Deutsche nicht. Denn bunt ist eigentlich Sb., zorn und glanz sind mhd. in adjektivischer Verwendung, sogar mit einem Komparativ (glanzer) belegt: dô enkunde Giselhêre niemer zorner gesîn Nib. 1981; genât mit sîden diu was glanz (Helmbrecht 96); ir gereite was von golde glanz (Wigalois 8888). Das Hebräische kennt Ausdrucksweisen wie „Höhe sind deine Gerichte; Ihr Weg sei Finsternis"; Gesamtheit = alle; Ewigkeit = ewig; Fülle = viel usw. usw., was A. Giebe (Programm Naumburg a. d. S. 1901) allerdings für Archaismen aus der Priestersprache hält. Ähnlich steht es im Frz. (caisse de bois) und It., sogar im Kroatischen sind in Gedichten Archaismen zu finden wie žutica naranča (yellowness orange), ljepota djevojka (a beauty girl), jedinica kći (singularity daughter), siromasi ljudi (paupers [statt poor] people). Zwischen sprachlichem Ausdruck und begrifflicher Scheidung der Wortarten ist also nicht ohne weiteres eine Beziehung herzustellen.

Von den Abstrakten abgesehen, sagt Jespersen: 'on the whole substantives are more special than adjectives; they are applicable to fewer objects in the parlance of logicians' (75). Ich halte diese, durch on the whole schon etwas problematische Definition für verfehlt. J. gibt selbst zu (S. 76 Anm.), dafs eine zahlenmäfsige Vergleichung der Fälle von Anwendbarkeit oft ausgeschlossen ist; dann hat er aber auch Schwierigkeiten mit 'a certain number of substantives of a highly general signification' und 'highly-specialized adjectives' (S. 80).

Zunächst ist 'what' geradezu = 'thing', das Gegenstück zu der von J. S. 80 angeführten, fast pronominalen Verwendung von 'thing'; vgl. And

[1]) Besonders auffällig ist diese Zwitterstellung der -or-Wörter im Spanischen: altspan. sabidor wissend neben judgador Richter; siempre vencidor y jamas vencido Timonel de Carcajona; quien mas acuchillado ni acuchillador que D. Belianis; ó quién mas acometedor de peligros que Felixmonte de Hircania (Don Quijote I 18, II 16). Vgl. für die ganze bei J. S. 78 gestreifte Frage noch R. Dyboski, WBEPh. 25, 84 u. 364, wo auch das rumänische Partizipium Präsens auf -tor erwähnt wird. Vgl. schon im Lat. das plautinische orator *iusta* (wie orans iusta) und vulgärlat. peccatorum *veniam* promittor. Im Deutschen ist eine derartige Verwendung der Wörter auf -er nicht möglich, so stark diese Wörter auch zeitweilig (Belege im Ackermann aus Böhmen, z. B. erhorer aller zu dir rufenden 89) gegen das Partizip hinspielen.

Digitized by Google

sih this vecke (hag) wher sche sat, Which was the lothlieste *what* That evere man caste on his yhe (Conf. Amantis I 1675; ähnlich III 1217, V 4429). Etwas anders bei Spenser: learne the little *what*, that Thomalin can sayne (F. Q. 6, IX, 7). Noch ne. kommt das vor: We are not seeking a What; we are seeking a whom (G. Maclaren). Und der Ausweg, in 'pink-eyed, ten-roomed' seien pink, ten 'the real adjectival part of such combinations' verfängt nicht bei slangy, baumartig, Dresden-chinaish, a diamond-bright morning, a thatched-roofed cantonment (Kipling), high cheek-boned (Galsworthy). Es gibt ja tatsächlich Fälle, wo das Adjektiv allein übrig bleiben kann; dann wird es durch Auslassung stärker spezialisiert: short(-haired), long(-haired) sheep (Scott), a negative woman with a positive baby (Mutter mit negativer, Kind mit positiver Wassermannreaktion), das dem euphemistischen medical slang entstammt (Mencken, American Language[3], 154). Es läfst auch die Entwicklung aufser acht, wenn S. 76 bei cathedral ein 'substantivized adjective' dem '*corresponding* adjective' gegenübergestellt wird. Cathedral ist so erst ab 1587, von 1297 bis 1597 nur in der Form cathedral church belegt. Vergleicht man Weifser (1, 2, 3), Brauner (1), Gelber (2, 4), Roter (2, 3, 4), Schwarzer (1, 2, 3, 4), je nachdem sie im Kaffeehaus (1), geographischen Hörsal (2), Wirtshaus (3) oder in der Politik (4) gebraucht werden, so zeigt sich die zunächst okkasionelle Ellipse als Ursache der Spezialisierung, nicht die Substantivierung. Der Botaniker, der von [Rhododendron] ferrugineum oder hirsutum spricht, hebt nur das Nötige hervor: die differentia specifica; der Restbegriff wird aus dem Zusammenhange mitverstanden. Beim Habituellwerden der zunächst okkasionellen Ellipse geht er dann in das Restwort ein, auch wenn sich die Wortart nicht ändert, vgl. glass (house), salt (cellar), sash (window); synge (Flasdieckurkunde 1412, vgl. OED sing v.[1] + 3) Messe singen, consulter (La Garçonne 169) einen Arzt fragen, traire den Bogen abschiefsen (Froissart) und euphemistisch to expect (a baby). Solche Kürzungen, die bei Neufundländer(hund), (malum) persicum, (vestis) dalmatica, (aes) Brundisium, (vino) greco (Boccaccio), schon durch die Spezialisierung in der Verbindung bezw. das alleinige allgemeinere Vorkommen des Adjektivs in dieser bestimmten Verbindung bedingt sind, sehe ich als die einzige Ursache der Erweiterung des Bedeutungsinhaltes an; die Substantivierung hat damit ebensowenig zu tun wie mit jenen Fällen aus dem Ukrainischen, die Keller (Streitbergfestgabe 182) auf Ellipse aus euphemistischen Gründen zurückführt. Auch in Fällen, die naheliägen, wie *my* junior; the senior *of his wife by six years*; *our* equals, betters tritt die gröfsere Spezialisierung durch die kursiven Zusätze ein. Am besten scheint mir zur Abgrenzung das Bild S. 80 zu stimmen: 'substantives may be compared to *crystallizations of qualities* which in adjectives are found only in the *liquid state*'. Ich habe (NSpr. 33, 375) Fälle von Substantiven angeführt, die im prädikativen Gebrauch ganz zu Adjektiven werden: Mr. Hardy is anxious to show how jolly *country* he is (George Moore), frz. la droite la plus extrême, la plus *Joseph de Maistre* qui se pût. Hier wird ganz deutlich, wie durch die Adjektivierung der Komplex von Eigenschaften, der einen bestimmten Träger hat, von diesem Träger abgelöst und einem anderen Träger sozusagen aufgepfropft wird. Sehr fein ist die Bemerkung über den Unterschied im

Digitized by Google

Gefühlswerte von (Vous êtes) un impertinent gegenüber impertinent, doch spielt hier noch etwas anderes mit: un imp. bezeichnet das Dauernde, reiht ein, impertinent schildert das Vorübergehende; vgl. L'autre, *un silencieux*, ne répond même plus (René Benjamin, Les Justices de Paix 73), wo im Bericht Gefühlsmäfsiges gewifs nicht in Betracht kommt. Man fragt sich, welche sprachlichen Wirkungen beabsichtigt sein mögen im folgenden: Certainly Wick itself possesses no beauty; bare *gray* shores; grim *gray* sea; not even the *gleam* of red tiles; not even the *greenness* of a tree (R. L. Stevenson, 11. 9. 1868).

Sehr gut ist das über Interchange of the two classes S. 78 Gesagte; doch sind am Schlusse Begriffsinhalt und Begriffsumfang durcheinandergeraten. J. weist weiter einige Einwände gegen seine Behauptung, dafs ein Adjektiv immer auf mehr Dinge angewandt werden kann als ein Substantiv, recht glücklich zurück. Mir scheint aber nicht richtig, dafs er dabei mehr auf das Verhältnis der Begriffsinhalte als der Begriffsumfänge Wert legt.

Es gibt in der Physik, Mathematik, Logik unzählige Prozesse, aber nur bestimmte sind als umkehrbar zu bezeichnen, welches Wort sonst kaum angewendet wird. Jedenfalls existieren mehr Lebewesen als nervöse Menschen, Tiere und, wie ein Inder jetzt will, Pflanzen; ich kann das Wort baumartig von Gewächsen, etwa noch einer Wolke, einer Torte gebrauchen; hier dürften schon die Begriffsumfänge nicht zu Jespersens Theorie stimmen. Aber auch die Begriffsinhalte fügen sich nicht. Denn in das Eigenschaftswort baumartig geht der Begriffsinhalt Baum plus dem Merkmale ein, dafs die so bezeichnete Sache ein Baum scheint, wie ein Baum aussieht, aber keiner ist. So kommt Jespersen nun dazu, die Entscheidung, ob Substantiv, ob Adjektiv, im einzelnen Falle auf die 'formal criteria varying from language to language' zu verlegen. Hier[1]) gerät er aber in Widerspruch mit früher (S. 61) Ausgesprochenem; und aufserdem — fürs Englische kann ich solche Kriterien nicht finden.

Ich zähle im Buchstaben A des POD 89 Wörter, die Sb. oder Adj. sein können, wo also die Form und Bedeutung in der Isolierung über die Wortart gar keine Auskunft geben. Formal ist beim Adjektiv die Steigerung, aber nicht alle Adjektiva (dead, perfect, unique) steigern für gewöhn-

[1]) Und Englische Studien 60, 302 in seiner Erwiderung auf O. Funkes sehr fördernde Ausführungen ebenda 140—157, wo er vom „isolierten Wort" spricht, an dem man die Wortklasse feststellen kann.

Digitized by Google

lich oder lassen too zu; und auch Sb. können mit Endungen oder more gesteigert werden: the *toppest* floor, *bottomest* (Wells, Future in America 37, 125), das auch im Dialekt: topmer, undermer, bodmer vorkommt (B. Brillioth, The Dialect of Lorton 102); the very *backest* buttons (Hergesheimer, Three Black Pennys 143); the seaward slope is the *rainest* belt in Canada (Ellis W. Heaton, A Scientific Geography VII, 143); whose *more virgin* valour (Don Juan 8, 36); the *most jingo* among us (Burning Spear 60); the *most gossamer* of quarrels (Belloc Lowndes, Bread of Deceit 144). Auch der syntaktische Parallelismus macht in vielen Fällen Schwierigkeiten: it is not *romantic*, it is not *Don Juan* (Fanny's First Play 227); Do not labour to be dull, but write thy *best* and *top* (Dryden, Mac Flecknoe 166); Man is *a pigmy* and his aims are *pigmy* like himself (Corelli, Sorrows I, 45); he was *as dandy* as the gentleman who employed him was *slovenly* (Belloc, Mr. Clutterbuck's Election 180); you would give yourself to *everything business* (Jack London, Burning Daylight 298). Nur in einem Falle gibt die syntaktische Beziehung Klarheit: He gave up his practice at the bar, and, *unfortunate that* he was, took another farm (Trollope, Autobiography 18). Vgl. frz. Il y a deux mois que je refuse d'aller à Vaucresson, c'est *idiot* (La Garçonne 249) und Ah! celui-là, alors, comme *veau*! (wie kälberhaft; René Benjamin, Grandgoujon 11). Ein Substantiv kann vor einem andern stehen, wie ein Adjektiv durch ein Adverb bestimmt sein, und zwar als primary oder secondary: the then king, wie im Span. la siempre señora mia; she in her corduroy riding-habit, so bravely manlike, yet *so essentially and revealingly woman* (Burning Daylight 238). Von der formalen Gleichheit der Adjektiva kingly, friendly und Adverbia usually, bravely abgesehen, kann auch von einem Sb. ein Adverb gebildet werden: partly. Auch der schon mit dem Sinn eines gröfseren Ganzen verbundene Behelf des Auswechselns versagt hier, denn in honey words (Marlowe) oder some leisure moment käme man wohl eher auf ein Adjektiv. Wenn man also nicht mit Fritz Karg, Sprachwissenschaft und Schallanalyse (Streitbergfestschrift 124) im verschiedenen Klang[1]) von Bedeutungsdoubletten: Arm sb. — arm adj., Mann sb. — man pron. ein formales Scheidungsmittel annehmen will, versagt auch dieses Auskunftsmittel.

Beim Pronomen (S. 84) hat J. Bedenken, I, mine von my zu trennen. Es ist gewifs richtig, dafs die Pronomina enger zusammengehören; aber vergleicht man serb. ja (ich) — moj (mein) mit brat, sestra, Ivan, bog und den zu diesen gehörenden speziellen possessiven Adjektiven bratov, sestrin, Ivanj (dan),

[1]) Dann müfste auch das Kasusproblem nach dieser Seite untersucht werden. Serb. gradu ist je nach der Betonung Dativ (grádu) und Lokativ (gràdu); in der Mundart von Dormagen bei Köln ist der Nom. līf und Dat. līf durch Betonung und „Stofs" geschieden. Noch weiter geht E. Sievers (PBB. 50, 99 und besonders IF. 43, 143); er setzt für das Ae., Altn., Altfries., Mhd. und Nhd. bei den vokalischen Maskulinen und Femininen im Nominativ Steigton, im Akkusativ Fallton an, und das scheint nach S. 182 auch aufs Neue. auszudehnen zu sein.

Digitized by Google

božjî,[1]) so ist kein Grund zu sehen, warum nicht I, mine zu den Sb., my zu den Adjektiven geschlagen werden sollte. Bei der Festlegung der Zahl der Wortklassen hätte sich J. wohl überhaupt mehr mit den Anschauungen neuerer Sprachforscher auseinandersetzen müssen; Wundt nimmt z. B. drei Kategorien: Ding, Eigenschaft, Tätigkeit an, zu denen noch eine vierte von minder selbständiger Stellung kommt. Ganz umstürzend sind die Ausführungen A. Martys;[2]) nach seiner Unterscheidung usuell (habituell) und okkasionell (aktuell) wäre das Pronomen auf Sb., Adj. und Adv. aufzuteilen und in diesen Wortklassen als okkasionell gegenüber den anderen, usuellen Substantiven, Adjektiven und Adverbien herauszuheben.

Es ist sicher unvernünftig, eine eigene Wortklasse für die Artikel anzusetzen; aber dann darf man wohl auch dem indefinite article nicht als 'its counterpart' den definite article geben und ihn mit den andern Zahlwörtern als 'a separate subclass' zu den pronouns schlagen, weil der definite article seinem Ursprunge nach dazugehört. Da ist Historisches,[3]) Bedeutungsmäfsiges und Formales arg zusammengeworfen. Ähnliches gilt von other, dessen ursprüngliche Bedeutung nur in der Restformel *every* other gewahrt ist. Tradition (*all, some*, and the negative *none, no*, which are always reckoned among indefinite pronouns) spielt ebenfalls übel herein. Auch der Versuch, 'many' usw. als 'quantifyers' von den 'ordinary qualifying adjectives' abzusondern, ist in der hier gegebenen Art schief; many u. dgl. können Prädikat sein: E *molti* sarebbero stati quelli, a' quali se tu quello avessi fatto che a me facesti, che vituperosamente ti avrebber fatto morire (Decameron, Seconda giornata 63). Many ist prädikativ im OED von 1425—1846 zu belegen, geht aber über diese zeitlichen Grenzen hinaus: Vor *many* was þe gode bodi þat þerþoru islawe was (Robert of Gloucester 11683). *Many* were the dresses she had promised should be sent home "without fail" the next morning (Mrs. Gaskell, Ruth 7). The aspirants, of course, are very *many* (Trollope, Autobiography 197). The families in which unrestricted permission was given for the reading of novels were *very few* (ibid. 203). And *few* were the days or evenings when they did not contrive to meet (Bread of Deceit 22). Hier ist es die Hervorhebung, welche many zum Prädikat macht. Vgl. auch den Gebrauch mit dem

[1]) Auch im Lat. steht virtus Caesarea neben virtus Caesaris.

[2]) Jetzt ausführlicher in dem J. noch nicht bekannt gewesenen, von O. Funke veröffentlichten Nachlafsbande Satz und Wort (1925) 60; ich gehe aus von den Untersuchungen zur allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie I, 498.

[3]) Von Restformeln wie two at *a* time abgesehen, weifs nur der Sprachhistoriker, dafs a(n) die schwache Form von one ist; nach diesem Grundsatze müfste man noch heute 'bunt' als Hauptwort, 'the' in the more the better als Instrumental bezeichnen.

Digitized by Google

Singular: *Many's* the man would have given his head (Tom Jones I 190). Many's the day = seit. Und überdies können manche zweifellos 'qualifying adjectives' auch nicht prädikativ gebraucht werden: lone (feeling), stray (sheep), left, right (hand), live, utter. Für Relativ schlägt J. den Namen connective, conjunctive vor; that ist nach seiner Meinung (vgl. die übereinstimmende E. Kruisingas, English Studies VI 147) eher Konjunktion als Relativ. Der auch nicht zutreffende Name personal pronoun kann bleiben.

Das finite Verb, nicht die „Verbide" Infinitiv[1]) und Partizip, gibt dem Satz das Abschliefsende, das eigentliche, rechte Leben. Bei den Partikeln sind die Konjunktionen als 'sentence prepositions' nicht weiter abzugrenzen. So erkennt J. schliefslich folgende, nicht ganz allgemein[2]) geltende Wortklassen an: 1. Substantive, 2. Adjektive (1. und 2. zusammenzufassen als nouns), 3. Pronomina (mit Zahlwörtern und Pronominaladverbien), 4. Verba (wobei die Stellung der „Verbide" unbestimmt bleibt), 5. Partikeln.

Auch hier ist noch mancher Einwand zu erheben, wenn auch J. betont (91), dafs die Grenzen fliefsend sind, wobei ich allerdings die dort gegebenen synonymous expressions, die meiner Auffassung nach nicht synonymous sind, ablehne. Gehören die Interjektionen, als hauptsächlich der Affektrede angehörende Satzäquivalente, hier überhaupt herein? Sind nicht mindestens die Ordinalia, deren Beziehungen zum Superlativ L. Spitzer in einer geistreichen Arbeit (ZromPh. 45 [1925] 1ff.) dargetan hat, zum Adjektiv zu stellen? Ist nicht das Adverb, das doch, mit Präpositionen und Konjunktionen verglichen, Eigenbedeutung hat, aus den Partikeln als eigene Wortklasse herauszuheben oder zu Substantiv und Adjektiv zu stellen? Ich verweise auf die übersichtliche Darstellung bei E. Otto, Grundfragen der Sprachwissenschaft, S. 80—91. Sehr fein sind die Ausführungen über das Wort; ein schöner Grenzfall aus Fuldas „Kameraden" sei angeführt: (Hildebrand:) „Was, der Tausend! Sie sind Erzieherin — Lehrerin?" (Gertrud:) „Elementar-."

(Schlufs folgt.)

Bruck a. d. Mur. Fritz Karpf.

Mary S. Serjeantson, Distributions of Dialect Characters in Middle English. Swets & Zeitlinger, Amsterdam, 1924. 34 pp.

Miss Serjeantson's paper is an offprint of three articles published in English Studies, vol. iv, pp. 93—109, 191—198, 223—233 (1922). It deals with four problems, i. Fracture of *æ*

[1]) Wie steht es aber mit den historischen Infinitiven und Sätzen wie Rechts halten! Nicht hinausbeugen! Non dimenticare!?

[2]) Z. B. nicht für Eskimosprachen und das Chinesische.

Digitized by Google

before *l* + consonant; ii. *i*-mutation of *ēa* in O. E. and M. E. iii. O. E. *ĕo* in the M. E. dialects of the south and west; iv. O. E. *ў* and *ў* + front consonant. The material consists partly of O. E. charters, partly of forms, chiefly place-names, in medieval documents.

The history of early English dialects offers many obscure points, and all contributions that adduce fresh material and offer new points of view are to be heartily welcomed. The valuable material found in place-names has not been nearly sufficiently exploited hitherto, and many important additions to our knowledge may be got from this quarter. Also a study of O. E. charters may give results of value. But both classes of material are difficult to handle and are beset with many pitfalls. It can hardly be said that Miss Serjeantson has always evaded the pitfalls hinted at, and her results in some respects should be used with a certain caution. But her paper contains valuable material, and some of her results are certainly worthy of attention.

On the first section, fraction of *æ* before *l-groups*, I have already had an opportunity of giving my opinion, English Studies v, pp. 57—63, and I may refer to the said paper, where I pointed out some rather curious mistakes in the material, mistakes that are repeated in the offprint without remark, and also ventured to challenge the method adopted in certain respects. The last section deals with a problem that has already received a good deal of attention. The most interesting chapters are in my opinion numbers ii and iii.

Section ii gives interesting information on the history of the O. E. *i*-mutation of *ēa*. The *i*-mutation of *ēa* gave different results in various dialects, and the M. E. forms may throw light on the local distribution of the various types, O. E. *īe* (whence *ȳ* and *ī*) and *ē*. Unfortunately the material used by Miss Serjeantson is rather scanty and the results therefore somewhat limited. Only few words containing *i*-mutated *ēa* occur in place-names. I have no doubt, however, that the material of Miss Serjeantson may be considerably added to. Thus there is a common element in the place-names of some districts, now appearing variously as *-shott, Sheet, Sheat* etc., which must be derivative of O. E. *scēat*. It is found in place-names such as Aldershot, Bramshott, etc., formerly *-shute,*

Digitized by Google

-shete etc. Here belong Sheet Ha (olim *Syete, Shute* etc.), Sheat, Shute I o. W. Shute shows the regular dialectal development of O. E. *īe* in Hants. Another important element is the O. E. personal name *Bīcda*. Many place-names containing this name have now *i*, as Bibbern Do., Bideford Dv., Bidfield Gl., Bidford Wa. (*Budeford* 1316 Ipm.) Biddles Bucks (*Budewelle* 1208 PN. Bucks), Biddenham, Bidwell Beds (*Budeham* 1247, *Budenham* 1276; *Budewelle* 13th PN. Beds). The last mentioned three names show that O. E. *īe* (*ȳ*) occurred also in Bucks and Beds. The names show the regular development of O. E. *īe* in the respective counties. Also O. E. *scīene* occurs in place names.

A few remarks may be made on Miss Serjeantson's material. Steeple Claydon appears with *u* occasionally (PNBucks). I do not think *herþ* Kemble 732 is a certain Sussex form. It may just as well be Kentish. It would be remarkable if Worcester should be a definite *ē*-county. Miss Serjeantson's material seems to suggest that, but she has overlooked *hyrað* Kemble 675 and *hlypgeate* BCS. 1282. Hindlip is *Hyndelupe* 1316 Ipm. By the way *hersumnesse* is in Kemble 676, not in 675.

Section iii gives interesting information especially on M. E. *u* for *eo*. Only a few remarks may be made on this part. I do not think *-tru* (*true*) can be looked upon as trustworthy examples of *eo* > *u*, for *u* (*ue*) is more likely to be explained as a spelling for the diphthong developed from M. E. *ēw*. Rhymes such as *cunne*:*heonne, sunne*:*heonne* (O. & N.) may also be explained as *e*-rhymes. Some modern forms showing the dialectal development of O. E. *eo* might have been worth mentioning, as Chillerton Ha., Chilsworthy Dv. (*Chulysworthy* F. A.), Diptford Dv. (*Duppeford, Dippeford* 1316 Ipm.).

Lund. Eilert Ekwall.

Three Old English Prose Texts in MS. Cotton Vitellius Axv. Edited with an Introduction and Glossarial Index by **Stanley Rypins,** Ph. D. London, Humphrey Milford, 1924. L + 148 pp. and 2 plates. 25 s.

A. u. d. T.: **Early English Text Society, Original Series,** No. 161.

The three Old English prose texts published by Dr. Rypins (Letter of Alexander the Great to Aristotle, Wonders of the East, and a fragment of a Life of St. Christopher) may claim

Digitized by Google

particular interest not only for intrinsic reasons, but also, and perhaps in a still higher degree, owing to the fact that they are preserved in the well-known MS. Vit. A xv, which also contains the Beowulf epic, and are written by the same scribe as the first part of Beowulf. The latter fact has not long been known. It was first pointed out incidentally by Professor Sedgefield in the 2nd edition of his Beowulf (1913). The importance of the fact for the study of Beowulf was emphasised by K. Sisam (MLR. xi, p. 335 ff.) and by Förster in his monograph "Die Beowulf-handschrift" (1919). Förster also mentions that the identity of hands was noted as early as 1871 by Sievers, who never published his discovery.

All three texts have been edited before. Alexander's Letter was published in 1861 by Cockayne in *Narratiunculae*, and in 1881 by W. M. Baskervill in *Anglia* iv. The Wonders of the East was published, from MS. Tib. B v, by Cockayne in the same collection, and, from both MSS., by Knappe in a Berlin dissertation (1906). The Christophorus fragment, finally, was published in 1888, *Engl. Stud.* xiii, by Herzfeld, and later by Einenkel in *Anglia* xvii (1893). None of these editions are satisfactory. As I have not had access to the MS. I cannot form an independent judgment of Dr. Rypin's text, but I take it for granted that the latest edition is altogether trustworthy. It is easy to see that the text differs materially from that of earlier editions. Dr. Rypins has devoted immense labour and care to his editorial task. He has been able not only to correct many of the readings of his predecessors, but also to decipher a good deal that escaped them.

The method adopted in editing the texts has been to reproduce the MS. as nearly as possible in facsimile. The MS. is followed line for line and page for page. Punctuation and capitalization are as in the original. Emendation is resorted to in very few instances. In the case of a MS. of such importance as the Beowulf MS. this method is to be recommended, but it evidently renders the reading of the text somewhat laborious. Two facsimiles are given, chosen so as to convince any sceptic of the identity of the script of Beowulf i and that of Alexander's Letter. The value of the edition is also enhanced by the texts of the Latin originals, which follow the Old English texts.

Digitized by Google

The introduction first gives a brief description of the MS. as a whole. It is curious that here no mention is made of Max Förster's important work on this subject "Die Beowulfhandschrift" 1919. Presumably Dr. Rypins's introduction was written and perhaps set up before Förster's book appeared, but at least in the Preface, dated July 1st, 1924, one might expect to find the book referred to. The introduction further contains valuable information on the texts, their history, earlier editions, the Latin originals etc. Attention is drawn to the importance of the texts especially for the study of the Old English vocabulary.

A good deal of space is devoted to the question as to the relative reliability of the two Beowulf scribes. Dr. Rypins criticises ten Brink's theory, founded chiefly on the use of *eo* and *io* in the two parts of Beowulf and Judith. As *io* is common in Beowulf ii, but absent in Judith, while *eo* is almost exclusively used in Beowulf i, ten Brink concludes that in the Beowulf MS. from which the extant copy was made, *io* was commonly used, but that the first scribe had a predilection for *eo* and substituted it for *io*, while the second scribe followed his original more closely. Dr. Rypins draws attention to certain facts which seem to show that the first scribe was an accurate transcriber. Thus he writes *mit ty* (*myt ty*) consistently in the Christophorus fragment, *mid þy* equally consistently in Alexander's Letter. The Christophorus fragment is in plain West Saxon, while Alexander's Letter shows non-West Saxon elements as regards forms and vocabulary. Dr. Rypins does not work out the problem fully, and the question of relative accuracy still remains to be solved. He gives full lists of the *eo-* and *io*-spellings in Beowulf, but not for the rest of the texts written by the first scribe. It is difficult to follow him in his contention that the absence of *io*-spellings in the Christophorus fragment supports the accuracy of the first scribe just as much as the same absence of *io* in Judith tells in favour of the accuracy of the second scribe. The regular *eo* in the fragment rather gives further support to ten Brink's theory as far as the *eo*/*io*-question is concerned. On the other hand the distribution of *io* and *eo* in Alexande'rs Letter may tell against ten Brink. A rough calculation gives about 60 *io* as against 275 *eo* (*bisceop* not being counted), the per-

Digitized by Google

centages being much the same as in Beowulf ii. Evidently the problem is a good deal more complicated than has been hitherto supposed, and it is to be sincerely hoped that the interesting and important question will be taken up by somebody for detailed study.

The Notes seem rather meagre. A fuller discussion of obscure passages would have been desirable, especially as the edition is a facsimile one, in which readers get no help from a modernised punctuation and the likke. A good deal of the material in the Notes has been taken from Cockayne. At least in one case an error of Cockayne's is repeated, viz. p. 113, where the identification of OE. *hōh* with dial. *haugh* is adopted without remark. A disproportionate amount of space is devoted to some rather unimportant points, as the quantity of the *æ* in *wæfersien* or the interpretation of *þa hit on morgen dæg wæs*. The note on *rynig* is not very satisfactory. The spelling *yb* for *ymb*, surely only an inaccuracy, is taken to indicate loss of *m* before *b*. As an analogous case is quoted *nybðe* for *nymðe* in Vesp. Ps. But in this word variation between *m* and *b* (*f*) is to be assumed; cf. the cognate OSax. *neba*, OHG. *nibu*, Goth. *nibai*, ON. *nefa*, *nema*. I doubt whether *dem* 97 b/4 (*ic þis dem*) is correctly explained as 'I believe this'. Neither is the form what we should expect, nor does OE. *dēman* mean 'believe'. I suggest that the original had *Ic þis dōm* 'I do this'. A copyist who did not use the form *dōm* might well have miscopied the form.

The glossary is very full, but it is not in all respects quite accurate enough. There are a good many wrong quantities, part due to the fact that the editor has followed Bosworth-Toller and overlooked corrections in the Supplement. As examples I mention *âbædan*, *gefea*, *gefeon*, *gestælan*, *hringwise*, *læst*, *ongean*, *þrowian* (short *o* in B.-T., Suppl., but cf. NED. s. v. *throw*), *uht*, *wiscan* (which should have a long vowel or diphthong), *cêle*, *gebêd*, which have a short vowel. Doubtful forms are: *êþ* adj. (for *êþe*), *fullâste* m. (for *-lâst* f.), *gesete* n. (for *-set*), *gehære*, *gemone* adj. (for *-hær*, *-mon*), *smolte* adj. (for *smolt*). Misprints are *awrîten* inf., *fîfte* 'fifth', *snâwes* a. pl. A verb *fôrwyrcean* 'to obstruct' does not exist (see B.-T., Suppl.). Under *ieþe* read *ieþum* d. pl. for d. sg. *Styde* (under *studu*) is surely not acc. pl. *Sæ* g. sg. does not occur, but

Digitized by Google

there is a compound *sæ-ostrum*. A pret. sg. *fuhte* (*feahte*) surely does not exist. Under *settan* read *seted* p. p. instead of *setted*. Under *hundicge* there is a reference to the Notes, where nothing is said about the word.

Bylifian 'to live by' is a doubtful word. The reading of the text is: *þonne drincað þa men þ & bylifigeað*, which I take to mean 'then men drink that and live by it', *by* being an adverb meaning 'by it'. *Gesegenis* 107 is hardly a misspelling of *gesetenis*; cf. *gesegness* 'saying, expressing' B.-T. (Suppl.). *Heage* 127 b/7 is more likely an adj. pl. than an adv. *Healdon* 108, 3 is the 3 pt. pl. according to the editor. I prefer to take it to be the inf.

Lund. Eilert Ekwall.

The Cambridge Medieval History, planned by **J. B. Bury**, edited by **J. R. Tanner, C. W. Previté-Orton, Z. N. Brooke.** Vol. 5: **Contest of Empire and Papacy.** Cambridge, at the University Press, 1926. XLIII u. 1005 S. 1 Kartentasche. 50/— net.

Der in der Cambridge Modern History bewährte und von dem berühmten Byzantinisten Bury auf das Mittelalter übertragene Plan universalgeschichtlicher Sammeldarstellung in zeitlicher und sachlicher Aufteilung an einen internationalen Forscherkreis macht gerade die wissenschaftliche Beurteilung nicht leicht, zumal wo wie hier das Interesse an englischer Geschichte oder wenigstens englischer Geschichtschreibung im Vordergrund steht. Zwar ist im vorliegenden, das Hochmittelalter behandelnden Bande eine noch gröfsere Mehrzahl der Verfasser Engländer, nämlich 14 gegenüber nur 4 Nichtengländern, und schon allein die Auswahl dieser, zweier Franzosen, eines Italieners und eines in England lebenden Amerihaners (des bekannten Cambridger Juristen H. D. Hazeltine), kennzeichnet wenigstens von aufsen die wachsende Autarkie der englischen Forschung einerseits, ihre fortdauernd oder auch noch zunehmend westliche Anlehnung anderseits. Aber an den dem Heute entlegenen Gegenständen wirken sich diese Umstände natürlich weniger aus, und auch wo z. B. etwa der deutsche Historiker von modernster deutscher Forschung aus allerlei zu erinnern hätte, wird er lieber die tüchtige Facharbeit von Männern wie den Cambridgern Brooke und A. L. Poole

Digitized by Google

und dem verstorbenen Grafen Ugo Balzani (für Salier und Staufer) anerkennen, ohne den so sehr wünschenswerten wissenschaftlichen Meinungsaustausch zwischen den Völkern und Ländern durch Hyperkritik zu stören.

Am dankbarsten empfindet man freilich die Vorzüge eines Darstellungssystems von so grofser, fast zersplitternder Freiheit des einzelnen an den Stellen, wo aus den Beiträgen nur auf diese Weise erreichbare geschlossene Monographien geworden sind. Dahin rechne ich vor allem die Darstellung des Islam bis 1100 und des Ersten Kreuzzugs durch den Glasgower Orientalisten W. B. Stevenson (Kap. 6 f.), die Schilderung (Kap. 19) der „kommunalen Bewegung", d. h. der Verselbständigung der Städte, durch Miss E. C. Lodge-London (die nur allzu einseitig das allerdings hier führende Frankreich berücksichtigt und so namentlich mit dem Kap. 5 über die italienischen Städte von Previté-Orton, dem verdienstvollen Herausgeber der English Historical Review, zusammen gelesen werden will), das Kap. 20 über die Mönchsorden von deren bestem englischen Historiker Prof. A. H. Thompson von Leeds, die drei folgenden (21—23) von Hazeltine über Römisches und Kanonisches Recht, von Miss M. Deanesley (Manchester) über das Schulwesen und von W. H. V. Reade (Oxford) über die Scholastik.

Diesem monographischen Typus nähert sich die Darstellung auch sonst, wo besondere Autoritäten eines Landes oder einer Periode über sie die Feder ergriffen haben. So hat der verstorbene Ferdinand Chalandon (Kap. 4) die Normannenzeit in Sizilien, Prof. Louis Halphen von Bordeaux (Kap. 18) die Zeit Ludwigs VI. und VII. beschrieben. Einen ganz einzigartigen Beitrag in diesem Sinne bilden schliefslich die beiden Kapitel (15 f.) über die Normannische Eroberung in England und die englischen Normannenkönige von dem früh verstorbenen Cambridger W. J. Corbett. Sie wird namentlich der Wirtschaftshistoriker, der in dem vorliegenden Bande monographisch und sonst kaum auf seine Rechnung kommt, mit Freude begrüfsen. Denn Corbett war nach Maitland und Vinogradoff der beste Spezialist für die Erforschung des Domesday Book, jenes frühesten und grofsartigsten Denkmals der mittelalterlichen Lehenbücher- und Urbarienliteratur, und seine Behandlung zeigt wieder einmal, welches ganz neue und durchsichtige Antlitz auch die politischen Ereignisse einer Zeit bei fortlaufender,

Digitized by Google

nicht blofs gelegentlicher oder anhangsweiser Heranziehung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Untergründe erhalten. Da es nach der Vorbemerkung der Herausgeber scheint, als sei das posthume Erscheinen von Corbetts Domesday-Untersuchungen als solchen ungewifs, möchte ich auch die deutsche Einzelforschung, die an sich leicht an Sammelwerken wie diesem vorübergeht, auf Corbetts Kapitel hinweisen. Die angehängten Bibliographien sind wie immer sehr ausführlich und zu den monographischen Teilen auch von bedeutendem originalen Wert. Eine Mappe mit 9 Karten bringt hauptsächlich territoriale Grofsarbeit, kaum (vielleicht mit Ausnahme des staufischen Norditalien, Nr. 52) neue Ergebnisse.

Heidelberg. C. Brinkmann.

Thomas Chaucer, by **Martin B. Ruud.** Published by the University of Minnesota. Minneapolis 1926. Price $ 1.50. Pp. 131, including Appendices and Bibliography.

A. u. d. T.: **Research Publications of the University of Minnesota, Studies in Language and Literature,** Number 9.

This monograph, divided into eight chapters, falls into two parts so far as subject is concerned, chapters 1 to 6 dealing with Thomas Chaucer as a figure in his time, chapters 7 and 8 (twentyeight pages together) with Thomas' probable relation to Geoffrey. On the former topic Prof. Ruud gives new material, printing in his appendices various documents from the files of the Public Record Office; on the second topic he collects and discusses facts already known, concluding with the emphatic statement of his belief that Thomas was the son of Geoffrey.

These facts are: 1. the use of the Roet arms on the tombs of Thomas Chaucer and his daughter; also, on the tomb of Thomas Chaucer, the arms of Cardinal Beaufort, son of Katharine Roet and John of Gaunt. 2. The use in two XV-century Beaufort documents of the terms "consanguineus" and "cousin" to mean Thomas Chaucer. 3. The tradition preserved by Stow and by Speght in the sixteenth century, by a roll of arms in the fifteenth, that the shield of both Thomas and Geoffrey was a Roet shield. 4. The use of Geoffrey's seal by Thomas on one or two occasions. 5. The note by a sixteenth-century antiquary on a coat he had seen in a Wood-

Digitized by Google

stock parish-church window, the arms of Geoffrey Chaucer impaling Burghersh. As Thomas Chaucer was the husband of Maud Burghersh, the transfer of Geoffrey's arms to him is significant; and this fact has not previously been weighed. 6. The statement by Thomas Gascoigne, in his fifteenth-century Theological Dictionary, that Geoffrey was the father of Thomas. On the contrary side we have: 1. the sixteenth century report preserved by Speght that Thomas was not a son, but "rather some kinsman of (Geoffrey) whom he brought up". 2. The failure of Lydgate, in his poem on Thomas Chaucer's departure from home, to allude to Geoffrey. This last was the mainstay of Furnivall's vigorous opposition to the belief that Thomas was Geoffrey's son, an opposition based on two negative supports, the absence of allusion by Lydgate and the absence of detailed comment by the usually gossippy scribe John Shirley, whose hand preserves the poem.

On points 1 and 2 of the longer list it must be noted that their evidence is solely for Thomas' descent from Roet; Geoffrey's Roet-alliance must be proved to establish a blood-connection between the two men. This the third point indicates, but not convincingly. The fifth point, while interesting, is entangled with error, and does not reach us on authority which we can estimate. Points 4 and 6 are the strongest arguments for Thomas' sonship to Geoffrey; but so far as I am concerned, I do not know enough either about the law and custom of seals in that period, or about Thomas Gascoigne, to regard either as conclusive.

Turning to the second list, the arguments against Thomas Chaucer's sonship to Geoffrey, we observe that Furnivall and all succeeding commentators, including Prof. Ruud, have treated Lydgate's poem *in vacuo*, without reference to his or to Shirley's usual procedure. They have not asked: ... What urges Lydgate to a Chaucer-allusion? or ... What moves Shirley to a note? Yet these queries should be made; and I have found in Lydgate's principal passages on Chaucer food for conjecture that in his case (and in that of Hoccleve) the wish of the patron took effect upon the versifier, led him to amplify the praise of his dead master. Humphrey of Gloucester and Henry the Fifth stand back of the *Fall of Princes*, the *Troy Book*, and the *Regement of Princes*, three poems which contain

Digitized by Google

inter alia Lydgate's long list of Chaucer's works and Hoccleve's portrait of Chaucer. No one can read the passages on armor and on warfare in the *Troy Book*, the passages on literature in the *Fall of Princes*, and not see that they are as much aimed at the patron as were the laudatory prologues and epilogues. What then of the Chaucer-passages? And what of the Beaufort-sympathies of Thomas Chaucer as compared with Geoffrey's (and Lydgate's) political affiliations? I do not assert that Lydgate omitted mention of Geoffrey in conformity to Thomas' known wish; but I consider it necessary to reckon with the patron in interpreting the monk's allusion, or lack of allusion, at any time. From Prof. Ruud's statement, page 86, that "the mere fact that Geoffrey's friend Lydgate wrote the poem and that his admirer Shirley took the trouble to copy it, establishes a connection between Thomas and Geoffrey Chaucer" ... I dissent.

And as for the other point in the second list, I feel that when a bit of gossip reported by Speght, the story of Chaucer's beating a Franciscan friar in Fleet Street, turns out to have the extensive implications for Chaucer's life which Dr. Edith Rickert has shown possible, this other casual bit of gossip from Speght regarding the "kinsman whom Geoffrey brought up" calls for closer investigation before we dismiss it. Upon the sonship of Thomas to Geoffrey there is not yet any sufficient body of evidence in our hands to make a decision either way.

The second part of this monograph, therefore, seems to me unfortunate in method. The study of Thomas Chaucer's social and political activities is welcome, and yet more documentary material about him will be welcome; but the matter of his relationship to Geoffrey, however interesting, belongs in an appendix until better evidence is adducible.

Boston, U. S. A. Eleanor Prescott Hammond.

English Comedies of the 18th Century: The Way to keep him by Arthur Murphy. London, Humphrey Milford, Oxford University Press, 1926, 1 s. net. VIII + 132 ps.

Den beiden grünen Bändchen, Reynolds' "Dramatist" und Colmans "The Jealous Wife", hat der rührige Herausgeber Allardyce Nicoll bald ein drittes folgen lassen: "Die Kunst ihn

Digitized by Google

zu fesseln", von Murphy. Der Dichter (1730—1805), wie die beiden grofsen Dramatiker dieses Zeitraumes, Sheridan und Goldsmith, irischer Abstammung, erhielt seine Ausbildung in London und Paris. Der französisch-klassische Einflufs ist in seinen Trauerspielen "The Grecian Daughter" und "The Orphan of China" (beide fünf Akte, Blankvers) stark bemerkbar. Auch in einer Reihe lustiger Schwänke und Possen, wie "The Apprentice, a Farce in two Acts" ist der Pariser Einflufs unverkennbar. Von Murphys Lustspielen wird "The Way to keep him" für das beste gehalten. Auch in diesem Stücke lassen sich die Spuren jenes Einflusses verfolgen, ja man hat offenbare Entlehnungen aus Moissys "La Nouvelle Ecole des Femmes" nachgewiesen. Äufserlich wird der damals im Schwange stehenden Modesucht, gute oder üble Charaktereigenschaften durch die Benennungen der Darsteller zu kennzeichnen und so eine Lachstimmung zu schaffen, ausgiebig gefrönt (vgl. Sheridans Lästerschule). Inhaltlich spielen offene und versteckte Eifersucht, neckisches Versteckspiel innerlicher Zuneigung und übertriebene Modetorheiten der Gesellschaft wie in vielen Sittenkomödien der damaligen Zeit die wichtigsten Rollen.

Münsterberg (Schles.). Joseph Mellin.

Margaret Alterton, Origins of Poe's Critical Theory. Published by the University, Iowa City. V und 191 S. 1925. Pr. $ 2.00 geh. A. u. d. T.: **University of Iowa Studies.** — Humanistic Studies. — Vol. II, Nr. 3 (First Series, April 15, 1925).

Diese fleifsige amerikanische Dissertation geht von dem methodisch ergiebigen Gedanken aus, die massenhafte Lektüre, die Poe als Herausgeber von Zeitschriften bekanntlich gepflogen hat, für die Erklärung einiger Grundanschauungen Poes nutzbar zu machen. Dabei ergeben sich manche interessante Funde und Aufstellungen im einzelnen, auch allgemeine Beziehungen werden wahrscheinlich gemacht; ob aber die Entwicklung von Poes dichterischer Theorie und Praxis sich wirklich nach der von der Verfasserin aufgestellten Stufenleiter vollzog, erscheint mir doch einigermafsen zweifelhaft. Ich halte eher dafür, dafs gewisse Grundanschauungen, die Poe in sich und in seiner Zeit fand, in seinem grüblerischen Sinne von selbst fortwirkten und sich entfalteten, wobei die zufällige Lektüre zwar in

Digitized by Google

Einzelheiten auch die Form beeinflufst haben mag, in der sich seine Gedanken nun darstellen, dafs aber das Wesentliche an dieser Entwicklung durchaus auf dem eigenen geistigen Wachstum beruhte. Solchen Erwägungen verschliefst sich auch die Verfasserin nicht ganz, wie ihre Ausführungen über Poes Originalität im Vorwort deutlich zeigen; aber in den einzelnen Abschnitten ihrer Arbeit hat sie ihrem System zuliebe äufseren und äufserlichen Beziehungen stellenweise sicherlich zuviel Gewicht beigelegt.

Das literarisch ergiebigste scheint mir das erste Kapitel zu sein. Hier werden die ersten 45 Bände von *Blackwood's Edinburgh Magazine* (1817—39), sowie einige Bände der *Edinburg Review* (1803—34) in bezug auf das Material untersucht, das sie etwa Poe geliefert haben könnten. Das Ergebnis ist höchst bemerkenswert. Ohne dafs von irgendeinem „Einflufs" im einzelnen die Rede zu sein braucht, finden sich inhaltlich wie stimmungsmäfsig so ganz handgreifliche Parallelen, dafs uns Poe noch mehr als das Kind seiner eigenen romantischen Zeit (der „amerikanischen" Romantik natürlich) erscheint, als wir ihn bisher schon kannten. Sowohl die Vorwürfe wie die Technik von Poes unheimlichen Geschichten zeigen unverkennbare Familienähnlichkeit mit so mancher Erzählung aus *Blackwood* oder medizinischen Zeitschriften und Lehrbüchern. Poes Erzählungen *The Oval Portrait* (früher betitelt *Life-in-Death*) und *The Case of Mr. Valdemar* zeigen ihn z. B. als gründlichen Kenner von beliebten zeitgenössischen popular-wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Freilich ist bei Poe das Wesentliche fast stets viel künstlerischer gestaltet wie in jenen Tageserscheinungen; die Ehrfurcht und zugleich das Grauen vor dem grofsen Todesgeheimnis verleiht Poes Prosa (soweit sie nicht einfach *copy*, nötiges Material für seine Zeitschriftnummer, ist) den Zauber ihres bleibenden Wertes. Ganz typisch für den zeitgenössischen Geschmack an schaurigen Sensationen ist eine deutliche Parallele zu Poes *The Pit and the Pendulum*. Wie bei Poe im gräfslichen Kerker das messerscharfe Pendel sich täglich langsam, aber unaufhaltsam auf den Gefangenen niederschiebt, so treten in *The Iron Shroud*, einer *Blackwood*-Geschichte (Band 28, 1830), die Eisenwände einer geheimnisvollen Gefängniszelle immer dichter zusammen und drohen das unglückliche Opfer allmählich zu erdrücken. Endlich

Digitized by Google

sucht es die Verfasserin wahrscheinlich zu machen, dafs auch A. W. Schlegels ästhetische Theorien, die von den *Blackwood*-Kritikern aufgenommen und umgestaltet wurden (die Ausdrücke *effect, stage effect* nach Schlegels Sprachgebrauch kehren bei den Engländern nun immer wieder), vor allem durch die englischen Zeitschriften Poe zuerst vermittelt wurden.

Im zweiten Kapitel will die Verfasserin den Beweis führen, dafs Poe mit bewufster Absicht jnristische Schriften studiert habe, um seine kritischen Fähigkeiten zu vertiefen und die Kunst der Überredung methodisch auf die Literatur zu übertragen. Dieser ganze Abschnitt scheint mir nicht sehr beweisend, denn um herauszufinden, dafs *convincing writing must be brief, to the point, and strictly logical* (S. 67), dazu brauchte ein Poe wahrlich weder Juristenfreunde, noch Franklin noch Burke zu bemühen. Dafs ihm natürlich seine juristischen Interessen für eine Erzählung wie *The Mystery of Marie Rogêt* sehr zustatten kamen, und dafs sich darin Reminiszenzen — Gehörtes oder Gelesenes — finden mögen, ist ohne weiteres zuzugeben.

Das dritte Kapitel soll zeigen, dafs Poes berühmter Grundgedanke von der „Einheit der Wirkung" direkt aus Schlegels „Vorlesungen" abgeleitet ist. Dafs hier sehr starke Einflüsse sich geltend machen, kann keinem Zweifel unterliegen, und der Gegenstand ist hier nicht zum erstenmal zur Diskussion gestellt; aber die Auffassung der Verfasserin, dafs Poe auf dem Wege des dramaturgischen Studiums und der dramatischen Kritik zur Formulierung seiner Theorie und Ausübung seiner Praxis gekommen sei, will mir in der hier vorgetragenen Spezialisierung nicht recht einleuchten. Der Gedanke der Einheit, der „Einheit in der Mannigfaltigkeit", wird dann im vierten Kapitel weiterverfolgt durch die philosophischen Schriften, die Poe gelesen haben kann oder nachweislich gelesen hat. Auch hier scheint mir die Stellungnahme der Verfasserin nicht immer zwingend, und das Verhältnis, in dem Poe zu diesen Philosophen steht, ist vielleicht gerade umgekehrt als sie es annimmt: nicht weil in dieser Literatur die Idee der Einheit zur Geltung kommt, deshalb hat sie sich bei Poe vertieft und immer wieder Ausdruck bei ihm gefunden, sondern umgekehrt, weil Poe selbst auf dem philosophischen Standpunkt dieser Einheit stand, die er intuitiv als sein Welt-

Digitized by Google

bild erfafst hat, deshalb berührt er sich so oft mit ihnen. Aber einzelne Beziehungen hier genauer aufgehellt oder wahrscheinlich gemacht zu haben, ist ein Verdienst der Verfasserin. Leider wird dieses Verdienst einigermafsen beeinträchtigt durch die in diesem wie auch besonders im nächsten Kapitel störende Methode, nicht genau zu sondern zwischen den Aufsätzen und Rezensionen, die sicher aus Poes Feder stammen, und solchen, für die Poes Autorschaft von der Verfasserin lediglich angenommen wird. Diese Annahme geschieht meistens einzig und allein auf Grund des mit Poes Denkweise im allgemeinen übereinstimmenden Inhaltes. Aber bei diesen z. T. recht ausgedehnten anonymen Aufsätzen hätten sich auch wohl etwas feinere stilistische Methoden anwenden lassen, und dann wäre die Zuweisung an Poe in den allermeisten Fällen vielleicht mit weniger grofser Bestimmtheit erfolgt. Diese ganzen Fragen bedürften einmal einer eingehenden Untersuchung, die freilich nur in Amerika selbst aufgenommen werden könnte. Sollten sich aber die Vermutungen der Verf. bewahrheiten, so hätte sie den Verehrern Poes ein halbes Dutzend z. T. recht interessanter Aufsätze wieder zugänglich gemacht.

Das letzte Kapitel zeigt, wie die Idee der Einheit alles Weltgeschehens auch in Poes naturwissenschaftlicher Auffassung wiederkehrt. Auch hier sind wieder hübsche Funde zu verzeichnen, wie etwa Poes Benutzung der *Philosophical Transactions of the Royal Society of London* für gelegentliche Aufzeichnungen und des „Christlichen Philosophen" Thomas Dick Schriften für „Eureka" und *Eiros and Charmion*. Aber auch hier scheinen mir die Folgerungen, die aus Poes naturwissenschaftlichen Studien gezogen werden, keineswegs zwingend. Diese sollen nämlich u. a. „Poes Verständnis für die Handlungsführung" vermehrt, ihm die Notwendigkeit einer dramatischen Lösung der Konflikte gezeigt und sogar sein metrisches Verständnis gefördert haben.

Trotz ihrer Mängel ist diese Arbeit ein verdienstlicher Beitrag zur Poe-Forschung. Ihre Benutzung wäre wesentlich erleichtert worden, wenn bei den einzelnen Werken Poes jeweils das Datum des ersten Erscheinens angeführt worden wäre; denn die Schlüssigkeit der Beweisführung ergibt sich ja nicht zuletzt auch aus der Chronologie.

Giefsen. Walther Fischer.

Digitized by Google

Zur Erwiderung an Fr. Klaeber.

Im Januarheft des Beiblattes 1926 (Bd. 37, 5 ff.) ist eine Besprechung meiner Arbeit über die wohlbekannte Einlage im Beowulf, welche die Finnsage zu ihrem Inhalt hat, aus der Feder des angesehenen Anglisten Fr. Klaeber erschienen. So wenig ich nun zu jener Klasse von Schriftstellern gehöre, die sich durch jede an ihren Erzeugnissen geübte Kritik beleidigt fühlen, so habe ich mich doch von besagter Rezension stark enttäuscht gefunden. Ob eine Berechtigung dazu vorliegt, dürfte man aus nachfolgenden Bemerkungen ersehen, zu denen mir Klaebers Ausführungen Anlafs geboten haben.

Gleich anfangs bemerkt Klaeber bezüglich des meiner Arbeit zugrunde liegenden Gedankens: „Der Leser kann sich jedenfalls des Eindrucks nicht erwehren, dafs der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen ist." Sehr wohl möglich: übrigens habe ich in meiner Vorrede ausdrücklich hervorgehoben, dafs dies der Fall gewesen! Des weiteren habe ich dann ebendort ausgeführt, dafs ich erst nach langem Zaudern den Mut gefafst habe, an eine erneute Interpretation des ae. Textes heranzugehen, als ich endlich eine Methode gefunden zu haben glaubte, die zu versprechen schien, dafs ihre Anwendung auf die einschlägigen Probleme manches Rätsel in einem neuen Lichte zeigen würde. Wenn nun Klaeber fortfährt: „Sonst wären so mancherlei gewaltsame Deutungen kaum möglich gewesen", so weifs ich nicht recht, wie das aufzufassen ist; jedenfalls verschleiert es die Tatsache, dafs infolge der Anwendung meiner Methode die in Rede stehenden Deutungen sich auf eine recht ungesuchte Art ergeben haben. Da ich nun in der Einleitung zu meinem Essay diese Methode haarklein beschrieben habe, so hätte es, wie ich meine, zu den Pflichten eines wissenschaftlichen Beurteilers gehört, sie nicht ganz unerwähnt zu lassen, wie Klaeber es tut. Zwar habe ich mich möglichenfalls sowohl in der Methode wie auch bei ihrer Anwendung im einzelnen vergreifen können und ist dies vielleicht auch geschehen. Dann wäre es aber doch Sache des Kritikers gewesen, zu prüfen, ob diese Methode wirklich geeignet sei, die erforderlichen Dienste zu leisten. Hätte Klaeber diesen Weg eingeschlagen, so hätte er vielleicht späterhin sich nicht zu entschuldigen brauchen, dafs es zu weit führen würde, auf alle neuen Erklärungen einzugehen; denn wäre ihm der Nachweis geglückt, dafs die Methode verfehlt sei, so hätte er ohne weiteres alles Neue streichen können, was ich im Vertrauen auf dieselbe vorzubringen gewagt habe.

Dafs Klaeber den von mir durchgeführten methodischen Prinzipien keine sehr tiefgehende Beachtung geschenkt hat, scheint aus seinem Einwand gegen meine Auslegung von *wéaláfe* hervorzugehen. Hierzu bemerkt er: „aber wenn nach einem blutigen Kampfe von einer *láf* gesprochen wird, so ist es doch im höchsten Grade wahrscheinlich, dafs damit die Überlebenden gemeint sind". Das erinnert mich an folgendes Zitat: "And is it not the first rule of any prudent method never to take for granted that which is merely probable?" In Wirklichkeit ist die von Klaeber geltend gemachte Wahrscheinlichkeit nur eine Wahrscheinlichkeit *a priori*. Dafs sie bei Anwendung auf den vorliegenden Fall ihre Geltung auch *a posteriori*

Digitized by Google

bewahrt, wäre erst zu beweisen, und bei der besonderen Beschaffenheit der Situation, um die es sich an dieser Stelle des Gedichts handelt, dürfte es angesichts der von mir vorgetragenen, von Klaeber gar nicht berücksichtigten Gründe keine allzu leichte Aufgabe sein, diesen Beweis zu führen.

Überhaupt scheint Klaeber es fast geflissentlich vermieden zu haben, anzuerkennen, dafs ich alle meine Erklärungen sorgfältig durch Gründe zu stützen mich bestrebt habe. So lesen wir: „Gleich beim Eingang stutzen wir", und dann geht Klaeber auf meine Übersetzung von *Finnes eaferum* ein. Mit keinem Wort aber verlautet, dafs ich mich seitenlang bemüht habe, zu beweisen, dafs wir am besten tun, wenn wir bei der handschriftlichen Lesart bleiben, und dafs es in methodischer Hinsicht besser ist, diese Lesart zu erklären, als sie durch ungewisse Konjekturen beseitigen zu wollen. Man kann über die Beweiskraft der von mir vorgebrachten Gründe denken, wie man will: jedenfalls sind sie nur durch Gegengründe zu entkräften, und als solche vermag ich weder eine Bemerkung, dafs die Sache für meine Annahme hätte günstiger liegen können, noch die Berufung auf ein subjektives Stilgefühl, welches einen Periodenbau als unstatthaft ablehnt, ohne dafs sich eingestandenermafsen ein objektiver Beweis dafür erbringen liefse, anzuerkennen. — Ebenso heifst es etwas weiter unten: „die unbequemen Jüten sind verschwunden"; ich habe in der Tat die Jüten aus der Finnsage verschwinden lassen, nicht weil sie mir „unbequem" waren, sondern weil ich glaubte den Beweis erbringen zu können, dafs die Jüten überhaupt nie in diesen Zusammenhang hineingehören. Wer könnte aber aus Klaebers Worten herauslesen, dafs eine diesbezügliche Beweisführung in meinem Buche abgedruckt ist?

Nicht anders verhält es sich, wenn wir lesen: „Überraschend ist es, wie der Verfasser es zuwege bringt, die Vorgeschichte zu rekonstruieren." Wohl dürfte meine Rekonstruktion der Vorgeschichte, was ihre Ergebnisse anbelangt, als überraschend gelten, aber das Wie dieser Rekonstruktion hat gar nichts Auffälliges, denn alle meine Aufstellungen beruhen auf einer Vergleichung der Finnsage mit der Nibelungensage. Ich sollte doch meinen, dafs man sich heutzutage nicht allzuleicht durch eine ziemlich naheliegende Inanspruchnahme des vergleichenden Verfahrens in Staunen versetzen läfst. Ohne Zweifel war Klaeber als Rezensent in seinem guten Recht, wenn er vor das „stolze, mit soviel Liebe errichtete Gebäude" seine Warnungstafel hinsetzte, weil es seiner Ansicht nach auf schwachen Stützen ruht. Nicht verschweigen hätte er aber dürfen, dafs ich mich redlich bemüht habe, das Fundament stark und dauerhaft zu legen, indem ich die Anwendbarkeit der vergleichenden Methode auf das von mir behandelte Problem umsichtig erwog.

Wie schon angedeutet, nehme ich es ruhig hin, wenn man mir die Fehler in meiner Arbeit nachweist, denn ich erkenne an, dafs in der Wissenschaft die Wahrheit doch mehr als alle Rücksichten der persönlichen Eitelkeit zu gelten hat. Auch bin ich jedem aufrichtig dankbar, der, wie Klaeber, gewisse Vorzüge mir nachrühmt, als da sind: Scharfsinn, Kombinationsgabe usw. Es will mir aber nicht gelingen, einzusehen, wie dann ein Zusammenarbeiten auf wissenschaftlichem Gebiete möglich sein soll, wenn der eine Gelehrte achtlos an den Gründen des anderen vorbeigeht

Digitized by Google

und sie nicht einmal für erwähnenswert hält. Denn Gründe lassen sich nicht dadurch aus der Welt schaffen, dafs man hinter die von einem Forscher angestrebten Ergebnisse einfach „ein grofses Fragezeichen" setzt. Gewifs ist der Zweifel der Anfang alles kritischen Nachdenkens, aber als blofser Anfang bedeutet er an und für sich nichts. Begnügt sich der Rezensent am entscheidenden Punkte damit, seine Zweifel durch eine Frage zu äufsern, so bringt er jeden Beteiligten um die schönste Frucht einer Rezension, ich meine jenen Zuwachs an Einsicht, der auf Grund des in der Wissenschaft üblichen Gedankenaustausches zu erhoffen steht.

Belfast. R. A. Williams.

II. MITTEILUNGEN.

56. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner

(27.—30. September 1927 in Göttingen.)

Die ersten Einladungen zu der Tagung werden demnächst versandt werden. In der Abteilung Anglistik (Englisch-Amerikanischer Kulturkreis) besteht die Absicht, weitgehende Überblicke über die verschiedenen Arbeitsgebiete sowohl der Sprach- wie der Literaturgeschichte zu geben. Es soll dabei mehr Gewicht gelegt werden auf die Problematik der grofsen Zusammenhänge als auf die Erörterung von Einzelfragen. Für Diskussionen wird möglichst viel Zeit ausgespart werden und ein besonderer Nachmittag für eine Aussprache über die Frage: Anglistik in Universität und Schule vorbehalten bleiben.

Anfragen, Wünsche und Anmeldungen von Vorträgen und Referaten sind möglichst zeitig an den Sektionsobmann Professor Dr. H. Hecht, Seminar für englische Philologie an der Universität Göttingen, Nikolausbergerweg 13/15 zu richten. M.

III. AUS ZEITSCHRIFTEN.

English Studies VIII, 5: van Doorn, How it strikes a Contemporary. I: American Poetry. — Volbeda, On the Place of the Preposition.

Essays and Studies by Members of the English Association XII: Garrod, Milton's Lines on Shakespeare. — Wright, The Associations of Thomas Love Peacock with Wales. — Chapman, Proposals for a New Edition of Johnson's Letters. — Notcutt, The Faerie Queene and its Critics. — Mac-Mechan, Canadian Literature: The Beginnings. — Keith, Scottish Ballads: their Evidence of Authorship and Origin.

Germanische Studien, Heft 41: Melwille Best Anderson, Karl G. Rendtorff, Frank Angell, William D. Briggs: Ewald Flügel. Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens. Mit einem Vorwort von Felix Flügel.

Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV, 9/10: Debrunner, Lautsymbolik in alter und neuester Zeit. — Jenisch, Vom Abenteurer- zum Bildungsroman. — Hübener, Beowulf und die Psychologie der Standesentwicklung.

Digitized by Google

Les Langues Modernes XXIV/7: Mme. Michel-Pellissier, Composition ou Thème? — Muret, L'étude de la Versification dans les classes d'allemand. — Bibllographie. — Notes et Documents. — Examens et Concours.

Mitteilungen aus der hist. Lit., hg. v. d. Hist. Ges. zu Berlin, 54/2: Ludwig Riefs, Felix Liebermann (Worte des Gedächtnisses, gesprochen in der Sitzung d. Hist. Gesellsch. zu Berlin am 6. Nov. 1925).

Neophilologus XII, 1: Hoepfner, La tradition manuscrite des *Lais de Marie de France.* — Alker, Ein schwedisches Buch über E. Th. A. Hoffmann. — van der Graaf, A friend of mine. — Pompen, Defoe en zijn bronnen. — van Hamel, Koning Arthur's vader. — Hesseling en Pernot, Neotestamentica: ἵνα = omdat. — Krappe, The legend of the death of William Rufus in the Historia Ecclesiastica of Ordericus Vitalis. — Herkenrath, Fragen [betr. Carmina Burana].

Philological Quarterly V/4: Maxwell, The Hungry Knave in the Beaumont and Fletcher Plays. — Bush, Pettie's Petty Pilfering from Poets. — Piper, The Royal Boar and the Ellesmere Chaucer. — Crane, English Literature of the Restoration and Eighteenth Century: A Current Bibliography.

Scottish Gaelic Studies I/2: Flower, Poem on the Montrose Wars. — Fraser, The Language of the Fernaig Manuskript. — Diack, The Sloe in Scottish Gaelic. — Watson, Unpublished Gaelic Poetry. II. — McKay, Gruagach an Eilein Uaine. — Dieckhoff, Notes on Scottish Gaelic Dialects. — Diack, The Colchester "Caledonian" of the Third Century *A. D.* — Fraser, Etymologica. — Watson, Varia.

Studies in Philology XXIII/4: Nicolson, Milton and Hobbes. — Wedel, On the Philosophilal Background of "Gulliver's Travels". — McCutcheon, Another Burlesque of Addison's Ballad Criticism. — Raysor, The Love Story of Thoreau. — Schutz, The Nature and Influence of Charles Nodier's Philological Activity. — Greewood, A Reply [— to Samuel O. Tannenbaum, "A New Study of Shakespeare's Will" —].

University of Illinois Studies in Language and Literature, vol. XI, 1 and 2: Hillebrand, The Child Actors, a Chapter in Elizabethan Stage History.

[29. 1. '27.]

INHALT.

		Seite
I.	Otto Jespersen, The Philosophy of Grammar (Karpf)	33
	M. S. Serjeantson, Distributions of Dialect Characters in Middle English	46
	Stanley Rypins, Three Old English Prose Texts in MS. Cotton Vitellius A xv (Ekwall)	48
	J. R. Tanner, C. W Previté-Orton, Z. N. Brooke, The Cambridge Mediæval History, planned by J. B. Bury. Vol. 5: Contest of Empire and Papacy (Brinkmann)	52
	Martin B. Ruud, Thomas Chaucer (Hammond)	54
	Arthur Murphy, English Comedies of the 18th Century: The Way to keep him (Mellin)	56
	Margaret Allerton, Origins of Poe's Critical Theory (Fischer)	57
Ib.	R. A. Williams, Zur Erwiderung an Fr. Klaeber	61
II.	Mitteilungen	63
III.	Aus Zeitschriften	63

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann** in **Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Digitized by Google

APR 4 1927

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXVIII. Bd. März 1927. Nr. III.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Frederic T. Blanchard, Fielding the Novelist. A Study in Literary Reputation. New Haven, Yale University Press. London, Humphrey Milford, Oxford University Press, 1926. XIV + 655 S. Preis $ 6.00.

Ein reichgegliedertes Buch, das in achtzehn Kapiteln die Geschichte des Ruhms Fieldings untersucht. Die Eingangsabschnitte behandeln die unmittelbare Aufnahme von *Joseph Andrews, Tom Jones, Amelia* und des *Journal of a Voyage to Lisbon*. Das Schicksal von Fieldings menschlichem und literarischem Rufe im Munde der zeitgenössischen Welt zunächst bis zu Murphys Biographie (1762) wird auf 155 Seiten besprochen. Nachdem mit Murphy so ungefähr das Nadir des Ansehens Fieldings erreicht ist, tritt der langsame Umschwung zunächst zugunsten der literarischen Qualitäten Fieldings bei einigen unabhängig Denkenden unter den Literaturkennern — wie Beattie — ein. Mehr und mehr rückt Fielding aus dem Hintergrunde literarischer Betrachtung in das warme Licht einer einsichtigen Kritik. *Waverley* hebt die Prosaerzählung aus der mifsachteten Stellung zur Gleichberechtigung mit andern Zweigen der Dichtung, und Scott erklärt Fielding und keinen andern zum Vater des englischen Romans. Fielding ersteigt den ersten Gipfel seines Ruhmes, um dann in der viktorianischen Zeit wieder etwas weniger hoch eingeschätzt zu werden. Erst die Kritikergeneration vom Ausgang des Jahrhunderts, so Dobson, Henley, Gosse und Saintsbury, machen — nun wohl endgültig — den Weg vollkommen frei. Haben Fieldings literarische Werte schon des längeren die gebührende Einschätzung erfahren, so entfernt erst die dreibändige Fielding-Biographie von Cross (1918) die Schlacken, die ungerechter-

Digitized by Google

weise dem Andenken eines Mannes anhafteten, der heute in der vordersten Reihe der uns interessierenden englischen Literaten steht.

Die Geschichte von Fieldings Ruhm läfst sich wohl etwas leichter ermessen als die anderer Grofser, als von vornherein ein zumindest relatives Mafs gegeben war: der Vergleich mit Richardson. Wir heute wissen, dafs wir Richardson nicht oder kaum mehr, Fielding mit Eifer lesen, wir wissen auch noch, dafs um 1750 die Einstellung des Publikums völlig anders war. Wieweit die Liebe zu Richardson und die Abneigung gegen Fielding ging, erzählt uns Blanchard: Richardson ist auch nach Adam Smith (1759) ein viel besserer Erzieher als Zeno, Chrisipp, Epiktet, und gegen *Tom Jones* ist die Schmutz- und Schundabwehr anzuwenden, damit das Londoner Erdbeben von 1750, das die Folge solcher Bücher ist, sich nicht wiederhole (S. 50). Alle literarischen Autoritäten nehmen gegen Fielding Partei, obgleich Blanchard zeigt, dafs *Joseph Andrews* eine Resonanz von ungefähr der halben Stärke gefunden hat wie die *Pamela*, deren Echo doch ganz aufserordentlich gewesen ist. Alles im Gebiete der Rhetorik und Ästhetik bis hinauf zu Johnson ist eingenommen gegen *Tom Jones*, diese *History of Bastardism, Fornication, and Adultery*, und noch der Lisaboner Denkstein Fieldings von 1830 verkündet das Stirnrunzeln des Jahrhunderts: „Non quin ipse subinde irretiretur evitandis."

Mit alledem haben wir den Schlüssel zum Verständnis des Wachsens Fieldings. Blanchards Buch, das zur Hälfte das Nebeneinander von Richardson und Fielding im Herzen des englischen Volkes darstellt, gibt ein glänzendes Beispiel für die Geschichte einer Heteronomie der literarischen Urteilsbildung.

Von vornherein ist klar, dafs das Verhältnis der Urteile über Richardson und Fielding nicht primär abhängig ist von literarästhetischen Gesichtspunkten, sondern dafs das Ethisch-Religiöse die Bewertung nicht nur beeinflufst, sondern bestimmt hat. Wenn man Blanchards Buche auf den Grund geht, so fafst man letzten Endes vier Gruppen, die nicht müde geworden sind, den Ruhm Richardsons zu verkünden, und die nicht Anstand genommen haben, Fielding scharf zu verurteilen: 1. Die Geistlichkeit, der Hauptgegner Fieldings (S. 294!) war der

Digitized by Google

Hauptpropagator Richardsons (S. 127, 130, 134, 266 und zahlreiche andere Stellen). 2. Die grofse Menge der Lehrenden überhaupt (S. 267; sie sind mit den unter 1 Genannten vielfach identisch). 3. Die Evangelikalen und alle kirchlichen Rigoristen (S. 266 f.). Und viertens die Frauen, soweit sie schrieben oder lasen (S. 267, 272, 274 u. ö.). Richardson ist nach Meinung dieser Ruhmverkünder die beste Familienlektüre (S. 266).

Dabei ergibt sich der interessante Gesichtspunkt, dafs aus Achtung vor den Geistesmächten, die hinter all diesen Faktoren stehen, viele, die Fielding gelesen haben, ihn gut gelesen haben, ihn imitiert haben, doch nichts zu seinem Lobe zu sagen wagen (S. 274).

Blanchards meisterhaftes Buch zeigt immer wieder, wieweit das Ästhetische heteronom sein kann. Im vorliegenden Falle zeigt es sich völlig in Banden des religiös bedingten Ethischen.

Dafs Blanchard in dem Singulären des krassen, ganz besonders klaren und unbestreitbaren Falles das Prinzipielle nicht herausarbeitet, erscheint mir als einer der Hauptmängel des klugen Buches. Die Literaturwissenschaft mufs um die Erkenntnis ringen, dafs ein erschreckend grofser Teil der Literaturgeschichte aller Zeiten, ganz besonders des 18. Jhs., im letzten nicht zu verstehen ist ohne klares Erkennen des ständigen Übergreifens eines Lebensgebietes auf das andere. Eine Buchbesprechung ist nicht der Platz, auf dieses Grundsätzliche ausführlich einzugehen.

Der zweite Mangel des in allem Singulären hervorragend wertvollen Buches ist die letzte Erklärung für das Verhalten der literarischen Welt zu Richardson und Fielding: *And the explanation of it all is, that Richardson had from the beginning exactly hit the taste of the literary world both at home and abroad.* Das Wort *taste* ist hier unzulänglich. Blanchard dringt nicht in die tiefsten Schichten des Geisteslebens vor. Es handelt sich nicht um Geschmackswandlungen, sondern um Wandel von Weltanschauungen, die dann auch veränderte Einstellung zu Literarischem von selbst mit sich bringen. Sieht man die Reihe Postille > religiöse Erzählung > erbauliche Erzählung > moralischer Roman > weltliche wahre Darstellung > weltliche wahrscheinliche Darstellung eingelagert

Digitized by Google

im Ablauf des grofsen geistesgeschichtlichen Prozesses der europäischen Aufklärung, so sieht man auch, dafs Richardson den kleinen Schritt zukunftswärts tut und daher das Verständnis aller Zeitgenossen findet, und dafs Fielding den grofsen Schritt tut und somit auf dasselbe Verständnis nicht rechnen kann. Erst als die Welt nach zwei Generationen in Scott soweit ist, die frei erfundene, rein aus künstlerischem Trieb dem Unterhaltungsbedürfnis entgegengebrachte weltliche Erzählung in sich zu rechtfertigen, beginnt Fieldings Zeit. Und für alle Zukunft ist eine Umkehr, ein erneutes Unterliegen Fieldings unter Richardsons Ruhme nicht zu denken. Richardson wird mehr und mehr zur historischen Gröfse — da allerdings von beträchtlichem Ausmafs —; in die Zeit erneut hineinwachsen wird sein Geist nicht können, während Fieldings Zukunft heute ernsthaft nicht bestritten werden kann.

Köln. Herbert Schöffler.

J. Crofts, Gray, Poetry and Prose, with Essays by **Johnson, Goldsmith and Others.** Oxford, Clarendon Press. 1926. XII + 176 S. 3/6 net.

John Beresford, Letters of Thomas Gray. Selected with an Introduction. Humphrey Milford, Oxford University Press. 1925. XXII + 395 S. Preis 2 s.

A. u. d. T.: **The World's Classics** CCLXXXIII.

Amy Louise Reed, The Background of Gray's Elegy. A Study in the Taste for Melancholy Poetry. 1700—1751. New York, Columbia University Press, 1924. IX + 270 S. Preis $ 250.

A. u. d. T.: **Columbia University Studies in English and Comparative Literature.**

Thomas Gray kann sich nicht über Mangel an Interesse beklagen. Manche seiner ohnehin schon bekannteren Aussprüche wie den von seiner weifsen Melancholie oder Leucholie kann man in einer Büchersendung dreimal zu lesen bekommen.

Beresfords Büchlein gibt 220 Briefe Grays, die sich über ein Menschenalter erstrecken. Wer Grays Lebensweise, Persönlichkeit und ihre weitreichenden Interessen kennt, die sich von Tatarennachrichten vom Prinzen Hissy-Castle und aus Wolf-in-Boddle über Ankunfts- und Abflugszeiten der heimischen Vögel bis zu allen Bildungsfragen seines Jahrhunderts

Digitized by Google

erstrecken, weifs, was da mit 220 Briefen gegeben wird. Der zeitgeschichtliche Wert gerade von Grays Freundschaftsbriefen und Berichten (so auch von dem mitabgedruckten Lake-District-Tagebuch von 1769) bedarf keines Lobes. Es gibt ganz wenige Zeugnisse aus dem 18. Jahrhundert, in denen die sprossenden Keime des Neuen so intim zu beobachten sind wie hier. Evelyn und Gray allein geben tiefere Einblicke in ihre Zeit als umfangreiche kulturhistorische Darstellungen. Das spottbillige, inhaltreiche Bändchen ist dringend zu empfehlen.

Nur 56 Briefe und Briefauszüge gibt Crofts Buch, dazu aber noch vieles mehr. Es druckt eine strenge Auswahl (36 Seiten) aus Grays nicht umfangreichem dichterischen Lebenswerke ab und stellt ihr eine fast ebenso lange Auslese von kritischen Stimmen über Gray voran (Johnson, Goldsmith, Beattie, Cowper, Wordsworth, Coleridge, Hazlitt und Campbell). Knappe gute Einleitung und 20 Seiten ausführlicherer Anmerkungen erhöhen den Wert des Buches.

Weit gröfsere wissenschaftliche Ansprüche erhebt die Problemstellung von Amy Louise Reed über *The Background of Gray's Elegy*. Das Werk geht aus von der Definition, die das 17. Jahrhundert für Melancholie hat, bespricht *The Taste for Melancholy 1700—1725*, bringt dann Kapitel über *Melancholy and Description 1725—1750, The Persistence of Melancholy and its Ethical Condemnation 1725—1750* und *The Perfection of Form*, womit die Darstellung in wenig Seiten über Gray ausmündet.

Das Buch gibt viel zu denken, ist aber, das sei vorausgeschickt, in keiner Weise bedenklich.

Burtons Definition von Melancholie als *a kind of dotage without a fever having for ordinary companions, fear and sadness, without any apparent occasion* und Hinweise auf Shakespeare, Donne, Milton und Baxter führen uns zur Lage um 1700. Zwei Gründe machen dies zweite Kapitel sehr wertvoll: das ständige Nebeneinanderbetrachten von Erbauungs- und weltlicher Literatur und die Obacht, die auf die Rezeption der literarischen Werke im Publikum gegeben wird. Und wie selbstverständlich begleiten den Leser die Worte der Antike und der Bibel, die viel deutlicher vor dem Bewufstsein der Menschen von 1700 standen. Der kritische Betrachter sieht, dafs vor allem Jugendliche und gesundheitlich Abnorme Träger

Digitized by Google

der Melancholie- und Einsamkeitsliteratur sind (so Lady Winchelsea), dafs völlige Einsamkeit meist gar nicht gemeint ist und dafs die Sehnsucht vieler besser ausgedrückt würde mit den Worten: „Ruhe mit Anregung" oder „zurückgezogenes, doch angeregtes Leben". Man versteht die verstärkte Beachtung der kleinen Miltonischen Gedichte. Sollte man *The Revolt against Melancholy* interpretierend übersetzen, so ergäben sich am ehesten die Worte „Die aufklärerische Bekämpfung des Pessimismus".

Mit James Thomson wird auch hierin ein neues Stadium erreicht. Melancholy und Natur„beschreibung" sind schwerlich voneinander zu trennen. Sehr kluge Worte werden über *the poetic omnibus* des 18. Jh., das viele Themen in buntem Wechsel behandelnde, ständig moralisierende lange beschreibende Gedicht, gesprochen, das dort, wo es uns insipide erscheint, den Zeitgenossen vielleicht das meiste bot. Bewundernswerte Seiten gibt das Buch über die zum mindesten teilweise Säkularisation der Melancholie: weg von religiösem Düster, von pessimistischer antiker Philosophie hin zu engem Verein mit beglückender Liebe zur Natur. Die affektiert-sentimentale Form dieser Poesie besticht die Verfasserin nicht. Die religiöse Melancholie des achtzehnten Jahrhunderts setzt mit Namen wie Young, William Thompson, James Hervey die hoch im 17. Jh. beginnende Linie in gerader Richtung in die Aufklärungsreligiosität hinein fort.

Das letzte Kapitel schildert den Kampf um die Entwicklung der Form, von den langatmigen, an Kompositionsgedanken armen, heute nur noch schwer lesbaren Ergüssen bis zu Grays Friedhofselegie, die als leuchtende Höhe der Entwicklung dem Besten, was im 17. Jh. auf derselben Linie lag, *Il Penseroso*, gegenübergestellt wird.

A. L. Reeds Buch gehört zu den wertvollsten literarhistorischen Werken, die ich seit langem gelesen habe. Die Übersicht über das Quellenmaterial, der Sinn für grofse Linie, die ständige enge Fühlung mit dem geistig-seelischen Gesamthintergrunde, dem starren des siebzehnten wie dem lauen des achtzehnten Jahrhunderts, die stete Beachtung der Frage nach dem Publikum für die in Rede stehenden Denkmäler, die feinsinnigen Worte über einige Dichterindividualitäten sind die vor allem lobenswerten Seiten.

Digitized by Google

Hätte das Buch den soziologischen Teil des Hintergrundes stärker beachtet, so wäre manches anders und noch mehr im Zusammenhang des ganzen grofsen Kulturablaufs gesehen worden. Sicherlich wären okkasionelle Ableitungen verschwunden wie die lahme Stelle S. 123: *Parnell had to spend much of his time in retirement at Clogher in Ireland, where he was archdeacon. There . . . he took solitary walks, and such a walk whether in England, or in Ireland, is sure to lead sometimes to a churchyard.* Ganz so spafsig-harmlos liegen die Dinge denn doch nicht.

Köln. Herbert Schöffler.

Hermann M. Flasdieck, John Brown (1716—1766) und seine Dissertation on Poetry and Music. Max Niemeyer, 1924. Halle (Saale). XII + 145 S.

A. u. d. T.: **Studien zur Englischen Philologie,** herausgegeben von **Lorenz Morsbach** und **Hans Hecht.** LXVIII.

Dem, der sich eingehender mit der englischen Literatur des 18. Jhs. befafst hat, ist John Brown wohlbekannt. Auch er ist einer jener ungezählten schriftstellernden Theologen, die das Literaturbild seit den dreifsiger und vierziger Jahren plötzlich so stark verfärben. Auch er hat die meisten Charakteristika aller dieser Herren: auch er kommt aus einer Theologenfamilie, auch er ist eifrig whiggistisch gesinnt, ist Pluralist; auch ihm soll die schöngeistige Schriftstellerei als zu seinem Stande nicht passend verleidet werden, auch über ihn ist man entsetzt, als er sich unter Theaterleute mischt und für die Bühne produziert. Auch insofern pafst er in die ganze grofse Horde, als sein poetisches Können mäfsig ist und man das künstlerische Versagen über dem eigensinnigen Spekulieren und besonders dem warnenden Predigen vergessen soll. Ein armer, unglücklicher Mensch, der schliefslich, obwohl ihn das Glück, als er noch in den besten Mannesjahren stand, kräftig winkte und ein grofser befriedigender Wirkungskreis dem Rastlosen sich in Rufsland erschliefsen wollte, sich selbst den Tod gab.

Flasdieck gibt nach einer knappen, guten, klaren Einleitung ein Bild vom Lebensgange des Predigerliteraten. Da die Arbeit fern von den englischen Bibliotheken gemacht werden mufste, so waren von dieser Biographie wesentliche neue Aufschlüsse nicht zu erwarten.

Digitized by Google

der Melancholie- und Einsamkeitsliteratur sind (so Lady Winchelsea), dafs völlige Einsamkeit meist gar nicht gemeint ist und dafs die Sehnsucht vieler besser ausgedrückt würde mit den Worten: „Ruhe mit Anregung“ oder „zurückgezogenes, doch angeregtes Leben“. Man versteht die verstärkte Beachtung der kleinen Miltonischen Gedichte. Sollte man *The Revolt against Melancholy* interpretierend übersetzen, so ergäben sich am ehesten die Worte „Die aufklärerische Bekämpfung des Pessimismus“.

Mit James Thomson wird auch hierin ein neues Stadium erreicht. Melancholy und Natur„beschreibung“ sind schwerlich voneinander zu trennen. Sehr kluge Worte werden über *the poetic omnibus* des 18. Jh., das viele Themen in buntem Wechsel behandelnde, ständig moralisierende lange beschreibende Gedicht, gesprochen, das dort, wo es uns insipide erscheint, den Zeitgenossen vielleicht das meiste bot. Bewundernswerte Seiten gibt das Buch über die zum mindesten teilweise Säkularisation der Melancholie: weg von religiösem Düster, von pessimistischer antiker Philosophie hin zu engem Verein mit beglückender Liebe zur Natur. Die affektiert-sentimentale Form dieser Poesie besticht die Verfasserin nicht. Die religiöse Melancholie des achtzehnten Jahrhunderts setzt mit Namen wie Young, William Thompson, James Hervey die hoch im 17. Jh. beginnende Linie in gerader Richtung in die Aufklärungsreligiosität hinein fort.

Das letzte Kapitel schildert den Kampf um die Entwicklung der Form, von den langatmigen, an Kompositionsgedanken armen, heute nur noch schwer lesbaren Ergüssen bis zu Grays Friedhofselegie, die als leuchtende Höhe der Entwicklung dem Besten, was im 17. Jh. auf derselben Linie lag, *Il Penseroso*, gegenübergestellt wird.

A. L. Reeds Buch gehört zu den wertvollsten literarhistorischen Werken, die ich seit langem gelesen habe. Die Übersicht über das Quellenmaterial, der Sinn für grofse Linie, die ständige enge Fühlung mit dem geistig-seelischen Gesamthintergrunde, dem starren des siebzehnten wie dem lauen des achtzehnten Jahrhunderts, die stete Beachtung der Frage nach dem Publikum für die in Rede stehenden Denkmäler, die feinsinnigen Worte über einige Dichterindividualitäten sind die vor allem lobenswerten Seiten.

Digitized by Google

Hätte das Buch den soziologischen Teil des Hintergrundes stärker beachtet, so wäre manches anders und noch mehr im Zusammenhang des ganzen grofsen Kulturablaufs gesehen worden. Sicherlich wären okkasionelle Ableitungen verschwunden wie die lahme Stelle S. 123: *Parnell had to spend much of his time in retirement at Clogher in Ireland, where he was archdeacon. There . . . he took solitary walks, and such a walk whether in England, or in Ireland, is sure to lead sometimes to a churchyard.* Ganz so spafsig-harmlos liegen die Dinge denn doch nicht.

Köln. Herbert Schöffler.

Hermann M. Flasdieck, John Brown (1716—1766) und seine Dissertation on Poetry and Music. Max Niemeyer, 1924. Halle (Saale). XII + 145 S.

A. u. d. T.: **Studien zur Englischen Philologie,** herausgegeben von **Lorenz Morsbach** und **Hans Hecht.** LXVIII.

Dem, der sich eingehender mit der englischen Literatur des 18. Jhs. befafst hat, ist John Brown wohlbekannt.. Auch er ist einer jener ungezählten schriftstellernden Theologen, die das Literaturbild seit den dreifsiger und vierziger Jahren plötzlich so stark verfärben. Auch er hat die meisten Charakteristika aller dieser Herren: auch er kommt aus einer Theologenfamilie, auch er ist eifrig whiggistisch gesinnt, ist Pluralist; auch ihm soll die schöngeistige Schriftstellerei als zu seinem Stande nicht passend verleidet werden, auch über ihn ist man entsetzt, als er sich unter Theaterleute mischt und für die Bühne produziert. Auch insofern pafst er in die ganze grofse Horde, als sein poetisches Können mäfsig ist und man das künstlerische Versagen über dem eigensinnigen Spekulieren und besonders dem warnenden Predigen vergessen soll. Ein armer, unglücklicher Mensch, der schliefslich, obwohl ihn das Glück, als er noch in den besten Mannesjahren stand, kräftig winkte und ein grofser befriedigender Wirkungskreis dem Rastlosen sich in Rufsland erschliefsen wollte, sich selbst den Tod gab.

Flasdieck gibt nach einer knappen, guten, klaren Einleitung ein Bild vom Lebensgange des Predigerliteraten. Da die Arbeit fern von den englischen Bibliotheken gemacht werden mufste, so waren von dieser Biographie wesentliche neue Aufschlüsse nicht zu erwarten.

Digitized by Google

Die schriftstellerische Tätigkeit Browns wird durchdiskutiert. Die drei *Essays on the Characteristics* treiben im weiten Fahrwasser der philosophischen Interessen der Zeit. Ob der Essay *On Revealed Religion, and Christianity* nur weniges von geistesgeschichtlichem Interesse enthält, kommt doch wohl auf die lesenden Augen an. Die klare und heftige Stellungnahme Browns gegen Shaftesbury gibt diesem Abschnitt des Schaffens Browns das Gepräge.

Um die Mitte des Jahrhunderts wurden Barbarossa und Æthelstan dem Autor zu Motiven historischer Schauspiele, von denen das eine als Nachläufer des *heroic play* zu bezeichnen ist, während das andere Dienst an der Tagespolitik tun will (wie denn Brown auch sonst oft, so in den *Thoughts on Civil Liberty*, kräftig im politischen Kampfe der Zeit hat mitreden wollen). Im *Estimate of the Manners and Principles of the Times* möchte Brown die Rolle eines Gröfseren spielen, die Rolle Berkeleys im Kampfe gegen den Geist der *South Sea Bubble*. Der *Estimate* gibt interessante Einblicke in einen der wichtigsten seelischen Vorgänge, die das englische Volk im 18. Jh. durchgemacht hat, in den schier alles ergreifenden Prozefs der Ökonomisierung des Denkens, dessen Ausmafs jeden Geistesgeschichtler erschreckt

Das Hauptwerk Browns, um dessentwillen wir uns vornehmlich noch mit ihm befassen, ist seine *Dissertation on Poetry and Music*. Flasdieck tut recht, eine dreifsig Seiten lange Analyse davon zu geben. Die zentrale Fragestellung Browns nach dem historischen Verhältnis zwischen Poesie und Musik ist ganz achtzehntes Jahrhundert, nicht nur englisches, wie man weifs. Die Art, wie Brown seine Ansicht von der gleichzeitigen Entstehung der drei Schwesterkünste Musik, Tanz und Poesie verficht, pafst gut in den psychologisierenden, empiristischen Ton der englischen Geisteshaltung der Zeit, wenn es Flasdieck auch gelingt, die persönliche Bedingtheit der *Dissertation* zu beleuchten.

Die Haupttat Browns ist, dafs er zur zeitlichen Ferne. dem profanen und dem religiösen Altertum, zu Antike und Altem Testament, die räumliche Ferne stellt. Also David. Homer und der Irokese sind ihm gleicherweise wichtig bei der Betrachtung des Werdeganges der Künste. *The savage state of man* ist ja nicht von Brown in den Mittelpunkt des

Digitized by Google

Interesses gestellt worden; dies war die Tat des aus seinen Voraussetzungen heraus folgerichtig denkenden Jahrhunderts. Aber für die ästhetische Kritik hat Brown eben doch den neuen Weg geebnet. Er wird so ein früher Vertreter der literarhistorischen vergleichenden Methode auf ethnologischer Basis.

Die *Dissertation* ist übersät mit „eigenwilligen, aber sehr anregenden" Gedanken. Zu den interessantesten Stellen gehört nach allem, was voraufgegangen, die Ablehnung der Oper (in *Section XII*). Nicht so sehr die verfehlten Vermutungen hinsichtlich der Kontinuität des Kunstzweiges (direkt aus der griechisch-römischen Komödie her) als vielmehr das Kontrastieren der ursprünglichen Ziele von Musik und Dichtung mit der Spitze der Pyramide aller Sinnenkunst, wie sie die Oper darstellt, läfst ihn diese als unnatürlich ablehnen, während man auf den ersten Blick meinen sollte, von Brown gerade andere Stellungnahme erwarten zu können.

Flasdieck gelingt es, uns einen Überblick über Browns Schaffen zu geben und das Bild von der wissenschaftlich-literarischen Persönlichkeit herauszuarbeiten. Alles, was vom Echo der Wirksamkeit Browns vorzugsweise in der englischen und deutschen Literatur der Zeit zu finden war, wird uns mitgegeben: Kritiken, Gegenschriften und die Wirkung bis über Herder hinaus. Bei der unauflöslich engen Verbindung der deutschen und englischen Literarkritik des Jahrhunderts ist es wertvoll, dafs wir laufend über die Stellungnahme Eschenburgs, der auch Browns Übersetzer war, unterrichtet werden („Der Eifer des Herrn Brown wider die Oper verdient keine weitläufige Widerlegung").

Flasdieck trifft zweifellos oft das Richtige, wenn er die berufliche — lehrende und moralisierende — Einstellung des Predigers für vieles im literarischen Werke Browns verantwortlich macht, neigt aber dazu, hierin zu weit zu gehen. Hochwillkommen müssen Zusammenstellungen wie die auf S. 4 sein, die Stellen von Browns Predigten und Essays gegeneinanderhalten — was liegt näher als solche Zusammenhänge?

Einen Fehler hat Flasdiecks Buch: Es ist mit der heifsen Nadel genäht. Zu entschuldigen ist, dafs die Werke Browns im Winter 1922/23 in Deutschland nicht vollzählig beschafft werden konnten (S. 48, 71, 76, 134, 139). Aber auch sonst

Digitized by Google

wird die Position „Ich begnüge mich daher damit ...“ zu oft bezogen. Da und dort fehlen Inhaltsangaben auch von Werken, die dem Verfasser vorgelegen haben und über die der Leser gern mehr erführe. Auch an eingehender kritischer Stellungnahme läfst es Flasdieck gelegentlich fehlen. Die Zeitstimmung wird S. 64 f. nicht überzeugend gemalt. Dinge, die unbedingt vermieden werden sollten, fallen im Stil auf: Was wollen Unklarheiten sagen wie „Zeitgeschichtlich ungleich das bedeutendste Interesse“ (S. 48) oder „Er ist ein unverhältnismäfsig früher Vorläufer ...“ (S. 123)? Wenn „Entwicklung“ sinnenmäfsig noch etwas bedeutet, so sind in dem Satze „Die in der Entwicklung tiefgreifendsten (!) Einflüsse sind meist derartig in einem geistigen Organismus verwurzelt ...“ vier Bilder hoffnungslos durcheinander zerstört. Jeder, der viel und kritisch liest, hat die Erfahrung gemacht, dafs auf Unklarheiten im Stil oft Unklarheiten im Denken folgen, und man darf hoffen, dafs ein früher Hinweis auf Lücken in der Rüstung vor sich vergröfserndem Schaden bewahrt.

Der Leser sieht selbst, dafs diese Dinge gegenüber der Gesamtleistung des vorliegenden Buches nicht zentraler Natur sind. —

Köln. Herbert Schöffler.

John W. Draper, William Mason. A Study in Eighteenth Century Culture. The New York University Press. 1924. XVI + 397 S.

Als Frucht der Arbeit eines Jahrzehnts bietet uns Professor Draper von der Universität des Staates Maine eine grofs angelegte Masonbiographie dar.

William Mason wird heute nicht mehr gelesen, hat aber zu den bekanntesten Autoren seiner Zeit, der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, gehört.

Seine Biographie zeichnet geradezu ein Musterbeispiel für den Ablauf des Lebens jener zahlreichen englischen Geistlichen, denen durch die Lockerung der Anschauungen vom Theologenberuf die Möglichkeit gegeben wurde, sich weltlich-schöngeistig zu betätigen. Der Vater war Vicar im East-Riding von Yorkshire und strammer Whig. Ich habe verschiedentlich, so in Protestantismus und Literatur, S. 53, auf die Wichtigkeit dieses Gesichtspunktes, der Rückschlüsse auf die Haltung in theologicis im allgemeinen gestattet, hingewiesen. Vom Vater

Digitized by Google

wird Mason auch unterrichtet und auf dem Gebiete der schönen Künste für jene Rolle vorbereitet, die er im englischen Gesellschaftsleben spielen sollte. Der Ausdruck *squarson* umschreibt diese gut. Auf der Universität lernt der Heranwachsende „bad literature", d. i. Philosophie der Zeit, Shaftesbury und Hutcheson, kennen. Doch er mufs die kirchliche Laufbahn ergreifen, und es ergibt sich die Gewissensfrage, die erst Hunderten, dann immer wenigeren Schwierigkeiten gemacht hat: Draper bringt sehr viele Zeugnisse für die noch halb geltende These von der Unvereinbarkeit von geistlichem Amt und weltlich-schöngeistiger Betätigung bei (S. 50, 56, 83), vor allem die Verwarnung Warburtons (S. 45).

Nach unseren Begriffen sind die Dramen *Elfrida* und *Caractacus*, Masons Satiren und sonstige Publikationen nicht so wichtig wie *The English Garden*, ein aus hundert Abhängigkeiten entstandenes, aber vielleicht darum die Richtungstangente der Zeit (1767—1781) gut angebendes langes, didaktisches Gedicht. Masons für unsere Begriffe ans Gewissenlose streifende Editorentätigkeit bei der Herausgabe von Thomas Grays Nachlafs ist bekannt.

The English Garden, Masons Opus magnum, war zu seinen Lebzeiten populär, doch nach dem Tode des Autors am Ausgang des Jahrhunderts gerät es bald aus dem Gesichtskreis der Leser. Alles über die Anschauungen vom Garten zwischen 1750 und 1800 ist wichtig, weil die Gartenkunst in der Entwicklung der „romantischen" Anschauung bekanntlich geführt hat. —

Masons ästhetische Stellung zeichnet Draper knapp und gut: *The aesthetic conception that had actual reality for Mason was a Romantic sentimentalism that limited itself to the milder emotions.* Und dann kommt die schöne Klimax: Mason liebte Hügel, Wordsworth den Seendistrikt, Byron die Alpen. Damit sind drei anschwellende Wellen romantischen Suchens gegeben.

Das äufsere Leben Masons war während alledem das eines vom Schicksal begünstigten Pluralisten, der zwar vielerlei Pflichten, doch auch vielerlei Anregungen und Abwechslungen hatte. Dafs er seinen Ruhm überlebt hat, war wohl tröstlicher als das Schicksal anderer, die ihren Ruhm nicht mehr erleben konnten.

Digitized by Google

Der Leser fragt vielleicht, ob ein Jahrzehnt Arbeit und vierhundert Seiten eines schön ausgestatteten, gut illustrierten Buches nicht zuviel Lärm um die Omelette sind. Die Frage ist berechtigt, die verneinende Antwort aber auch.

A Study in Eighteenth-Century Culture nennt sich das Buch bescheiden und stolz. Das ist es auch. Die Leitfossilien, die wir im Gestein finden, waren wenig oder nichts und sind uns doch die Wegleiter zur Erkenntnis der Katastrophen. *Nothing is more worthy of study or receives a more tardy attention than the commonplace.* Dieser Eingangssatz des Werkes zeugt von tiefer kulturhistorischer Einsicht. Draper hat zunächst seine eigene Forderung, dafs *Expression of personality is the object of biography*, erfüllt, zugleich damit aber eine Fülle von Zeugnissen der Zeit überhaupt ausgeschüttet. *If one sneers at Mason, one must sneer at the age; and such a condemnation brings its own Nemesis.* Ob wir von der „sleepy routine of practice in Church" hören, ob von dem im Gange befindlichen Kampfe gegen den „Atheismus" der Deisten, vom anhebenden gegen den „Enthusiasmus" der Methodisten und Evangelikalen, ob wir die elende Lage des niederen Klerus geschildert erhalten, immer ist Drapers Buch gleich wertvoll. Als Whig weigert sich Mason, bei Siegen über die nordamerikanischen Kolonisten die Dorfglocken läuten zu lassen — auch hier dauert dieser stramme Whiggismus bis 1792, um dann besinnlich zu werden.

So ist denn Mason vor allem wichtig wegen der Bestrebungen und Ideale, die er unbewufst zum Ausdruck brachte. Er gehört jener romantischen Generation vor Wordsworth, Coleridge und dem deutschen Einflufs an, ist ein sehr aktiver Träger jenes Dilettantismus auf allen schöngeistigen Gebieten, der die wichtige Funktion erfüllt hat, Kultur in der middle class zu verbreiten und diese Bevölkerungsschicht für die soziale und politische Führerrolle vorzubereiten, die sie im folgenden Jahrhundert zu spielen hatte.

Zu tadeln ist sehr wenig an dem bis zuletzt, bis auf Bibliographie und Register sorgfältig gearbeiteten Buche. Es wird vieles doppelt, ja gelegentlich auch zum dritten Male gesagt; doch wer da weifs, wie schlecht gelesen wird, mufs das nahezu in der Ordnung finden. Ich vermisse eine Erörterung der zeitgeschichtlich wichtigen Anonymität der meisten Schriften

Digitized by Google

Masons (angenommen, dafs die Bibliographie diplomatisch genau ist). Die S. 318 Anm. aufgeworfene Frage: *One wonders whether it was not the rise of Romantic "English" gardening that largely brought about the revival of Gothic* hat inzwischen Reinhard Haferkorn, Die Gotik und die Ruine in der englischen Literatur des 18. Jhs. (Leipzig, Tauchnitz 1924) aufs ausführlichste erörtert.

Köln. Herbert Schöffler.

Benjamin Bissell, The American Indian in English Literature of the Eighteenth Century. New Haven, Yale University Press. 1925. IX + 229 S. Preis $ 2.00

A. u. d. T.: **Yale Studies in English, Albert S. Cook** Editor, LXVIII.

Die sechs Kapitel des Buches behandeln: The Indian as represented by Historians and Travellers; Theories of Savage Life and the State of Nature; Civilization as seen by the Savage; The Indian in Fiction; The Indian in Drama; The Indian in Poetry.

Von Anfang an ist bei der Darstellung des Indianers zu scheiden zwischen den Bildern aus dem tropischen Amerika, die bald arkadische Züge aufweisen, und denjenigen vom nördlichen Amerika, die dem Indianer früh Züge der Freiheitsliebe und stoischer Lebensauffassung verleihen. Die antike, noch genauer die spartanische Färbung des Indianerbildes setzt früh ein. Mit dem Beginn der englischen Siedlung erhält das Bild des Indianers Züge der Grausamkeit, des Blut- und Rachedurstes. Vor allem die Darstellung von Gefangenschaftserlebnissen läfst den Eingeborenen unerhört wild, ja teuflisch erscheinen. Der Prozefs der Idealisierung nimmt das 18. Jh. ein und ist ohne französischen Einflufs nicht denkbar. Von Montaigne über die Jesuitenberichte zu Chateaubriand geht eine ziemlich gerade Linie, und die Bestätigung der deduktiv gefundenen Lieblingsideen des 18. Jh. durch die dem unverdorbenen Naturzustande noch nahen Völker Amerikas war dem Rousseauisch denkenden Frankreich das Willkommenste, was sich denken liefs. Selbst den eigenen Deismus oder Pantheismus fand man beim Bewohner der Urwälder wieder und sog Bestätigung aus hundert Quellen. Was nicht ins Exempel pafste, war „bereits Entfernung vom reinen Naturzustand".

Digitized by Google

Ernst, Ausdauer im Leiden, Freiheitsliebe, Gastlichkeit, Sinn fürs Gemeinwesen und für Freundschaft sind Züge, die immer mehr herausgearbeitet werden trotz der Andersdenkenden, die wie Johnson den Glauben an die Erbsünde nicht verlieren und Tugend erst als das Ergebnis strenger Selbstzucht ansehen.

Der Überblick über das Bild des Indianers im Roman, im Drama und im sonstigen Bereich der Dichtung lenkt die Aufmerksamkeit meist auf Werke minderer Bedeutung. Kein wirklich wichtiges Kunstwerk hat den Indianer auf die Höhe gehoben, auf die der Mohr gestellt worden ist, trotzdem dafs die Welt Amerikas der Literatur zahlreiche spannende Motive an die Hand gab.

Schon bei Aphra Behn und Dryden beginnt der Romantisierungsprozefs, zeigt aber auch, dafs man Indianer, Neger und andere Primitive noch nicht immer unterscheiden kann. Im weiteren Ablauf wird oft zum Gegenbild der tugendhaften Naivität des Wilden die Bosheit des weifsen Mannes. Die Note der Brutalität wird übertönt vom Lob der Behandlung gefangener weifser Frauen. Der amerikanische Exotismus auf der Bühne hatte mit dem Motiv der Liebe eines Weifsen zu einer Indianerin noch den meisten Erfolg, und der eindrucksvollere Süden des Erdteils fand viel mehr Interesse als der englische Norden. Das Pittoreske und das Sentimentale des herausgeputzten Exoten haben gleichen Anteil an diesem Erfolg. Dabei hatte das Interesse am amerikanischen Süden zu allen Zeiten eine stark antispanische Note. — Vereinzelte anderstönende Stimmen wie die Goldsmiths im *Deserted Village* verhallen folgenlos.

So wird in dem Zeitalter, das Autorität und Tradition verwirft, aus dem feindlichen, brutalen Wilden das pittoreske, pathetische, tapfere, heldenhafte Vorbild für die Träger einer angefaulten Kultur. —

Die beste Seite des klar geschriebenen Buches ist der stetige Kontakt mit der grofsen Linie, die die Geistesgeschichte von Montaignes Zeiten bis ins 19. Jh. abgibt, vor allem die Orientierung nach dem Ablauf der französischen Vorstellungen vom Wilden, die für die europäische Entwicklung in diesen Dingen fraglos den Ausschlag gegeben haben.

Methodisch ist an Bissells innerlich magerem Buche, das in ruhigem Tone die Tatsachen zusammenstellt und

Digitized by Google

bescheiden die Schlüsse zieht, schwerlich etwas auszusetzen. Das Material ist nicht vollständig erfafst worden. Die gröfste Sünde ist wohl die Nichtbeachtung der „American Indians" in dem Buche eines Mannes, *who lived eight and twenty years, all alone in an un-inhabited Island on the Coast of America, near the Mouth of the Great River of Oroonoque.* Ein Buch, das sieben Seiten für Aphra Behns *Oroonoko* übrig hat, der zudem Neger ist, behandelt die amerikanischen Wilden von *Robinson Crusoe* nicht? Welche Fundgrube für sein Thema hat da der Autor (absichtlich?) umgangen. Und gerade geistesgeschichtlich ist die Defoesche Behandlung z. B. der Religion Freitags von aufserordentlichem Interesse. Der Fall ist unverständlich. Beinahe ist zu befürchten, der Verfasser hat es *Robinson Crusoe* gegenüber wie so viele Literarhistoriker auch mit Kindheits- und Geographiestunden-Reminiszenzen bewenden lassen und harmlos angenommen, das Buch spiele auf einer Insel des Pazifischen Ozeans. Die „South Sea" von 1719 ist nicht die Südsee von heutzutage. — Und wo ist bei Bissell die hochwichtige Rolle dargestellt, die der Indianer in der Literarkritik der Zeit spielt?

Doch nehmen wir Anregung an, wo immer wir sie finden. Die Linie, die von Kolumbus Entdeckungsberichten über die frühen Neuengland-Chroniken, über Chateaubriands Indianeridealisierung bis zu Winnetou läuft, ist eine der interessantesten Kurven der neuzeitlichen Geistesgeschichte. Ein Stück dieser Kurve zeichnet das Buch Bissells.

Das Schicksal der Primitiven im Vorstellungsbereich unseres Kulturkreises ist letzthin von Hans Plischke (Von den Barbaren zu den Primitiven, Leipzig 1926) eindrucksvoll beschrieben worden. Nur ist es mit dem Indianertum eine eigene Sache. Ihm gegenüber kommen wir mit der üblichen Kurve: Barbaren > Wilde > Naturvölker (Rousseauscher Observanz) > Primitive nicht aus. Keine Rasse, weder Mongolen noch Neger noch Malayen noch Dravida, hat einen so weitgehenden Idealisierungsprozefs durchmachen müssen wie der Indianer. In allerletzter Zeit sind Melanesier und Polynesier von vereinzelten sehr hochgestellt worden, doch nur dem Indianer Nordamerikas (nur diesem!) war es beschieden, dafs er einer Reihe von Generationen als das Muster von Stoizismus, Edelmut, Freiheitsliebe hingestellt wurde. Noch

Digitized by Google

heutigentags lebt dieses Idealbild (in langsam verblassendem Glanze) in unserer Knabenliteratur fort.

Wie alt ist dieses Bild? Bissells Buch zeigt, dafs im 18. Jh. erst die Ansätze dazu da waren. Die Aufklärung, die alle Primitiven idealisierte, hat am Indianer nicht mehr getan als an anderen auch. Und das 19. Jh., das den tiefen Sturz der Einschätzung der schwarzen Rasse sah, erlebte die erstaunliche Idealisierung des Indianers.

Der Gang der Ansichten über die schwarze Rasse in unserem Kulturkreis führt aus stolzen Höhen herab: Im Anfang, bei Homer, die Äthiopen, die Idealen schlechthin; dann im Mittelalter und in der Frühneuzeit die Mohren mit ihrem beträchtlichen Kredit an Rasseansehen (sie konnten Heilige werden), dann unter spanisch-französischem Einfluſs die Umwandlung des Mohren in den Neger, mit dem sich schon Begriffe wie Hacienda und Plantage assoziieren, und zuletzt unter angelsächsischem Einfluſs der Weg vom Neger zum Nigger.

Das Rätsel des Idealisierungsweges des Indianers beginnt erst mit dem Ausgang der von Bissell behandelten Zeit. Betrachten wir unsere Hoffeste, Maskeraden, Kinderbelustigungen vom Anfang des 19. Jh., so ist da der Indianer als Verkleidung noch nicht vertreten: Zigeuner, Türken, Mohren, Araber, vor allem Türken und Mohren spielen die groſse Rolle. Wie ist der Indianer aufgekommen, und wie hat er alle anderen an Intensität der Romantik übertreffen können?

Wenn es gestattet ist, den von Bissell begonnenen Faden ein Stück weiterzuspinnen, so seien ein paar kurze Hinweise gegeben:

Das 18. Jh. hat durch seine Philosophie die Grundlage geschaffen, auf der der Seumesche Wilde, die Natchez Chateaubriands stehen.

Die Urbevölkerung Nordamerikas hat tatsächlich einen Fonds von Kriegerischkeit gehabt, der stets, besonders in einiger Entfernung, pittoresk gewirkt hat.

Die seit dem Ausgang des 18. Jh. aufkommende Literatur der Neuenglandstaaten nimmt als Originalstes diese im Heimatboden liegenden Motive auf. Mit Cooper nimmt die im Flusse befindliche Idealisierung gerade des Indianers ein triebhaft rasches Tempo an.

Digitized by Google

Die nach Dutzenden von Millionen zählende Auswanderung aus den germanischen Teilen Europas nach Nordamerika lenkt die Aufmerksamkeit unseres Kulturkreises in verstärktem Mafse nach dem mittleren Westen und der sich langsam gegen den Mississippi, gegen die Rocky Mountains, gegen den Pazifischen Ozean vorschiebenden Kulturzone. Der Exotismus der hochromantischen Zeit setzte sich so auf natürliche Weise fort.

Und nun ein wichtiger rassenpsychologischer Punkt: Der rote Mann gab nach, wich zurück und starb in und nach beständigem Kampfe aus. Sterben, Aussterben bedeutet immer Verstärkung der romantischen Gloriole. Schon Coopers Lederstrumpf weist in den letzten Teilen diese Art Romantik auf. Doch beinahe noch wichtiger ist die andere Seite: Das Aussterben ist das Erfreulichste, was ein Feind tun kann. Der amerikanische Neger, der nicht wie selbst vornehm denkende Amerikaner (so der Literarhistoriker Ticknor) noch um 1860 gehofft haben, ausgestorben ist, sondern sich kräftig weitervermehrt, hat die Folgen im Urteil des Weifsen, der mit ihm zusammenleben mufs, zu tragen. Die Negerfrage ist dauernd die wichtigste Rassenfrage und eine der unangenehmsten Fragen des nordamerikanischen Lebens überhaupt. Idealisierung verbietet sich da von selbst oder kommt doch über Ansätze (Onkel Toms Hütte) nicht hinaus. Der rote Mann hat unserer Rasse das grofse Problem fast völlig erspart; er ist gewichen und hat somit aller Idealisierung den Weg freigegeben.

So wären denn Gründe verschiedenster Art von den allgemein philosophischen und literarhistorischen bis zu den realen Gegebenheiten des Völker- und Rassenlebens dafür verantwortlich zu machen, dafs der Weg des Indianers in den europäischen Literaturen einzigartig ist. Winnetou hat komplizierte Voraussetzungen.

Der mit allen Mannestugenden geschmückte, dabei aber doch geschlechtslos gezeichnete Indianer hat erst im amerikanisch-englischen Schrifttum, dann aber auch in den übrigen Literaturen Europas eine Apotheose erlebt, wie sie keiner anderen Rasse beschieden gewesen ist. Die Jugendliteratur des späteren 19. und des 20. Jh. bietet ein Beispiel des häufigen Vorgangs, dafs Phänomene, die erst von den Erwachsenen

Digitized by Google

ernst genommen werden, dann in der Jugendliteratur sich nochmals ausleben.

Köln. Herbert Schöffler.

Dorothy Richardson und die neue Bewufstseinskunst.

Was bereitet sich Neues im englischen Roman vor? Wir denken nicht an die Kolportageromane, die das geistige Bedürfnis weitester Kreise befriedigen; wir halten vielmehr den Blick gerichtet auf jene Erzeugnisse modernster Prosakunst, die künstlerischen Anforderungen genügen. Hier stehen wir vor einer „Bewufstseinswende", vor einem neuen Schauen nach aufsen und nach innen, vor einer Entfabelung, die mit dem Aufbrechen aller bis jetzt verschlossenen Bewufstseinstüren eingesetzt hat.[1]) Die Ansatzlinie ist in England beim Ausbruch des Weltkrieges zu suchen. Im *Egoist* erschien von Februar 1914 bis zum September 1915 *A Portrait of the Artist as a Young Man* von James Joyce, 1915 brachte Dorothy Richardson ihre *Pointed Roofs* heraus. Unmittelbar vorher hatte Marcel Proust mit seinem *Du Côté de chez Swann* das erste grofse Zeichen gegeben. Joyce ist in rasender Eile weitergedrungen und hat im *Ulysses* die ersten Renner bald hinter sich gelassen. Unterdessen kamen andere: May Sinclair, Rebecca West, D. H. Lawrence. Sie gaben Lebensromane und Bewufstseinsspiegelungen, die recht oft den Freudschen Komplex erkennen liefsen. (M. Sinclairs *Anne Severn* ist beispielsweise die Geschichte eines solchen!) Die Kritik ist nur allzu leicht dazu verleitet worden, in dieser Bewufstseinswende das Werk der Psychoanalyse zu sehen. Aber Dorothy Richardson kümmert sich nicht um Freud, Proust hat von ihm nichts gewufst, und was May Sinclairs psychoanalytisches Kapitel betrifft, so gehören sie zu den geringen Leistungen ihrer Kunst. Die Psychoanalyse, diese „allmählich peinliche, zu frühe Fixie-

[1]) Vgl. J. Middleton Murry, The Break-Up of the Novel. Yale Review, New Series 12 (1923) 288 u. ff. — Wilbur Cross, Novels of N-Dimensions, ebenda 477 u. ff. — J. Wassermann, Kolportage und Entfabelung. Neue Schweizer Rundschau, 1926, 862 u. ff. — W. F. Schirmer, Der engl. Roman der neuesten Zeit, Heidelberg 1923, 47 u. ff. und 53 u. ff.

Digitized by Google

rung der neuen Erkenntnisse“ [1]) ist nicht Ursache der neuen künstlerischen Seelenenthüllung, sondern bestenfalls ihre Durchkreuzung. Dem Genie kann sie Bausteine liefern, viel öfters aber wird sie ihm schaden. Die neuen Bewufstseinsexperimente, soweit sie künstlerisch tauglich sind, liegen auf der alten Überlieferungslinie des englischen Psychologismus. Dieser fängt schon bei Bacon an, setzt sich in Hobbes und Locke fort, verwebt sich zur Weltanschauung bei Berkeley, für den das Sein (*esse*) der sinnlichen Wahrnehmung (dem *percipi*) gleich war. Der Dichter Young spiegelt dies in seinen Nachtgedanken wider. Und nun kommt Hartley und errichtet in seinem Assoziationismus eine wahre Architektonik von Wahrnehmungs- und Gefühlselementen. Wordsworth übernimmt das Hartleysche Gebäude und bringt nur hier und dort kleinere Änderungen an. Seine lyrischen Balladen geben geradezu vor, „die Geschichte der Wissenschaft der Gefühle“ zu sein. Es ist das Verdienst des Amerikaners Beatty,[2]) die psychologische Natur von Wordsworths dichterischer Zwecksetzung dargetan zu haben. Wordsworth ist es, der die wunderbare Entdeckung der *spots of time*[3]) gemacht hat, jener Punkte seelischer Intensität, die vorher Erlebtes aus der Erinnerung wecken und erst jetzt an der richtigen Lebensstelle einfügen, jene assoziativen Augenblicke bei Proust, die uns auf immer beeinflussen, die in nachträglicher gedanklicher Neuschaffung die Wirklichkeit erst zur Wirklichkeit machen.[4]) Warum wollten Wordsworth und Coleridge an eine deutsche Universität gehen? Um Psychologie zu studieren.[5]) Die Dichter der viktorianischen Zeit ziehen in derselben Richtung weiter, man denke an Browning, an George Meredith, an George Eliot, die in *Middlemarch* Kap. XXXVII in einen Zimmerraum Erinnerungselemente hineinlegt in einer Weise, die schon an Dorothy Richardson

---

[1]) E. Howald, Die Psychologie Marcel Prousts. Neue Schweizer Rundschau, 1926, 340.

[2]) William Wordsworth, his Doctrine and Art in their Historical Relations, Madison 1922. Siehe die Besprechung im Beiblatt 37 (1926), 355—58.

[3]) Prélude XII, 208—225.

[4]) Cette réalité n'existe pas pour nous tant qu'elle n'a pas été recréée par notre pensée.

[5]) Harpers Wordsworthbiographie.

Digitized by Google

gemahnt.[1]) Sogar Disraeli wäre hier einzureihen. Sein *Contarini Fleming* (1832) gibt sich als „psychologischen Roman" aus. Der englische Roman des 19. Jahrhunderts verläuft in psychologischer Richtung und der viktorianische Realismus und der spätere kurzatmige Naturalismus sind eigentlich nur Ausbiegungen von der Hauptlinie oder Versöhnungen mit ihr.

Die achtziger Jahre bringen die Forschungen der Society for Psychical Research, und damit nähern wir uns der Zeit, da man in England Wordsworths Prelude wieder liest und besser versteht. Langsam hat sich die Wende zur Bewufstseinskunst vorbereitet und jetzt ist sie da. Neue Kräfte bringen Zustofs. Die Psychoanalyse ist die geringste unter ihnen; viel bedeutender ist Bergsons Élan Vital und seine und anderer Auffassungen von Raum und Zeit. Kurz nach der Jahrhundertwende findet Samuel Butlers Roman *The Way of all Flesh*, der zum gröfseren Teile in den 1870er Jahren entstanden war, ein solch warmes Verständnis, als wäre er aus der neuesten Zeit geboren. Warum? Ein Stück modernster Bewufstseinskunst ist hier vorweggenommen, allerdings in einer gesunden Umkehrung; denn Butler will zeigen, wie das Unbewufste nicht nur das Allmächtige, sondern, entgegen den Psychoanalytikern, auch das Wahre, Gesunde und Gute im Menschen sei. So greift z. B. S. 187 das Unbewufste in Ernests Qualen während eines hochnotpeinlichen Elterngerichts rettend ein: *Here Ernest's unconscious self took the matter up and made a resistance to which his conscious self was unequal, by tumbling him off his chair in a fit of fainting.*

Dorothy Richardsons Seelenschau macht den Eindruck eigenster Erarbeitung. Hilfe mag ihr, wie wir nachher sehen werden, von da und dort gekommen sein. Sie hat aber die Worte eines Mannes besonders beherzigt, dessen Unsterblichkeit sich darin bekundet, dafs seine Botschaft gerade heute so durchaus neu klingt: Emerson. Der folgende Passus aus seinem Essay *The Over-Soul* nimmt sich wie ein Leitsatz zu ihrem ganzen Werke aus: *The soul looketh steadily forwards,*

[1]) Ganz verblüffend ist Meredith, der in *One of Our Conquerors* (Memorial Edition 488/89) vor den Augen einer Gestalt infolge ihrer seelischen Erschütterung ein Gebet sichtbar werden läfst: *he beheld his prayer dancing across the furniture* (Frieda Gamper, Die Sprache George Merediths, Diss. Zürich — erscheint noch dieses Jahr im Druck).

Digitized by Google

creating a world before her, leaving worlds behind her. She has no dates, nor rites, nor persons, nor specialities, nor men. The soul knows only the soul ... The soul circumscribes all things.

Die Welten, die hinter der Seele und vor der Seele liegen, tut Dorothy Richardson vor uns auf. Ihr erster Roman *Pointed Roofs*[1]) zeigt uns ein Wesen, „das eins geworden ist mit dem menschlichen Element, das sie beschreibt".[2]) Absoluter Subjektivismus mit absolutem Objektivismus gepaart! Keine Fabel! Nur noch Ausfüllungen von Augenblicken. Man kann diese Ausfüllungen nachträglich zusammensetzen, und man wird ein Jahr aus dem Leben der $17^1/_2$jährigen Miriam Henderson vor sich haben. Ein Jahr! Der Ausdruck ist Dorothy Richardsons Kunst fremd, denn die gemessene Zeit spielt bei ihr keine Rolle. Miriam ging als Hilfslehrerin an ein deutsches Institut in Hannover, lernte deutsche Mädchen kennen, sah, wie sie Briefe nach Hause schrieben, wie ihnen von Zeit zu Zeit die Haare gewaschen wurden, hörte sie Klavier spielen, begleitete sie zum Arzt, spazierte mit ihnen in den Wald, erlebte einmal des Nachts ein Gewitter im Hause und kehrte nach einem Jahre nach England zurück. Man sieht: das sind bloſse Sukzessionen ohne jeglichen Bezug auf einen inneren Kern, der die Folge zwingend macht. Die folgenden Romane gehen noch weiter. Sie verzichten auf diese bloſsen Sukzessionen, und das Zusammensetzen wird noch schwieriger. Wir merken hier, daſs Miriam mit jedem neuen Buche wieder ein bis zwei Jahre älter geworden ist. In *The Trap* ist sie achtundzwanzig. Zuerst schmiegt sie sich noch harmonisch dem äuſseren Gang der Dinge an. Innere Widerstände sind verhältnismäſsig selten. Der Giebel wirft einen verkehrten Morgenschatten. Sie lehnt ihn ab (*P. R.* 215), den sie vor Jahren noch in ihre Gefühlsharmonie einziehen lieſs. In den späteren Büchern aber widersetzt sie sich den äuſseren Reizen und sucht in die wahre, von äuſseren Bezügen befreite Wirklichkeit zu fliehen, wo die innere Kraft pulst und kein bloſses Bewegungsschema Leben vortäuscht. Im Erstlingsbuch wird

[1]) Zwischen 1915 und 1925 sind bei Duckworth erschienen *Pointed Roofs, Joy of Youth, Backwater, Honeycomb, The Tunnel, Interim, Deadlock, Revolving Lights.*

[2]) So Beresford in der Einleitung zum ersten Roman, S. VII.

Digitized by Google

der Bewufstseinsstrom in eine noch beschränkte Zahl von Kanälen geleitet, wie etwa die soeben berührte Kongruenz und Inkongruenz von Aufsen und Innen und Ausfüllung der Räume durch seelische Wesenheiten. Stille kauert an der Zimmerdecke; um sie herum und durch die ganze Welt hin (246). In ihrem Dachkämmerchen scheinen sich Stimmen der Gutheifsung gegeneinanderzudrängen (174). Chopins Nokturne fällt sinnend in den Saal, verklärt Gegenstände und Menschen und verwischt deren Umrisse (52). Ein Mädchen singt. Ihr Lied steht in der Luft (233).[1])

Die späteren Bücher bringen eine Bereicherung des Schauens. Räume, Räume, Räume tun sich auf und wir fühlen die Zeit. Die Verwebung von Gegenwartseindrücken mit Erinnerungs- und Zukunftsbildern durch den Zwang des Augenblicks ist viel inniger. Das Auge ruht auf tanzenden Lichtfunken im Meere und springt plötzlich ab in die Vergangenheit.[2]) Kalte Winterluft dringt des Nachts von der Küste her ins Schlafzimmer und trägt in ihrem Gemurmel herrliche Meeressommernächte herein (Deadlock 119). So wird die Lebensdarstellung zu einer wandelnden Landschaft wechselnder Räume, von der Künstlerin bemalt und belichtet. Und darinnen rollt die Zeit.

Raum und Zeit gehören ins Zentrum. Kein Wunder, denn fortwährend schieben sie sich zwischen Gedächtnis und das sich stets identische Selbst. Der ist der wahre Künstler, der Vorstellung, Erinnerung, Willen und Raum in eins zu fassen weifs.

Was ist Zeit in Dorothy Richardsons Welt? Die Antwort ist nicht leicht zu geben. Bald scheint die Dichterin an Bergsons *durée réelle* zu denken, bald geht sie entgegengesetzte Wege. Gröfser als die Zeit ist für sie das Leben. Wenn wir allein in der Stille mit uns selber weilen, das Leben aus erster Hand empfangen — Bergson würde sagen: *quand notre*

[1]) Vgl. damit die entzückende Stelle über *la petite phrase de la sonate de Vinteuil* in Prousts *Du Côté de chez Swann* I, 124, wo es heifst: *elle (la petite phrase) reparut, mais cette fois pour se suspendre dans l'air et se jouer un instant seulement, comme immobile, et pour expirer après.*

[2]) Revolving Lights. 183. Her eyes clung to the splinters of gold on the rippling blue sea. Dropped them, and she was confined in the hot little rooms of a London feat.

Digitized by Google

moi se laisse vivre[1]) —, dann steht die Zeit still. *Now that the stillness had returned, life was going on, dancing, flowing, looping out in all directions able to bear its periods of torment in the strength of recovery, so long as time stayed still* (Deadlock 250.) Läuft aber die Zeit, dann ruht das Leben. (*Life ceased when time moved on.* Ebenda 250.) Erst wenn einst alles Leben geschwunden, wird nur noch die Zeit gehen (ebenda 251).

Die meisten Menschen leben nicht schöpferisch, sie setzen nur die Zeit in Bewegung, indem sie irgend etwas tun, mit dem grofsen Haufen zusammen ein Programm abwickeln, das sie fälschlich „Leben" nennen, emsig und laut mit leerem Wortschwall. Damit haben sie ihre Stille, d. h. ihre Freiheit, Frische und Wirklichkeit verloren. Sie sind dürre Blätter geworden, die der Zeitwind vor sich her wirbelt (ebenda 251).

Daraus folgt, dafs wir in der Stille die Wirklichkeit berühren. *Silence is reality. Life ought to be lived on a basis of silence, where truth blossoms* (ebenda 251). Dorothy Richardson denkt an Maeterlincks Heiligkeit des Schweigens, das uns die Mächte fühlen läfst, die in uns weilen, von denen wir in Gesellschaft nicht sprechen,[2]) jenes gewaltsame Etwas, das der Roman vom alten Schlage wegläfst.[3])

Es folgt aber auch daraus, dafs die Zeit eine fürchterliche, fast menschenfeindliche Macht ist, peinigend, wenn sie sich bewegt und wir ihr Daherschreiten mit allen Sinnen zu spüren bekommen. Miriam hat in warmer Sommernacht den Versuch gemacht, statt in der Kammer im Garten unter den Sternen zu schlafen. Wie herrlich wird das sein, draufsen, frei von allen Bezügen, in der Stille in den Traum hinüberzugleiten! Aber kein Schlaf ist möglich. Denn die Zeit kommt mit ihrem Getöse und gieſst sichtbar ihre Feuerbäche in das Bewufstsein. Endlos strömt sie nieder. Und Dorothy Richardson ruft aus: *There is no night ... Compared to this expanse of thin, shadowless, boundless, light the sunlit sky is a sort of darkness ... This is the real sky, in full power, stripping away sleep. Time, visible, pouring itself out. Day, not night is*

[1]) Bergson, Données immédiates de la Conscience, p. 76.

[2]) D. Richardson erwähnt Maeterlinck in Deadlock 44 und im besonderen dessen Kapitel über das Schweigen im *Trésor des Humbles* auf S. 83.

[3]) Vgl. Deadlock 192—93.

Digitized by Google

forgetfulness of time. Its movement is a dream. Only in its noise is real silence and peace. This awful stillness is made of sound; the sound of time, pouring itself out. . . . (Revolving Lights 196.) . . . *Night is torment. That is why people go to sleep. To avoid clear sight and torment* (198).

In der eigentümlichen Auffassung von der Grausamkeit der Zeit ist der Dorothy Richardson eine Dichterin vorangegangen, die tiefer als es jemals auf dem Romangebiet geschehen ist, über Raum- und Zeitfragen nachgedacht hat: May Sinclair. In *Mary Olivier* (1919), wo sie alle bleibenden Werte aus der Schatzkammer ihrer Seele heraufholt, um sie dem Leser vorzulegen, spürt Mary die Zeit, wenn ihr Denken stille steht, kraft eines sechsten Sinnes, der gewissermaſsen nur dann einsetzt, wenn unser unveränderliches Selbst momentan aufgehört hat, im ständigen Bauen von Vorstellungen die in unserem Bewuſstsein sonst nie unterbrochene Synthese von Raum und Zeit[1]) zu vollziehen. *When your mind stopped and stood still it could feel time. Time going fast, going faster and faster* (302). Daſs die Zeit grausam sei, sagt sie an einer anderen Stelle: *Time was not good to you. Time was cruel. Time made you see* (295).

Gegen den verzehrenden Strom der Zeit errichten wir Dämme. Wir stürzen uns — nach Dorothy Richardson — in das oben geschilderte programmatische Gesellschaftsleben. Aber eben dadurch setzen wir die Zeit in Bewegung. Oder: wir Männer hängen uns an eine Idee an, die uns das Leben erklären soll (Revolving Lights 210), wir machen die Wissenschaft zum Asyl und verlieren uns in Systemen. Aber die Zeit eilt hinter uns her. Oder aber wir schaffen uns vor der Brandung geschützte Zeitinseln der Seligkeit. Das sind jene mächtigen Augenblicke vollständigen Gelöstseins von den Bindungen des Alltags und den gefährlichen Assoziationen, die unsere schönsten Gedanken umlauern, frei von aller Berechnung (*an uncalculated interval, a strange small time.*

[1]) Diesen anti-Bergsonschen Gedanken hat sie geäuſsert in ihrem Buche *A Defence of Idealism* (1917), S. 73, dessen Nebenerzeugnis der Roman *Mary Olivier* ist. Es enthält u. a. eine scharfsinnige, teils ablehnende Kritik der Bergsonschen Raum- und Zeitlehre. Ihre Auffassung nähert sich Kant und Hegel. An einen sechsten Sinn denkt sie, wenn sie im Roman (302) sagt: *There was something exciting in this stretch* (i. e. *to the span of time*), *like a new sense growing.*

Digitized by Google

— Trap 169 — Wordsworths *spots of time*), gegen alle heranstürzenden Fluten gefestigt durch Vergessenheit (*moments of reality in forgetfulness*, ebenda 214). Hier spricht das Leben unvermittelt zum Individuum (210, und 212: *the marvellous quiet sense of life at first hand*). Was zwischen diesen grofsen Akzenten liegt, sind — mit Proust gesprochen — bloſse „Intermittenzen", Intermittenzen der Berufsarbeit und des Gesellschaftslebens. Unendlichkeit haftet diesen akzentuierten Momenten an. Sie sind kurz und endlos zugleich (*The evening began to look short and yet endless with them*, Rev. L. 219. *He had never for a moment shared her sense of endlessness*, ebenda 115). Die Erinnerung erweitert und erhöht sie und macht sie zu ragenden Denkmälern. Drei herrliche Frühlingstage! *Everyone had had those moments of reality in forgetfulness. Quickly passing. Growing afterwards longer than other moments, spreading out over the whole season; representing it in memory* (Trap 214). Auch diesen Meistergriff, das Stellen von Momenten unter das Zeichen der Ewigkeit, hat May Sinclair in *Mary Olivier* vorweggenommen (329). Solche Momente lassen sich nicht herbeirufen. Sie halten wie Shelleys Geist der Schönheit unangemeldet und unerwartet bei uns seltene Einkehr. Miriam vermag sich etwa in dieses selige Vergessen hineinzuschwingen im Tanz, in der Stille. Tanzt sie, dann kommt Endlosigkeit, die Wände des Zimmers gehen auseinander und draufsen fällt das Himmelsgewölbe entzwei und läſst sie hindurch (Trap 210). Einmal droht wie in jener Nacht unter Sternen die Panik aus der Stille auf sie loszustürzen. Sie wirft ihre Glieder in rhythmische Bewegung und findet sich selber wieder (Rev. L. 139). Das sind Zeitpunkte der Expansion, im Gegensatz zur Konzentration, die das Gesellschaftsgespräch beherrscht.[1]) In aller Deutlichkeit eine Widerspiegelung der beiden Urmächte William Blakes, *Expansion* und *Contraction*.

Von diesen herrlichen Zeitpunkten aus sehen wir innere Raumfluchten ins Unendliche ausstrahlen. Hier haben wir unsere Fernen und unsere Nähen, schreiten beliebig von den einen in die andern. Der Raum ist — wie bei Blake — ein gütiges Geschenk, von einem freundlichen Gotte beschieden.

[1]) In silence we expand, in talk we concentrate (Deadlock 27), Michael's social concentration 97. Like lonely silence it drove away the sense of enclosure (Rev. L. 150).

Digitized by Google

Miriam schaut in ihren Raum, in ihre Vergessenheit hinein. Denn jeder Mensch trägt seinen Eigenraum mit sich herum. Wir können uns einen Bekannten nicht anders denn als Raumträger vorstellen. Der von uns blofs Erwähnte, nicht Gekannte, ist für uns der Delokalisierte, der Raumlose (Trap 226). Der Engländer ist von einem kleinen, harten, glänzenden Ring umgeben, der Russe von einem unpersönlichen, sich ausweitenden Dunkel (Rev. L. 123). Dieser Raum des inneren geistigen Gesichts — darum handelt es sich ja eigentlich — ist unbewufste Korrelation von wirklich Gesehenem und blofs Gedachtem, somit nichts Gegebenes, sondern ein Gefüge unseres Geistes, der Ort, in dem die Seele lustwandeln geht, wenn sie ermüdet zurückkehrt aus geräuscherfüllten Fremd- und Gesellschaftsräumen. Dieser seelische Heimatsort wird aber als Bewufstseinsraum immer neugeschaffen, indem der Geist ihn mit kommenden und gehenden Essenzen bevölkert. So geschieht es, dafs das häfsliche Mietszimmer Miriam immer wieder anders anguckt. Die Vergangenheit liegt heute darin, in deren jeden Winkel sie sich nach Wunsch hineinbegeben kann (Rev. L. 142). Morgen ist das Zimmer tot und kalt. Dann lächelt es wieder und erwacht zum Lebeu (Trap 95—96).[1])

Durch alle späteren Bücher hindurch wird nun gezeigt, wie es Miriams Seele immer schwerer fällt, in die Fremde hinauszugehen, wie sie sich immer nach dem Heimatsort zurücksehnt, wo sie unter starken Akzenten stehen darf, wie sie mitten im sog. Leben sich plötzlich mit starren Wänden umschliefst, hinter deren Schutz sie in die Landschaft der eigenen Seele blickt. Dies im einzelnen darzustellen, hat sich Dorothy Richardson ein besonderes Ausdruckssystem erdacht.

Unwillkürlich fragt man sich: wie ist sie zu diesen Weltausblicken, zu dieser Raumtheorie gekommen? Dafs ein neues Raumgefühl schon seit einiger Zeit grofsen Wortkünstlern zu denken gibt, habe ich bei Anlafs von Joyces Ulysses gezeigt, der wie Proust Zeit und Gedächtnis verräumliche.[2]) Was Dorothy Richardson an Raum- und Perspektivenkunst bis ins kleinste und feinste aufbaut, ist Weiterführung eines launigen Einfalls, der in May Sinclairs *Mary Olivier* sich auf einer einzigen Seite erschöpft. Bei May Sinclair aber ist es sehr

[1]) Vgl. auch Deadlock 109—10.
[2]) Englische Studien 60, 188 u. ff.

Digitized by Google

leicht zu erkennen, wer die Anregung gegeben hat: Bertram Russell in seinem Werke *Our Knowledge of the External World*, Chicago 1914, dessen „Neurealismus" sie in ihrem Buche *A Defence of Idealism* eingehend besprochen hat. Sie schildert uns S. 333 eine „Zeitinsel" in Marys Leben. Sie schildert sie aber im Zeichen der Raumverständigung. Mary sieht im Hotelzimmer ihren Geliebten. Schweigen hat sich niedergelegt. Die beiden kommen aus ihren Eigenräumen nicht heraus. Mary fängt an zu plaudern, um die Stille zu vernichten und eine Brücke nach dem Gemeinschaftsraum zu schlagen, auf dem sie sich treffen werden. Da fühlt sie, dafs das Schweigen einen besseren Weg öffnen wird, der nicht in die blofse Gemeinschaft führt, wo jeder hindarf, sondern in eine Realität, die beide Eigenräume umfafst. Sie schweigt, und in der Tat: ihr Schauen perspektiviert sich wie geahnt. Die andern Leute im Hotelzimmer stehen jetzt in einem ganz andern, inferioren Raum; das Buch, das der Geliebte ihr in die Hand drückt, liegt in einem Höflichkeitsraum, der gar nichts zu bedeuten hat, ihre beiden Seelen aber weilen in einem Raum potenzierter Wirklichkeit, wo die gewöhnlichen Gegenstände ringsum (Tisch, Teekanne, Tassen und Untertassen und Teller) übernatürliche Klarheit erhalten, zu Symbolen werden, weil sie einem Wesenheitsaugenblick sinnliche Plastik leihen. Um den Leser den Ursprung dieser künstlerischen Perspektivierung erkennen zu lassen und ihm zu zeigen, was die Dichterin daraus gemacht hat, seien die beiden Texte einander gegenübergestellt:

Pure space, the space of the mathematician; private space, the space which every individual perceiver carries about with him; and public space which is the same for everybody, and to which each separate space has to be added and adjusted as a system of private cubicles is adjusted to a public dormitory. (May Sinclair, A Defence of Idealism, p. 194, ihre Zusammenfassung der Russellschen Raumtheorie.)

If two men are sitting in a room, two somewhat similar worlds are perceived by them; if a third man enters and sits between them, a third world, intermediate between the two pre-

She was chattering like a fool, saying anything that came into her head, to break up the silence he made.

She was aware of something underneath it, something that was growing more and more beautiful every minute. She was trying to smash this thing lest it should grow more beautiful than she could bear. . . .

Suddenly she left off trying to smash the silence.

The silence made everything stand out with a supernatural clearness, the square, white-clothed table in the bay of the window, . . .

Digitized by Google

vious worlds, begins to be perceived... I shall confine the expression 'private worlds' to such views of the universe as are actually perceived. Thus a 'private world' is a perceived 'perspective' ... Two men are sometimes found to perceive very similar perspectives, so similar that they can use the same words to describe them ... In case the similarity is very great, we say the points of view of the two perspectives are near together in space; but the space in which they are together is totally different from the space inside the two perspectives. It is a relation between the two perspectives, and is not in either of them. (B. Russell, Our Knowledge of the External World, pp. 87—92, abgedruckt in M. Sinclair, a. a. O. 194—96.)

Sitting there so still he had the queer effect of creating for both of you a space of your own, more real than the space you had just stepped out of. There, there and not anywhere else, these supernaturally clear things had reality, a unique but impermanent reality. It would last as long as you sat there and would go when you went, You knew that whatever else you might forget you would remember this.

The rest of the room, the other tables and the people sitting at them were not quite real. They stood in another space, a different and inferior kind of space.... Funny — it (d. h. das Buch) was the least real thing. If it existed at all it existed somewhere else, not in this space, not in this time. (M. Sinclair, Mary Olivier, pp. 333—34.)

Man sieht: was bei Russell blofs äufserlicher Raum und perzipierte Perspektive ist, hat May Sinclair zu einer ideellen Räumlichkeit umgestaltet, die, wie oben angedeutet, durch unbewufste Korrelation von Gesehenem und blofs Vorgestelltem und Gefühltem entsteht.

Soweit der launige Einfall bei May Sinclair! Was bei ihr ein einziger Augenblick ist, hat Dorothy Richardson tausendfach verfächert, zu Jahren zerdehnt; was dort auf einer Seite steht, füllt hier Bände.[1]) Raumfurcht wechselt mit Raumfreude.

Weil sie in sich wertvollstes Eigenleben fühlt, schrickt ihr Auge vor allen sich nur wiederholenden Gemeinschaftsperspektiven zurück. Demgegenüber stellt der gewöhnliche Sterbliche seine Blicke mit Freuden auf die äufseren Bewegungen ein, auf die *revolving sets of outward things*,[2]) deren Gesamtheit sich vor ihm als Sitte und Zivilisation abspielt. Unverrückt schaut er in den Gemeinschaftsraum hinein, mühelos kombiniert er sein Schauen mit den Perspektiven, die

[1]) May Sinclair hat also auf Dorothy Richardson gewirkt. Rückwirkungen sind wohl auch möglich. *Miss Sinclair again ... has been influenced by Miss Dorothy Richardson — an author whom I cannot understand* (!!!). Gerald Gould, *The English Novel of To-Day* 18, London, John Castle 1924.

[2]) Revolving Lights 124. Davon empfängt der Roman seinen Namen.

Digitized by Google

andere mit sich bringen, und findet sich so der Reihe nach in alle möglichen Unanimismen aufgelöst.[1]) Miriams Momente des Unanimismus sind anderer Art. Sie fühlt sich eins mit der Lebenskraft, die London durchpulst. Da sieht sie sich in Schlaf versunken, fühlend, wie ihr Leben nach allen Himmelsrichtungen strahlt (*tingling to the spread of London all about her, herself one with it, feeling her life flow outwards, north, south, east and west, to all its margins,* Rev. L. 67). Einmal erlebt sie ein wunderbares Zusammengehen. Die Liebe kommt. Was bedeutet ihr der Kufs, den ihr der russisch-jüdische Student Shatov auf die Lippen drückt? Zeitliche Endlosigkeit ist ihr räumlich sichtbar geworden. Die Strafsen sind in Gold gebadet, das Himmelsblau verdünnt sich ins Endlose, mit Blumenleuchten mischt sich der Klang ferner Wasser (Deadlock 260). Allein mit sich, gleitet sie zurück in die helle Ferne des Sommermorgens ihrer Kindheit, aber darüber hinaus zerfliefst es zu einer weiteren Welt, die zugleich aufser ihr und in ihr zu sein scheint, wo dem Auge über beblumte Flächen hin eine bewegliche Weite entgegenkommt aus Fernen, die hinter Himmel und Erde liegen. Da merkt sie plötzlich, dafs sie nicht allein geht. Die Lichtfluchten winken ihr zu mit dem Lächeln einsamer wissender Frauen, die mit ihr diese Landschaft durchwandern. Eine dumpfe Ahnung überkommt sie, die ihr Shatovs Geständnis kurz nachher zur Gewifsheit macht. Andere Frauen sind ihr vorangegangen (264). Schon löst sich der herrliche Raum, in dem auch er eine Stätte gefunden. Sie sieht zwei deutsche Herren im Gespräch auf einer Bank im Park sitzen. Sie erschrickt: die Verkörperung aller männlichen Anschauung des Weiblichen starrt ihr entgegen (279). Wir fragen uns jetzt, ob es überhaupt ein Zusammengehen war. Von jetzt an wird ihr menschlicher Unanimismus seltener, augenblicklicher, schwächer. Zwei Stimmen verschmelzen und bilden im privaten Dunkel einen Doppelfaden, der sich mit allen andern Tönen der Welt zu einem Gebilde verbindet (Trap 86). Einmal fühlt sie, wie von dem Sprecher in der Zimmermitte eine Flut ausströmt; sie schreitet ihm entgegen, der Raum zwischen beiden ist frei.[2])

[1]) Ebenda 14: All these people had one mind! They approved of each other and were gay in unity.

[2]) Rev. L. 104. Allerdings ist das angewendete Bild falsch (*drawn by the powerful tide*).

Digitized by Google

Aber viel häufiger fallen Schatten herüber, wenn sie ihre Welt in die Nähe eines andern stellen soll. Zum Wochenende mufs Miriam einem Frömmler mit singender Stimme die Miete bezahlen. Das heifst für sie, dazu verurteilt sein, einen Blick in den verhafsten Weltspiegel zu werfen, den er ihr entgegenhält. Eine Woche ist wieder vorbei in der Welt, wie er sie sieht (Trap 112). Es überkommt uns wie Beklommenheit, wenn Dorothy Richardson einen Menschen mit Miriam zusammenbringt. Sie stöfst auf den Dichter Sayce, des Nachts auf dem Fufssteig. Kein Ausweichen ist mehr möglich. In der nachträglichen Erinnerung kommt es ihr vor, als ob sie durch ihn hindurchgegangen wäre (Trap 91). In seligem Alleinsein wandelt sie auf dunkler Strafse. Da kreuzt ihr Freund, der russische Student, von der Abendstimmung umhüllt, ihren Pfad, und sie fragt sich, wie er es wagen durfte, sich und seine Umhüllung in ihre herrlichste Stunde hineinzuschieben (Deadlock 148). Zwei Menschen reichen sich die Hände, und siehe, ihre Räume stieben weit auseinander (Deadlock 250). Es will einfach nicht zum Einklang kommen. Oder eine dünne Harmonie ist da, aber sie schwindet im nächsten Moment; das Auge hat andere Stützpunkte gesucht. Hier sitzt Miriam im dämmerigen Zimmer dem plaudernden Hypo gegenüber. Schon hört sie ihn nicht mehr. Sie hat angefangen mit den Linien und Farben des Zimmers in Gemeinschaft zu treten, und er schrumpft zu nichts zusammen (Rev. L. 201). In jedem Augenblick laden uns hundert Dinge zum Bündnis ein. Hier greifen wir zu, dort lehnen wir ab. Draufsen funkelt das herrliche Meer. Aber es funkelt für sich allein. Es ruft dem Auge vergebens; denn Miriam will dem Sonntag sich vermählen, der aus der Ferne kommt (Rev. L. 177). Die Ablehnung kann zu absoluter Isolierung führen, wo die Dinge draufsen nicht mehr als auf mich bezogene Sukzessionen an mir vorbeiziehen (Deadlock 108), wo das Zimmer zur blofsen Umzäunung wird, zu einer Kette von Isoliertheiten, die jede nur für sich spricht (160), wo der Ausdruck der Gegenstände erfroren ist (236).

So bewegt sie sich in Welten, die von Bewufstseinskräften erfüllt sind, von meiner, von deiner, von eurer, von ihrer, zu Tausenden. Die Sehnsucht ergreift sie, sich in die Selbstheit zurückzuziehen (*recapturing singleness*, Trap 70), um allein zu sein in ihren Vergangenheits- und Zukunftsträumen, vorwärtszublicken (*the usual Saturday night's sense of spaces of Sun-*

Digitized by Google

day opening ahead, Trap 70) und rückwärts zu schauen nach einem schönen Gestern, das wie die goldene Morgenstille frohe Herolde in solch gedrängten Scharen hereinschickt, dafs sie sie nicht alle empfangen kann (175). Aber wie schwer gefährdet ist ihr Alleinsein. Denn die Erinnerungen verknüpfen sich mit der Gegenwart und reifsen sie aus ihrem Zentrum wieder heraus.[1]) Sie mufs auch sie entlassen und jene engsten Kreise aufsuchen, wo keine Erinnerung hindringt, wo sie in der Empfindung lebt, nirgends zu sein, wo ihr ein wundervolles Etwas wie ein Kleinod in den Händen liegt. Aber nur einen Augenblick; denn schon hat das Tageslicht gewechselt. Sie wird sich ihrer Umgebung bewufst, das Kleinod entgleitet ihr, wenn nicht schnellstens etwas anderes sich damit verwebt. Ja, es entgleitet ihr und sie fällt aus dem herrlichen Innenkreise heraus in die rauhen Räume des Mittagslichtes (Trap 92).

Dieses halbverächtliche Sich-Zurückziehen auf das eigene Ich kann auf die Länge dem Leser den peinlichen Eindruck nicht ersparen, dafs Miriams Erlebnisart etwas Verwerfliches anhaftet. Sie führt schliefslich zum Solipsismus. Dorothy Richardson gebraucht das Wort selber (Deadlock 227). Es ist ja schön und gut, wenn sie am Schlufs ihrer ganzen bisherigen Erkenntnis, in der Sehnsucht, aus der sozialen Beengung, in der sie sich befindet, herauszukommen, sich vornimmt, ihr eigenes Leben zu schaffen. *I must create my life. Life is creation. Self and circumstances the raw material* (Trap 235). Wir befürchten aber, sie wird ihre Schöpfung in einer menschlichen Einöde vollenden müssen; denn wohin sie kommt, wird ihr Überlegenheitsgefühl stets nur die Bilder minderwertiger Bewufstseinsspiegel entdecken. Diese Miriam mufs schliefslich zu einem Empfindungssnob werden, der an der ganzen Menschheit vorbeiblicken wird. Es überzeugt uns nicht, wenn uns mitgeteilt wird, dafs die Menschen sie lieben, weil innere Freude sie durchglüht, dafs ein guter Stern sie leitet und Sonnenschein ihre Pfade umleuchtet. Es tönt nicht Gottes Gruſs durch die Welt, wenn sie vorüberzieht (Rev. L. 13). Sie ist keine Pippa.

[1]) „Schon die Erinnerung läfst es (d. h. das wahre Wirken) zerflattern, sie tut einen ersten Schritt der Verräumlichung; blickt man voraus oder zurück, dann reflektiert man schon, führt Zeitraum und Zeitstrecke ein und enthebt sich dem reinen Strom." (H. Cysarz, Literaturgeschichte und Geisteswissenschaft, Halle 1926, S. 23.)

Digitized by Google

Der Ausdruck aber fesselt durch seine Gedrängtheit, Nervigkeit und kühne Metaphorie, seltener durch seine Farbe. Die Periode wird in Stücke zerschlagen. Landschaften werden durch Bühnenanweisungen unter Verzicht auf das Verbum kulissenartig angedeutet. Hier, in diesen Aufstellungen im Raume, diesen meisterhaften Distanzierungen eines fein messenden Blickes, funkelt vorübergehend ein malerischer Stil:

Through the still, open-windowed brightness of the brown-green room, out into the naked blaze. Rocky dryness and sea-freshness mingled in the huge air. The little baked pathway ribboning the level grass, disappearing round the angle of the enclosing edge, the perfect sharp edge, irises feathering along it, sharp green spikes and deep blue hoods of filmy blossom patterned against the paler misty blueness of the sea. Perfect ... The sea glinting at your side between the leaf patterns of the creeper covered pergola usw. (Rev. L. 167).

Dieser fein verästelte Sensualismus wird nicht nur geschildert, er wird auch erörtert; denn zwei Drittel des Werkes sind Eigenreflexion der Dichterin. Aber der Style Indirect Libre stellt sie in ein Zwitterlicht von dichterischem Bericht und Mitteilung durch eine Gestalt. Dadurch wird die Reflexionsaufdringlichkeit gedämpft.

Wie bei Joyce geht es endlose Stiegen hinab in die Geheimkammern der Seele. Joyce führt uns tiefer als wir wünschen. Bei Dorothy Richardson aber fühlen wir, daſs sie noch Kammern hat, die sie uns nicht öffnen mag.

Zürich. Bernhard Fehr.

[1. 2. '27.]

INHALT.

		Seite
Ia. Frederic T. Blanchard, Fielding the Novelist. A Study in Literary Reputation	(Schöffler)	65
J. Crotts: Gray, Poetry and Prose, with Essays by Johnson, Goldsmith and Others		68
John Beresford, Letters of Thomas Gray. Selected with an Introduction		68
Amy Louise Reed, The Background of Gray's Elegy. A Study in the Taste for Melancholy Poetry		68
Hermann M. Flasdieck, John Brown (1716—1766) und seine Dissertation on Poetry and Music		71
John W. Draper, William Mason. A Study in Eighteenth Century Culture		74
Benjamin Bissel, The American Indian in English Literature of the Eighteenth Century		77
Ib. Fehr, Dorothy Richardson und die neue Bewuſstseinskunst		82

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Digitized by Google

JUN

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVIII. Bd. April 1927. Nr. IV.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

The Works of Shakespeare, edited for the Syndics of the Cambridge University Press by **Sir Arthur Quiller-Couch** and **John Dover Wilson: The Merchant of Venice.** Cambridge, at the University Press. 1926.

This edition of the *Merchant of Venice* follows upon the lines of its predecessors. As usual Sir Arthur Quiller-Couch's introduction is easy, light and even elegant, but it is more than usually inadequate. He writes without any historical sense and quite fails to capture the mood in which the *Merchant of Venice* was written. Shakespeare stands with one foot in the Middle Ages, and indeed the story he is here using is a medieval invention. The *Merchant of Venice* is to be judged therefore by the standards we should apply to an ancient romance or to a fairy-tale. Sir Arthur Quiller-Couch on the other hand nags at details of the plot and worries about inconsistencies and improbabilities as if he were dealing with a drama by Ibsen. A writer of romance himself, he completely misses the romantic point of view. Moreover, he has apparently but little feeling for the theatre, and his criticisms of Shakespeare's character-drawing as a rule miss the mark. He is philistine enough to sneer at Bassanio for not bearing in mind that the odds were two to one against his winning Portia. But what young man, in love with Portia and believing himself loved by her, would boggle at that risk? Even Methuselah would have jumped at such a chance if Portia had smiled on him. Sir Arthur does not believe that Bassanio would have chosen the leaden casket. He forgets that it bore the motto:

"Who chooseth me must give and hazard all he hath",

Digitized by Google

and this it was that finally determined Bassanio's choice. To all the dainty and delicious art which Shakespeare lavishes on the casket-scenes Sir Arthur Quiller-Couch is blind. Another remarkable failure in "theatre-sense" will be found below, where we discuss the fifth act.

Professor Dover Wilson, as usual, deals with the text, and as usual, puts forth the theory that we have to do with the revised version of a first sketch based upon an earlier piece not by Shakespeare and that portions of this earlier piece have been allowed to remain in the play. Professor Wilson does not attempt to separate the first version from the second, nor does he explain what motives led Shakespeare to revise his work. Criticising a theory so vaguely formulated and so imperfectly worked out is like fighting with shadows, as it is difficult to know exactly what Professor Wilson imagines to have taken place. It is possible, however, to discuss one or two questions of principle. If we ask how can one tell that fragments of the old play survive, Professor Wilson answers that such portions are recognisable because they are so very bad. But if they distress Professor Wilson so much, what effect are they likely to have had on Shakespeare? It is not exceedingly probable that, after revising a play twice, he would leave the bad patches untouched. If he did allow them to remain, they must have qualities which appealed to Shakespeare but which have escaped Professor Wilson. If, on the other hand, they are really so bad as Professor Wilson thinks them to be, then it is much more reasonable to suppose that they are the result of hurried workmanship and that our present text is one which Shakespeare did not revise.

Again, Professor Wilson bases his theory on broken lines, which, "when they occur in the middle of a speech and have no obvious dramatic or metrical significance are best explained as due to abridgement". I cannot square such a statement with any reasonable theory of revision. If Shakespeare revised at all, it was surely in order to make every line metrically and dramatically as effective as possible. But Professor Wilson seems to imagine that he revised in order to encumber the play with lines that have no "dramatic or metrical significance", indeed, that such lines would be typical of a revised play. The examples that he chooses do not carry conviction.

Digitized by Google

Act I. sc. I. l. 6 is the first of them (Sir Arthur Quiller-Couch [p. XIII] apparently does not agree with him). I once saw the play magnificently performed at Cologne, and the actor who took Antonio's part filled up the broken line with a mournful gesture which was full of dramatic significance. I will not labour the point, because general agreement on these lines is impossible. Other scholars have worked out explanations of them which would not fit in with Professor Wilson's theory at all. In any case the broken-line test is purely subjective, a shifting, sandy foundation upon which it is impossible to build securely.

The first speech might be taken as a touchstone of Professor Wilson's theory. Not only does it contain a broken line, but Professor Wilson also seems to find the whole of it obscure and to regard its obscurity as a proof of revision. Personally I do not see anything obscure in it. To suggest a melancholy that has no obvious reason is a common trick of story-tellers who wish to fill our minds with premonitions of coming disaster. Sir Arthur Quiller-Couch interprets the speech in this way too. Shakespeare, according to Professor Wilson, made a mess of the first speech in revising the play (a most unlikely thing), botched its metre, and bungled his job so badly that it is difficult to make out what he means. Even if we grant that the speech is as bad as Professor Wilson believes it to be, that it is obscure and that its metre is ragged, surely we have in these circumstances a proof that Shakespeare did not revise the play. They would most certainly speak against his having revised it twice. Moreover, according to his theory, we have in this speech the work of two different periods in Shakespeare's life. If that is so, the periods ought to be recognisable by some difference in style and thought. But I defy anybody to take that first speech and peel the one period off the other and say, Here we have the lisping accents of Shakespeare's youth, and there the firm tones of his riper manhood. It cannot be done. I repeat, it is difficult to discuss Professor Wilson's theory because he neither tells us why Shakespeare revised the play nor how he did so. It would be interesting to have it clearly stated why revision was never an improvement and why it always hamstrung the metre and always made confusion worse confounded.

Digitized by Google

Professor Wilson's evidence is not only unconvincing, at times he blunders badly. For instance there are his notes on the passage v. i. 28—49:

Steph. Stephano is my name; and I bring word
My mistress will before the break of day
Be here at Belmont: she doth stray about
By holy crosses, where she kneels and prays
For happy wedlock hours.

Lor. Who comes with her?

Steph. None but a holy hermit and her maid.
I pray you is my master yet returned?

Lor. He is not, nor we have not heard from him.
But go we in, I pray these, Jessica,
And ceremoniously let us prepare
Some welcome for the mistress of the house.

[Launcelot enters and anounces that Bassanio too is coming.]

Lor. Sweet soul, let's in, and there expect their coming . . .

On the reference to the hermit Professor Wilson has the following note: "Possibly this person appeared in the old play . . . 'I do not preceive the use of the hermit, of whom nothing is seen or heard afterwards', wrote Johnson, 'the Poet had first planned his fable some other way, and inadvertently when he changed his scheme, retained something of his original design'." In this case Sir Arthur Quiller-Couch agrees with Professor Wilson and identifies himself with Johnson's opinion of the passage. But Johnson went horribly wrong here, and according to the Variorum edition afterwards withdrew the note. The passage is quite simple. When Portia made up her mind to go and help Antonio at his trial, she left Belmont in charge of Lorenzo and Jessica. She did not take them into her confidence, preferring to tell them she was going with Nerissa "to live in prayer and contemplation" at a monastery two miles off (III. IV. 28—31). As we all know, she and Nerissa dress up in men's clothes, rescue Antonio, and afterwards cheat their husbands of their rings. They are now returning to Belmont, intending to make their husbands smart for parting with the rings so easily. They send Stephano on ahead to announce their coming and also to spread a plausible story of their absence in case their husbands have got back first. A moment's reflection will show that Stephano's

Digitized by Google

speech cannot be true, Portia could not have been "straying about". She arrives before Bassanio, who was naturally hastening back to Belmont with all possible speed. Never was a fib so transparent as the story Stephano tells. It is an obvious device to lull suspicion asleep, and, moreover it tallies with the story (which we know to be false) told by Portia on her departure. We never hear of the hermit again because there ain't no sich a person. He is merely invented so that Lorenzo and Bassanio — if he should be at home — can be quite certain that Portia is in good hands and that she is behaving herself.

No doubt the quick-witted Elizabethan audience took the point and when the next minute Launcelot made known that Bassanio would soon be there, they guessed exactly what was in store for him. Professor Wilson will have none of Launcelot in this scene, rejecting his lines as mere gag. But his message falls pat to the occasion. After Portia's return has been announced and the interest of the audience in her intentions aroused, the report of Bassanio's imminent arrival clinches the point. It is a hint to the audience that the expectations awakened by Portia's enormous and absurd fib are not going to be disappointed. Dr. Greg goes further and even asserts that not only are Launcelot's speeches sheer gag, but that the insertion begins with Stephano's words

I pray you is my master yet returned?

That is of course impossible for the reasons just given. It was Shakespeare's obvious intention here to remind the audience of Bassanio's existence, and Stephano's abrupt and somewhat embarrassed question is just what we should expect.

Professor Wilson blunders almost as badly at II. I. 35:

So is Alcides beaten by his rage.

For *rage* he suggests *wag* and adds, "a minim-misprint ... 'rag' being an old fashioned spelling of 'rage' in Shakespeare's day. Theobald reads 'page' and all edd. have followed him. This is undoubtedly the meaning that Shakespeare intended, but is unfortunately quite impossible palæographically, *p* and *r* being quite unlike in English script. Our reading, of course, gives the same sense". To begin with, *rage* for *page* may be

Digitized by Google

a partially homonymous misprint, like *slumber* and *slubber* in this same play at II. VIII. 39. Further, Professor Wilson's emendation is based on the theory that *rag* was a possible form of *rage* in Shakespeare's day. I do not know why he thinks so, it is not given in the N. E. D. for the sixteenth century, and by 1600, the last year of the century, it must have been so rare in educated English that a compositor would not have been likely to connect it with *rage*. On the contrary, he is more likely to have been puzzled by it and to have taken a good look at his copy to see what was really intended. Further the form in the Quarto is *rage*, and Professor Wilson is not justified in striking off the *e* and starting from a form *rag*. Professor Wilson forgets that the Quarto was read in proof, probably in revise, and, according to a theory advanced in this book, was corrected after publication more than once, before it became the foundation of the Folio text. That emendation, therefore, is most likely to be true which most nearly resembles the form in the text. *Rage* is so like *page* that it is not surprising that the several revisers overlooked it; if *wag* were the right reading, *rage* would have been much easier to detect. Finally, *wag* is impossible in this connection, it is too undignified for the rhetorical and impassioned style of the speech. It is the last word which the man who chose the golden casket could have used.

It is extremely unpleasant to be obliged to disagree with Professor Wilson on so many points. I am far from denying the labour and ability shown in his work, his zeal and energy are at all times refreshing, and his courage is unbounded. His clearing up of the mess connected with the three "Sallies", as he calls them, Salanio, Salarino and Salerio would alone suffice to make his edition memorable in the history of Shakespeare scholarship. But his editing would gain considerably if he bore in mind that the sphere of palæography is limited and that its results are to be applied with caution when they cut across questions of Shakespeare's art and style. And no more of Dr. Johnson, if you please. Johnson on Shakespeare reminds one too fatally of Bottom in the woods of Faery.

Kiel. H. T. Price.

Digitized by Google

The Works of Shakespeare, edited for the Syndics of the Cambridge University Press by **Sir Arthur Quiller-Couch** and **John Dover Wilson: As you like it.** Cambridge, at the University Press, 1926.

Sir A. Quiller-Couch's Preface to *As You Like It* follows the familiar lines. It is difficult to see for whom this Preface is intended. It cannot be for scholars, because they are hungry for new facts or new ideas. Sir A. Quiller-Couch gives us neither, but instead offers us slabs of platitude deep sunk in borders of purple prose. For the young student the prefaces are only mischievous as they withhold most of the information he ought to know. A typical expression is, "We have no need to trouble our heads over sources." And so Sir A. Quiller-Couch does not "trouble" to discuss Stoll's theory that Jaques was based on Marston's "Malevole" in the *Malcontent* (Mod. Phil. III. 281—303) or Fleay's and Thorndike's theory that the subject of *As You Like It* was suggested to Shakespeare by the Robin Hood plays popular between 1597—1600 (Fleay, *Life and Work of Shakespeare* (1886) 208; Thorndike in *Jrnl. Germ. Phil.* IV. 51—69). If we compare this Preface with Delius's article on the sources in the sixth volume of the *Shakespeare Jahrbuch* or with the essay by Mr. Tolman in the book reviewed elsewhere in this number (to this book I owe the references above), we see how empty, perfunctory and careless the work of Sir A. Quiller-Couch is. The sources of *As You Like It* are a rich mine of instruction, and by not "troubling" about them, Sir A. Quiller-Couch has let slip a fine opportunity of demonstrating to the young student how much may be learnt from them about Shakespeare's character and the fine quality of Shakespeare's workmanship. He spoils his Prefaces by the journalistic vice of trying to be interesting at all costs, avoiding facts and figures because apparently to him they are dull. They are not dull in themselves, and Delius and Tolman, at any rate, have even made them fascinating.

This Preface contains one of the most extraordinary passages in modern English criticism. Those wretched Continentals, we are told, cannot appreciate the forest-poetry of *As You Like It.* Sir A. Quiller-Couch, with characteristic inaccuracy, drags in the English spring. I agree with all he

Digitized by Google

says about it, but the flowers that bloom in the spring, tra-la, have nothing to do with the case. The action of the play is timeless and there is no certain indication of any particular season in the text. If he had said that the delightful mingling of wit, poetry and romance in the dialogue is lost on most foreigners because Shakespeare's prose is harder to translate than his poetry, he would have scored a hit for England. But to mention the forest is to attack Continentals at their strongest point. As the sea to an Englishman so is the forest to Continentals, they are at home there as a modern Englishman can never be. Sir A. Quiller-Couch asserts that *As You Like It* has never crossed the Channel! I assure him he could not be more completely mistaken. I have seen *As You Like It* played both by Englishmen and by Continentals. The English usually perform it as a pastoral, probably because they cannot suggest the mystery and depths of forest life, while the Continentals can do so as naturally as they breathe.

Then Sir A. Quiller-Couch goes on to attack Germans. "The Germans especially are like the Wise men of Gotham, 'all at sea in a bowl'. They are sailing, in a bowl, on perilous seas of which they possess no chart." Sneering at Germany is a favourite sport of Sir A. Quiller-Couch, and I am afraid he does not realise what a bad impression such sneers make on Continentals. It shows a complete absence of that freedom and generosity of spirit which is the first quality demanded from every student of Shakespeare. Continentals never forget that the debt of Shakespeare scholarship to Germany is enormous and that the high repute of Shakespeare in Europe is due at least as much to German scholars and to the German stage as it is to the work done by Englishmen. The Continentals might point out that Sir A. Quiller-Couch's explanation of the name Orlando goes back to Delius. Not that Sir A. Quiller-Couch lifted it straight from Delius, he most probably took it at tenth hand. But if the Germans are such duffers at Shakespeare, what sort of a duffer must Sir A. Quiller-Couch be that he cannot even write a simple preface without their help?

Sir A. Quiller-Couch makes great fun of Ulrici and Gervinus because of their interpretation of the play. But at any rate they are superior to him in this, that they tried to see the

Digitized by Google

play whole and to give it a definite meaning. Sir A. Quiller-Couch, on the other hand, cannot see the Forest of Arden for trees. He writes round and round the subject, saying everything about it that can possibly be said, and yet missing the point. He falls a victim to the romantic illusion in one place and then appraises Jaques and Touchstone in another, but he shows neither of these elements in their proper perspective. After reading his Preface, my first thought was, Bernard Shaw is right after all, and *As You Like It* is only a trifle written in contempt of the public. The real truth is, of course, that Shakespeare was doing for his generation what Bernard Shaw has done for ours in *Arms and the Man*. If one should say of Shaw's play that it had an exciting plot, full of danger and with a strong love-interest and a corrective to romance in Bluntschli, it would be quite true but hardly an exhaustive account. But this is pretty much what Sir A. Quiller-Couch does for *As You Like It*. He says: "We are recalled to normal life because Shakespeare is, at the end, of all men the most commonsensical." There is more in the play than that. It is an attack on the prevailing fashion of romanticism, just as Shaw's play attacks ruling conventions. It was directed against the too too sugared sweetness of the Elizabethan pastoral. Sir A. Quiller-Couch accepts with complacency the hugger-mugger ending. "The ending is huddled up, of course: any Elizabethan playwright took that way." Possibly; but what was good enough for other men was much too bad for Shakespeare. Really Shakespeare gave his public in the beginning of Act V all they wanted. Everybody marries everybody else, the wicked suddenly become good, there is "room for all reconciliations", as Sir A. Quiller-Couch says. We can imagine that the spectacle of so much happiness and so much virtue must have moved the good groundlings almost to tears. Then comes Jaques and riddles the happy ending through and through with his sarcasm. His speech is a complete answer to Shaw's criticism of the play. We have no reason to say that Act V is huddled up. It was deliberately so planned in order that Shakespeare could express to the public his opinion of what they liked. Sir A. Quiller-Couch's facile assumption of bad workmanship does injustice to the serious intention of this drama.

Digitized by Google

Professor Dover Wilson's notes are discreet, few, to the point, and often acute and original. Of course, he finds that the play has been revised, but never was the evidence he brings forward so shaky. To begin with, he quite ignores the theories of Stoll, Fleay and Thorndike which we have already mentioned. This is unfortunate, as before his proposals can be taken seriously they must be tested by these theories. His first clue to revision is that the prose of the play often contains lines which may be read as blank verse. Many of his examples are unconvincing, e. g., such lines as

Let your wedding be to-morrow: thither will I

are not blank verse at all, but merely prose cut up into lengths. But granted that some of his examples are right enough, his conclusion that the passages containing them were originally poetry and were reduced by Shakespeare to prose does not follow. His Shakespeare is rather a pudding-headed person. Instead of putting his pen through a passage and writing it afresh, which would not have caused him much trouble, he must needs subject himself to the harassing labour of fiddling about with the lines, taking out a piece here, putting in a word there, setting the whole in a frame of prose sentences difficult to fit on, and even then not covering up his tracks. In any case, it is easy to overrate the importance of those ten-syllabled lines which may be found in Shakespeare's prose. They crop up everywhere in English literature. Dickens, when he is sentimental, falls into them naturally, and they adorn the flaming perorations of William Jennings Byant as well as the sober oratory of Lord Grey. They are even to be heard in conversation. Take, for instance, this fragment caught at a christening of twins:

"Now what does this remind you of, old bean?
... Reminds *me* of the *Beggar's Opera*".

Nay more, actors who play Shakespeare and the romantic drama, find it difficult to refrain from continually talking blank verse. Witness the following from Lockhart's *Life of Scott*:

"John Kemble's most familiar table-talk often flowed into blank verse; and so indeed did his sister's. Scott (who was a capital mimic) often repeated her tragic exclamation to a footboy during a dinner at Ashestiel, "You've brought me

Digitized by Google

water, boy, — I asked for beer" (ed. Baudry, Paris, 1837, I. 381 note). When all these things are borne in mind, one is not surprised to find blank verse in Shakespeare's prose.

Then as usual, Professor Wilson regards all inconsistencies in the play as evidence of revision. There is the inconsistency about time. From I. iii. 69—78 and II. i. 2 we can only conclude that the rightful Duke had been banished for some years, from I. i. 101—120 it appears that the Duke is newly banished. Professor Wilson makes no reference to Lodge, Shakespeare's source here. The passage in Lodge (Cassell's ed., p. 26) on which I. i is based might lead one to believe that the Duke had not long been banished, while so much time passes before Lodge gets all his people to the Forest of Arden that the Duke might well speak of old custom making his life sweet there. But I do not think that is the explanation. The truth is that Shakespeare did not bother his head too much about consistency of time. He had to explain to the audience the tangled relationship between Rosalind, Celia and the two Dukes before these characters appeared on the stage. He took the quickest method by making Charles clear up the whole matter in about twenty lines. Nothing in Shakespeare is so consummate as his impudence. Shakespeare does worse things than this in *Othello* and the *Merchant of Venice*. Mr. Tolman says: "Most of Shakespeare's plays juggle with the time more or less" (cf. p. 204, where other instances are given). In any case Professor Wilson leaves his theory hanging in the air. He does not tell us why Shakespeare began to make the alteration or why he gave it up after the first scene.

Then there are the passages about Rosalind's height. From I. ii. 284 it follows that she is smaller than Celia, from I. iii. 117 and IV. iii. 88 it follows that she is taller. Ergo, I. ii. 284 belongs to the first sketch and the other two passages to the revision. Professor Wilson gives his reasons in a passage which we feel obliged to quote: "If it be asked why this second change was necessary, the answer must be that whereas the Rosalind of the first draft had been played by a short boy, shorter than the boy who took the part of Celia, the Rosalind of the revised and final *As You Like It* was impersonated by a much taller boy — or even by the same boy

Digitized by Google

a few years later, grown nearer heaven ... by the altitude of a chopine". If Professor Wilson had used the evidence that lay to hand, he would have found that Lodge himself makes Rosalind say, "I, thou seest, am of a tall stature" (p. 47). Quite apart from other considerations, too long to go into here, Professor Wilson's theory involves the supposition that Shakespeare *accidentally* changed the text into agreement with his source. Nobody will believe that. The passage that agrees with the source must be original, it must belong to the earlier of two versions, if there were two. The statement at I. ii. 284 that Celia is the taller is either a misprint (*taller* for *smaller*) or, more probably, a mistake of Shakespeare's. He did not know, or had forgotten, that later on Lodge would make Rosalind tall.

Dr. Dover Wilson finds support for his theories in two passages which he supposes to refer to Marlowe. The first is the famous couplet at III. v. 82—83 quoting a line from *Hero and Leander*. By itself this passage proves nothing, as it is far more likely to have been written after 1598, when *Hero and Leander* was published and known to everybody, than before that date, when it was known, if at all, only to the few. But Dr. Dover Wilson thinks he has found a companion reference to Marlowe and that both passages can be dated soon after 1593, the year of Marlowe's death. It is the passage:

"When a man's verses cannot be understood, nor a man's good wit seconded with the forward child Understanding, it strikes a man more dead than a great reckoning in a little room" (III. iii. 12—15). Dr. Dover Wilson accepts Mr. Lodge's suggestion that these words refer to Marlowe's death, the words 'in a little room' giving a lead to Marlowe's line

"Infinite riches in a little room"

(Lodge in *Times Lit. Sup.* 14 May, and 4 June, 1925). When the reviewer of the *Times Literary Supplement* (30 Dec. 1926) challenged the application of these lines to Marlowe, Dr. Wilson replied, among other things, that he took the reference to 'a man's verses' to refer to Chapman's inferior continuation of *Hero and Leander* (6 Jan., 1927, p. 12). If that is so, the year 1593 must be given up, as the only certain date would

Digitized by Google

then be some time after 1598. In any case, as the *Times* reviewer well points out, Touchstone belongs solidly to Shakespeare's middle period and it is impossible to assign to his speech the date 1593. Mr. Lodge also writes to the *Times Lit. Sup.* of 6 Jan. 1927 to explain that he supposes Shakespeare intended by this speech to refute the libels that Marlowe was killed by a rival in love and to assert that he really was killed in a quarrel about a reckoning. (He puts the date at 1598 or after, by the way.) Now we do not know for certain that Marlowe was not killed in a love-quarrel. The depositions discovered by Dr. Hotson may be sheer perjury, and rumour in this case be right. Still less do we know that Shakespeare would have regarded it as dishonourable to be killed for love. It appears slightly fantastic to believe that Shakespeare would consider he was saving Marlowe's honour by insisting that he died in a mean quarrel about an ale-keeper's bill. But to come back to where we started from, this passage cannot, with any sort of certainty, be dated as far back as 1593.

One or two minor points remain for discussion. The name Martext is supposed by Professor Wilson to refer to the Marprelate controversy. There is no reason for supposing it to be any more than a humorous descriptive surname like Touchstone, Quickly and Tearsheet. He has ignored Förster's derivation of *ducdame* from Welsh (G. R. M. [1924] XII. 349), which is more likely to be true than the one he gives from Romany. In any case it ought to have been mentioned.

In concluding we should like to draw the attention of readers of the *Beiblatt* to the review of this edition in the *New Statesman* (1 Jan., 1927, p. 30) with its explanation of "Atalanta's better part" by a reference to Ovid X. 563 and its evidence that rats were berhymed in Ireland as late as 1776.

Kiel. H. T. Price.

Albert H. Tolman, Falstaff and other Shakespearean Topics. New York. The Macmillan Company. 1925. Price $ 2.50.

Professor Tolman's book is a collection of essays and short notices on various Shakesperean topics. He has a number of useful and stimulating things to say, and he has dug up out-of-the-way or forgotten books that still throw light on

Digitized by Google

modern problems. I give a list of the topics he treats so that those who are interested in this or that point may know where to go for a discussion which is always helpful. — The first is entitled *Why did Shakespeare create Falstaff?* Professor Tolman thinks Shakespeare proposed to himself the impossible when he tried to make Falstaff attractive enough to justify Prince Hal's intimacy with him and then repellent enough to justify his rejection. He also brings forward a plausible solution of Falstaff's lies after the Godshill affair, he was driving the Prince out of his revenge by turning all to a merriment. — *Is Shakespeare aristocratic?* Here Professor Tolman's American training puts him at a great disadvantage. — *Drunkenness in Shakespeare's Plays.* This essay contains the gem: "It would be absurd to look upon the drinking habits of an Elizabethan through the eyes of an American of the twentieth century". Professor Tolman shows that Shakespeare had more sympathy with drunkards than is generally supposed. — *Epic Character of Henry V. Sources of As You Like It*; this might have served as a model to Sir A. Quiller-Couch. — *Shakespeare or Bacon?* Of course, Shakespeare. — *Studies in King Lear. Structure of Coriolanus. Supposed References to his Marriage*, i. e. in Tw. N. II. iv 24—42 and Temp. IV. i. 13—31. Prof. Tolman believes there is a reference in the latter passage only. — *Choosing of the Caskets. Studies in Julius Caesar.* He does not see that the function of the soothsayer in II. iv is to delay the action. It was well brought out in Henry Ainley's production of the play a few years ago. I know the play off by heart, have acted as prompter in it, knew exactly what was coming and yet at Henry Ainley's performance I could scarcely sit still for excitement because this stupid old fellow was bringing the action to a standstill. To be sure most actor-managers and critics (including, of course Mr. J. M. Robertson) do not realise the dramatic value of his appearance in this scene. — *Is Malvolio a Puritan?* On the whole, yes. — *Two of Shakespeare's Scenes.* Merch. V. III. v, Wint. T. V. ii mark time while the rear stage is being prepared. — *Fifth Act of Ant. & Cleopatra. Early History of Shakespeare's Reputation. Earnest and Jest in Shakespearean Scholarship*, 1709—1747. *Proper Treatment of Shakespeare's Text.*

Digitized by Google

It is a book which no student of Shakespeare can afford to do without.

Kiel. H. T. Price.

Arthur Gray, M. A., Master of Jesus College, Cambridge. **A Chapter in the Early Life of Shakespeare. Polesworth in Arden.** Cambridge. At the University Press. 1926.

The book by Mr. Gray, the Master of Jesus, Cambridge, is based on the hypothesis that all the reports we have of Shakespeare's early life at Stratford must be false. Proof — the reports about Marlowe's murder we formerly possessed attribute it to a quarrel about a woman, while the depositions recently discovered by Dr. Hotson say nothing about a woman in the case at all. Proof positive! Has it not occurred to the Master of Jesus that nothing is more likely than that all reference to the woman should have been suppressed? Is it not what we might have expected? The Master attempts some criticisms of the legends and fables about Shakespeare's youth at Stratford, in which he says, "a monstrous fabric of fable, gossip, inference and mere surmise has been raised." He proceeds to add his stones to the heap. "Nobody [at Stratford] took any notice of this man's [Shakespeare's] sayings or doings. It is unlikely that in that bookless town anybody had read his plays, not very probable that anybody had seen him on the London stage ... At Stratford nobody had any use for books". These statements are mere pebbles, now comes the huge boulder which the Master of Jesus adds to the cairn of Shakespeare-fable. Shakespeare was not educated at Stratford at all, but by the Goodere family at Polesworth! Proof — a number of place-names in the earlier plays are connected with the neighbourhood of Polesworth; the Master leaves us to infer by silence that nothing connects the plays with Stratford. The Gooderes knew the Southamptons, one of them was at Cambridge with Shakespeare's Southampton and served with him under Essex in Ireland. Thus Shakespeare's friendship with Southampton is easily explained. Shakespeare was not drawn to London by the lure of the theatre, as Southampton was not as that time addicted to the stage. (He was in 1599, as Mr. Gray is forced to admit.) In *Titus Andronicus* there is a ruined monastery, in the *Comedy of Errors* executions

Digitized by Google

take place behind a ditch, there is an abbey in the *Two Gentlemen*, all things to be found at Polesworth, but not near Stratford. Shakespeare's last years were not songless, but the MSS. of the poems he wrote were after his death devoted by his favourite daughter, Susanna, "to lighting the domestic hearth".

There is but one valuable suggestion in this "monstrous fabric of fable, inference and surmise". Speaking of the siege of Coventry, in 3 Hen. VI, v. 1. 1—10, Mr. Gray points out that the places Dunsmore, Daintry (Daventry) and Southam are not mentioned in Holinshed. They show so much knowledge of the ground that it is certain that this scene was written by a Warwickshire man, i. e., by Shakespeare and not by Marlowe.

Kiel. H. T. Price.

Dr. Appleton Morgan, Mrs. Shakespeare's Second Marriage.

A. u. d. T.: **Papers of the New York Shakespeare Society.** No. 14. New York. The Shakespeare Society of New York, 1926.

The gist of Dr. Morgan's book is that Shakespeare's wife was a terrible Puritan, who after his death married a Puritan shoemaker Richard James. She died in 1623, and her second husband, in order to raise the wind, sold the rights in Shakespeare's 16 unpublished plays to a London publisher. He thus became "the onlie begetter" of the First Folio. Around this thesis is spun a pretty web of fancy, e. g.: Mrs. Shakespeare fills New Place with Puritan preachers and drives her husband so crazy with their palaver that he cuts off her dower in the Blackfriars investment, Mrs. Shakespeare was indifferent to her husband's greatness, Mrs. Shakespeare had her husband buried under a ready-made tombstone, inscribing upon it neither name, date nor epitaph but only some vile doggerel; Heminge and Condell had nothing to do with the First Folio; Ben Jonson was so jealous of Shakespeare (did he not lampoon him in *Chronomastix*?) that he could not have had anything to do with it either. These cloud-clapped conjectures are based upon the following entries in the Stratford Burial registers: —

[1623, Aug.] 8 { Mrs Shakspeare
Anna uxor Richardi James

Digitized by Google

(It is characteristic of Dr. Morgan's methods that he cannot get even such simple entries right; he gives them twice on the same page, once with the form *Ricardi*, and once with *Richardi*). These entries prove according to Dr. Morgan that Mrs. Shakespeare became the wife of Richard James, although there is a tombstone at Stratford on which she is called "Anne, wife of William Shakespeare"! — Comment is superfluous.

Kiel. H. T. Price.

C. M. Haines, M. A. Shakespeare in France. Criticism. Voltaire to Victor Hugo. London, published for the Shakespeare Association by Humphrey Milford, Oxford University Press, Amen House, London E. C. 1925.

A. u. d. T.: **Shakespeare Survey under the General Direction of Sir I. Gollancz.** II.

It is a pleasure to turn to Mr. Haines's book, which is not only a solid performance without any nonsense about it, but, in distinction to the other books as yet mentioned by me in this review, it also shows a fine intuitive understanding of Shakespeare. Mr. Haines traces the growth of Shakespeare's influence in France, lays bare the contradictions in Voltaire's attitude, gives full weight to Guizot's work and comes to an end in Victor Hugo. His wisdom may be judged from the following words in the Conclusion: —

"It is well to be wary before passing an unthinking censure on the mangling of Shakespeare that must be done before he is fit for Paris. When a play of Shakespeare is produced exactly as Shakespeare wrote it, in London itself, it becomes a matter of note: 'astronomers foretell it; it is prodigious, there will be some change', as Thersites says. If Hamlet is performed without Fortinbras and the Tempest without the opening scene — and both examples are from my own experience — we are not so far from the French who, besides removing Shakespeare's words add some of their own. English taste to-day is not so different from the taste of Paris as both are from that of Shakespeare."

Mr. Haines is a scholar from whom we shall hear more in the future, and from whom, judging by the quality of this book, we cannot have too much.

Kiel. H. T. Price.

Digitized by Google

Sir Israel Gollancz, The Sources of Hamlet: with Essay on the Legend. H. Milford. Oxford University Press. London. 1926.

A. u. d. T.: **The Shakespeare Classics, Being the Sources and Originals of Shakespeare's Plays.** Under the General Editorship of Sir Israel Gollancz.

In the Introductory Essay to his book Sir Israel Gollancz brings his *Hamlet in Iceland* up to date. He is still convinced of the Celtic origin of the story. In the body of the book he gives us Saxo in Latin and on the opposite page Professor Oliver Elton's translation, and then he gives us Belleforest and *The Hystorie of Hamblet* similarly printed. He also gives us a translation of the *Ambales Saga* without the original.

Kiel. H. T. Price.

G. F. Bradby, About Shakespeare and his Plays. London, Oxford University Press, Humphrey Milford, 1926. 92 pp. 8°. Pr. 2 s. 6 d. net.

„Man kann über Shakespeare gar nicht reden, es ist alles unzulänglich", sagt Goethe bekanntlich in einem Gespräch mit Eckermann, und dabei redet er über Shakespeare mehr als über irgendeinen anderen Dichter der Weltliteratur. In der Tat bleibt Shakespeare einerseits immer ein unergründliches Rätsel und gibt doch andererseits jedem, der sich ernsthaft in ihn versenkt, immer neuen Stoff zu Betrachtungen. Der Verfasser des vorliegenden Buches ist kein Shakespeare-Philologe; er bringt keine neuen „Entdeckungen" über den Dichter, aber was er über ihn, sein Leben, sein Theater, seine Dramen sagt, ist klug und selbständig gesehen und gedacht. Die Vermutungen, die er über die tatsächlichen Dinge in Shakespeares Leben und Dichten äufsert, stehen nicht im Widerspruch mit den durch die Forschung gefundenen Tatsachen und sind daher, wenn nicht zu beweisen, so doch auch nicht zu widerlegen, und die Deutung der Shakespeareschen Kunst, die Erklärung mancher Eigentümlichkeiten derselben aus seinem Theater, seiner Bühne, die Darlegung des Verhältnisses von Charakteren und Handlung, die kurze Skizze der Entwicklung seiner Kunst, der Versuch, aus seinen Stücken Schlüsse zu ziehen auf seine Ansichten, seine Weltanschauung — alles ist geistvoll, gescheit und anregend. Auch von seiner

Digitized by Google

Persönlichkeit sucht der Verfasser, sich und uns einen Begriff zu geben. Ob er hierbei allerdings dem grofsen Dichter gerecht wird, erscheint mir zweifelhaft. Zwar sagt er richtig, es sei „höchst töricht, in seinen Stücken einen Bericht seiner persönlichen Erfahrungen zu suchen“ (S. 63). Aber er liest aus seinen Stücken gerade die Eigenschaften heraus, die dem Stratforder Bürgersohn zu seinem Erfolg im Leben verholfen haben, Gleichmut, Wirklichkeitssinn, gesunden Menschenverstand, Eigenschaften, die der Dichter allerdings besonders geschätzt hat, vielleicht gerade, weil sie ihm nicht lagen und deshalb schwer fielen, die aber jedenfalls eine geringe Rolle spielen gegenüber jenen grofsen Eigenschaften, die ihn als Dichter auszeichnen und ihn befähigt haben, das Tiefe und Höchste innerlich zu erleben und darzustellen. Wir wissen wenig von Shakespeares irdischem Leben; man ist angesichts mancher prosaischen Deutungen seiner Schöpfungen fast versucht zu behaupten, dafs es für unsere Kenntnis seines jedenfalls unendlich wichtigeren Lebens, des Lebens nach seinem Tode, besser wäre, wenn wir über sein leibliches Dasein noch weniger wüfsten. — Ich erwähne noch einige Kleinigkeiten: Ich weifs nicht, wie der Verfasser dazu kommt zu behaupten, Molière sei der Sohn eines bailiff gewesen (S. 10). — Es ist nicht richtig, wenn der Verfasser behauptet, die sog. „Privattheater“ seien in der City selbst errichtet worden, um das Verbot der öffentlichen Theater zu umgehen, und das Blackfriarstheater sei ein solches gewesen (S. 18). Das Blackfriarstheater lag allerdings innerhalb der City, aber es bildete eine sog. „Freiheit“, eine Enklave, die nicht oder nur zum Teil den Citybehörden unterstellt war. Wenigstens war dies der Fall bis zum Jahre 1608. (Vgl. darüber E. K. Chambers, *The Elizabethan Stage* II, 475 ff.).

Berlin, Januar 1927. Phil. Aronstein.

Ernest P. Kuhl, The Authorship of the 'Taming of the Shrew'. (Reprinted from the Publications of the Modern Language Association of America, Vol. XL, No. 3).

Bei uns in Deutschland zweifelt wohl kein ernster Forscher mehr an Sh.'s Verfasserschaft des ganzen Stückes; anders dagegen in England und Amerika, wo namhafte Gelehrte wie

Digitized by Google

Grant White, Fleay, Lee und bis zu einem gewissen Grade auch Furnivall die Ansicht vertreten haben, dafs der Dichter einen Mitarbeiter als Verfasser der Nebenhandlung — also Biancas Liebesgeschichte — gehabt hätte. Einer der eifrigsten Verfechter dieser Meinung ist A. H. Tolman, gegen dessen Ausführungen sich Kuhl in seiner gründlichen Studie in erster Linie zu wenden scheint.

Kuhl untersucht zunächst die einmal oder selten gebrauchten Wörter, deren Verwendung auch nicht die geringste Bedeutung für die Annahme zweier Verfasser zukomme; dasselbe gelte von den Unregelmäfsigkeiten in der Betonung unbedeutender Wörter und Silben, dasselbe sei ferner zu sagen von gewissen Besonderheiten im Reim und Vers, auch im Gebrauch der Inversion. Alle diese Ungleichmäfsigkeiten liefsen sich ungezwungen, wie so vieles andere, auf die Benutzung der verschiedenen Vorlagen zurückführen.

Mit Recht hebt K. hervor, dafs das Vorkommen italienischer Wörter absolut nichts Überraschendes an sich habe. Selbst italienische Schauspieler seien zur Zeit der Elisabeth populär und dem Hofstaat angegliedert gewesen, Staatsmänner, Kaufleute usw. hätten etwas vom Italienischen verstanden und diese Sprache z. T. auch gesprochen. Was sei unter diesen Umständen natürlicher, als wenn Sh. zu Beginn des Stückes bei dem Zwiegespräch eines Studenten mit seinem Diener neben Fremdwörtern auch eine ital. Stelle „mi perdonate“ einfügt!

Versehen oder Flüchtigkeiten in der Nebenhandlung bewiesen auch noch keine Zusammenarbeit, denn solche Mängel kämen auch in dem als echt geltenden Hauptteil der Handlung vor.

Weit wichtiger als alle sprachlichen Untersuchungen erscheinen dem Verfasser und nicht allein ihm, sondern jedem unbefangenen Beurteiler, diejenigen über den Aufbau des Dramas und die darin handelnden Personen. Nichts kann besser die Annahme eines nur einzigen Verfassers beweisen als die meisterhafte Verbindung der beiden Handlungen, die so vollkommen ineinandergefügt sind, dafs sie als ein unlösbares Ganzes erscheinen. Diese Einheit und Einheitlichkeit in der Handlung kann aber nur durch die folgerichtige Entwicklung der Charaktere, besonders des Hauptheldeu Petrucchio, erklärt werden. Dieser ist zwar eine Doppelnatur, indem er überschäumendes Kraftgefühl und unbezwingbaren Mut mit

Digitized by Google

dem überlegenen Standesbewufstsein eines gebildeten Kavaliers vereinigt, aber so folgerichtig in seinem ganzen Tun und Lassen ist, dafs er stets das gespannteste Interesse des Lesers oder Zuschauers für die Handlung wach erhält.

Nicht ganz so glaubhaft dünkt uns dagegen die Entwicklung der Keiferin. Zwar ist deren Bekehrung, abgesehen von einigen Übertreibungen vielleicht, im ganzen genügend motiviert; dafs sie aber, kaum gebessert, sich unterfängt, ihren Freundinnen, resp. ihrer Schwester, Lehren über die Pflichten einer Gattin und Hausfrau zu erteilen, mutet etwas seltsam an. Doch kommt dies ja alles nur in der Haupthandlung, nicht im angefochtenen „underplot" vor.

Auch der Diener Grumio mit seinen derben Späfsen fällt nie aus der Rolle, er fügt sich der ganzen Handlung ebenso passend und zwanglos ein wie alle übrigen Nebenfiguren.

Bei dieser Beweisführung hätte der Verfasser es ruhig bewenden lassen können. K. glaubt aber ein übriges tun zu müssen, indem er noch andere einheitliche Züge des Stückes hervorhebt, so den gesunden Realismus, der durch das ganze Drama geht und beiden Vorlagen fehlt. Charakteristisch für das ganze Stück ist nach Kuhl der übersprudelnde Humor, die überschäumende Lebenskraft, echt Shakespearesche Züge, die man in allen beiden Vorlagen vergebens sucht.

Was in der Abhandlung folgt, ist im Grunde nur eine Erweiterung von bereits Gesagtem. Dazu gehört die Erwähnung der wichtigen Shakespeareschen Eigenheit, bäurische Formen zu vermeiden, doppelte (weibliche) Wortendungen zu bevorzugen, seine Kenntnis sportlicher Einzelheiten wie auch musikalischer Feinheiten zu verraten, mythologische Anspielungen passend anzubringen, konkrete Zeitangaben zu machen, die bei keinem zeitgenössischen Dichter nachweisbar sind, wohl aber sich in der Haupt- und Nebenhandlung unseres Dramas finden und damit die Annahme eines einzigen Verfassers überzeugend rechtfertigen.

Indem wir dem Verfasser dieser Studie gern das Zeugnis ausstellen, dafs er seiner Aufgabe vollauf gerecht geworden ist, möchten wir aber auch gleichzeitig den Wunsch aussprechen, dafs sich nicht mehr die Notwendigkeit herausstellen möge, einen einzigen Verfasser dieses vielbewunderten Dramas nachzuweisen.

Leipzig. W. Vollhardt.

Digitized by Google

Shakespeares Werke im Insel-Verlag. In Einzelausgaben auf Grund der Schlegel-Tieckschen Übertragung bearbeitet von **Hermann Conrad, Ludwig Fränkel, Rudolf Imelmann, Fritz Jung, Max J. Wolff** u. a.

Es ist klar, dafs die Shakespeare-Übertragung A. W. Schlegels den Anforderungen des heutigen Lesepublikums nicht mehr voll zu entsprechen vermag. Der moderne Sprachgebrauch und die wertvollen Ergebnisse einer hundertjährigen philologischen Forschung lassen die Schlegelsche Übersetzung in vielfacher Hinsicht als veraltet erscheinen. Andererseits ist zu bedenken, dafs wir der unerreichten Sprachmeisterschaft Schlegels ein Werk verdanken, dafs zu dem kostbarsten Besitz der deutschen Literatur gehört. Diesen Besitz zu wahren, mufs die erste Aufgabe jedes Bearbeiters der Schlegelschen Shakespeare-Übersetzung sein. Dort, wo die unzulänglichen philologischen Hilfsmittel Schlegels sinnstörende oder unrichtige Übertragungen veranlafsten, wird sich eine Umarbeitung wohl als notwendig erweisen. Ebenso ist gegen die Ersetzung veralteter Ausdrücke und Wendungen durch gleichwertige moderne nichts einzuwenden. Gefährlicher ist es, Änderungen vorzunehmen, die nur aus dem Bestreben erfolgen, dem Metrum und der Zeilenzahl des Originals näherzukommen, wie dies namentlich in den Bearbeitungen „Heinrich IV." und „Heinrich V." von Fritz Jung und in der Caesar-Bearbeitung von Ludwig Fränkel nicht selten der Fall ist. Derartige Änderungen sind keineswegs immer Verbesserungen. Der verschiedene Charakter der beiden Sprachen macht es oft unmöglich, den Geist Shakespeares und den Zauber seiner Poesie in die gleiche Silbenzahl umzugiefsen. Sehr viele Abweichungen Schlegels vom englischen Original sind auf diese Weise zu erklären, und es ist verfehlt, einer in solchen Fällen nicht angebrachten philologischen Gewissenhaftigkeit die gerade hier zu Tage tretende Genialität Schlegels aufzuopfern.

Die Benützung der in der Dresdener Landesbibliothek aufbewahrten Handschrift hat es Fritz Jung ermöglicht, in einigen Fällen die von dem Drucke vorteilhaft abweichende ursprüngliche Fassung des Schlegelschen Textes wiederherzustellen. Auch Hermann Conrad und Max J. Wolff haben ihren gewissenhaften Bearbeitungen von „König Johann" bzw. „Hamlet" die Originalhandschrift Schlegels zugrunde

Digitized by Google

gelegt. Gröfsere Schwierigkeiten hatte Wolff bei der Bearbeitung der „Veroneser“ zu überwinden, da die von Dorothea Tieck besorgte Übersetzung sehr fehlerhaft ist und hier nur weniges unverändert übernommen werden konnte. Ebenso machte die Lear-Übersetzung des Grafen Baudissin weitgehende Umarbeitungen erforderlich, die im allgemeinen gut gelungen sind. Hingegen ist Ludwig Fränkel in seinem Bemühen, Satzbau und Verszahl von Shakespeares „Julius Caesar“ einzuhalten, oft zu weit gegangen. Wenn Fränkel glaubt, damit „der dichterischen Vorlage noch erheblich näherzurücken als seine sämtlichen Vorgänger“, so ist dem entgegenzuhalten, dafs eine rein formale Annäherung an das Original auf Kosten des deutschen Sprachgeistes keine Verbesserung ist. Der Schlegelsche „Julius Caesar“ gehört zu den hervorragendsten Leistungen des genialen Übersetzers, und ein Vergleich läfst den Wert der Fränkelschen Bearbeitung an vielen Stellen als sehr fragwürdig erscheinen. Rudolf Imelmann will in seiner im wesentlichen selbständigen Übertragung von „Antonius und Cleopatra“ erproben, wie „genau, richtig und zugleich deutsch sich Shakespeare wiedergeben läfst“. Die kühne Hoffnung des Übersetzers, das Erreichte möge „für sich studiert ungefähr den Eindruck schaffen, den der geborene Sprecher des Shakespeareschen Englisch aus dem Urtext gewann“, wird wohl kaum in Erfüllung gehen. Dem stehen trotz mancher Vorzüge gelegentliche Ungenauigkeiten der Übersetzung, verschiedene sprachliche Härten und eine unzulängliche Wiedergabe der Feinheiten der Dichtersprache Shakespeares entgegen.

Den einzelnen Werken sind Anmerkungen angeschlossen, die der Erklärung textlicher und inhaltlicher Schwierigkeiten dienen. Dieses Glossar ist sehr knapp gehalten und läfst manche Erklärungen vermissen, die bei einer für breitere Volksschichten bestimmten Ausgabe — ohne auf wissenschaftliche Genauigkeit abzuzielen — doch notwendig wären. Den Abschlufs jedes Bandes bildet ein Nachwort, das einen zweckentsprechenden kurzen literarhistorischen Überblick des betreffenden Werkes gibt. Der klare, übersichtliche Druck und die geschmackvolle Ausstattung der Inselausgabe werden ungeteilten Beifall finden.

Wien. J. Hedbavny.

Digitized by Google

Shakespeare-Jahrbuch, herausgegeben von **Wolfgang Keller**, Bd. 61 (N. F. 2. Bd.). Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1925.

Das Shakespeare-Jahrbuch von 1925 ist nur ein schlankes Bändchen von 192 Seiten und entbehrt des üblichen Bildschmuckes. Dafür grüfst wieder vertraut das vornehme Braun des Einbandes und läfst hoffen, dafs nach voller Gesundung der finanziellen Lage der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft auch die Zeit kommen wird, da man wie früher alljährlich im Mai Kunde erhält vom Stande der deutschen Shakespeare-Forschung.[1])

Es ist reichlich spät, jetzt noch von den Weimarer Festtagen im April 1925 zu sprechen. In Anbetracht der Tatsache indessen, dafs in diesen Tagen wieder eine Notiz über Entdeckungen der Baconianer durch die Tagespresse ging, möchte ich nicht unerwähnt lassen, dafs Max Förster in seinem Lichtbildervortrag über Stratford-on-Avon und der Präsident Werner Deetjen in seiner Ansprache auf der 61. Hauptversammlung Gelegenheit nahmen festzustellen, dafs die Autorschaft Shakespeares von seinen Zeitgenossen beglaubigt ist und wir nicht den geringsten Grund haben, Bacon als den Verfasser der Shakespeareschen Dramen anzusehen.[2])

Trauernd gedachte man des Hinscheidens zweier Mitglieder, des englischen Gelehrten Adolphus William Ward und des Leipziger Germanisten und Theaterhistorikers Albert Köster.

Den Festvortrag hielt der inswischen verstorbene Oberregisseur des Münchener Hoftheaters, Dr. Eugen Kilian, über „Shakespeare und die Mode des Tages". Der Redner erörterte insbesondere die wichtige Frage, in welcher Gestalt das Drama Shakespeares, das sich technisch nur aus der besonderen Beschaffenheit des elisabethanischen Bühnengerüstes erklären läfst, auf der heutigen Bühne gespielt werden sollte. Einer radikalen Umkehr zu längst überlebten Bühnenformen, wie sie Savits auf der Münchener Shakespeare-Bühne erstrebt, begegnet er mit schweren Bedenken, da die szenische Ausstattung der modernen Bühne der Aufführung Shakespearescher Dramen neue Reize und neue Werte hinzufügen kann. Das

[1]) Diese Hoffnung ist bereits übertroffen: Bd. 62 erschien im Januar dieses Jahres.

[2]) Vgl. auch Shakespeare-Jahrb. 60 (N. F. 1. Bd.), 130 ff.: Die sogenannte Shakespeare-Bacon-Frage. Festvortrag von E. Wolff.

Digitized by Google

Endziel jeder modernen Shakespeare-Aufführung mufs sein, die höchste Wirkung auf den unbefangenen und unvorbereiteten Zuschauer hervorzubringen, und es sollte den anglistischen Seminaren überlassen bleiben zu zeigen, wie zu Shakespeares Zeit gespielt wurde. Mit überaus feinem Verständnis zeigt Kilian, wie das Tastende der heutigen Zeit und das Ringen um neue künstlerische Ausdrucksformen auch in die Theaterwelt hinübergreift und die Shakespeare-Aufführungen beeinflufst. Schon die Auswahl der Stücke verrät das Streben, durch Neues, Nie-dagewesenes zu überraschen: man spielt „Mafs für Mafs", „Timon von Athen", „Perikles", „Ende gut, alles gut" und Jugendwerke des Dichters wie „Die beiden Veroneser" und „Titus Andronikus", und man verliert sich bezüglich Inszenierung, dekorativer Ausstattung, Bühnenbeleuchtung und Kostümierung der Darsteller in die mannigfaltigsten Verirrungen, anstatt den Absichten des Dichters zu dienen. Um den Rhythmus eines Shakespeareschen Kunstwerkes nicht zu stören, ist beispielsweise eine ununterbrochene Abwicklung des szenischen Gefüges notwendig, das durch keine Pausen und keinen Vorhang innerhalb des Aktes zu einer Reihe von Einzelbildern auseinandergerissen werden darf, und weder die ausgesprochen naturalistische Ausstattung noch die irrationale Kunst des Expressionismus sind vereinbar mit der Ewigkeitsgröfse eines grofsen Teils der Dramen Shakespeares.

An einer Reihe von drastischen Beispielen wird gezeigt, wie man die Tragödie Shakespeares häufig entgegen den Absichten des Dichters grau in grau oder schwarz in schwarz spielt, und wie man in den Lustspielen die ernsten Elemente unterdrückt, die heitern Bestandteile ins Groteske steigert und den Gestalten parodistische Tendenzen unterschiebt, welche Shakespeare als einem naiven Dichter durchaus fernlagen. Als krönende Leistung erscheinen in dieser Beziehung die Vorführungen der Holtorf-Truppe, die trotz einheitlicher künstlerischer Leitung zu blofsen Zirkusfarcen vergröbert sind, und wie man dort den Maskenwagen neu eingeführt hat, so gehört auch zu den Modeerscheinungen des modernen Theaters das antiquarisch-geschichtliche Bestreben, das Gesetz der Intimität der Bühne zu durchbrechen, um durch eine gesteigerte Ausdruckskunst, indem nämlich der Schauspieler ins Publikum

Digitized by Google

spricht, das Seelenleben der Figuren zu einem unerhörten Erlebnis des Zuschauers werden zu lassen.

Um diesem Snobismus in der Schauspielkunst Einhalt zu tun, empfiehlt Kilian den Darstellern und dem Spielleiter, die Mahnung Hamlets an die Schauspieler zu beherzigen und nicht „die Bescheidenheit der Natur" zu überschreiten.

Auf den Vortrag Kilians folgt eine Reihe anderer wertvoller Beiträge aus dem Gebiete der Shakespeare-Forschung.

Albert Eichler (Graz) schreibt fesselnd und einleuchtend über „Das Hofbühnenmäfsige in Shakespeares 'Midsummer Night's Dream'" und vermutet den Dichter während der Abfassungszeit des Stückes auf der Suche nach einer Anstellung in der Umgebung der Königin Elisabeth.

Gregor von Glasenapp (Dorpat) behandelt „Die Dämonologie in Shakespeares Macbeth: Banquos Geist" und zeigt auf Grund des psycho-physischen Parallelismus, dafs sich alles genau so abspielen konnte, wie es der Dichter auf die Bühne gebracht hat, und „dafs einem jeden von uns eines schönen Tages dergleichen begegnen kann."

Friedrich Schnapps Abhandlung „Franz Liszts Stellung zu Shakespeare" bringt die wichtigsten brieflichen Äufserungen des Künstlers über Shakespeare im allgemeinen, bespricht sodann Liszts Ausführungen über „Romeo und Julia" sowie den „Sommernachtstraum" und schliefslich die „Symphonische Dichtung Hamlet", in welcher der Verfasser eines der bedeutendsten und tiefsinnigsten Werke Liszts sieht, die eine geheime innere Verwandtschaft des einen Genius mit dem andern offenbart.

H. Türck (Schwerin i. M.) — bekannt als Verfasser mehrerer Hamlet-Erklärungen — nennt seinen Beitrag „Der Totenschädel in Hamlets Hand." Er geht von der Kirchhofsszene aus, um tief hineinzuleuchten in die Seelenstimmung des Dänenprinzen und sein Verhalten gegen den König durch eine Shakespeare offenbar bekannt gewesene Stelle in Montaignes Essays (2. Buch, 27. Kap.) verständlich zu machen.

Ein Mediziner, Sanitätsrat Dr. A. Guthmann (Potsdam), ergeht sich in fachwissenschaftlichen Betrachtungen über die Ursachen zu Shakespeares Krankheit und Tod und will uns begreiflich machen, warum der grofse Dichter jahrelang geschwiegen hat.

Digitized by Google

Marie Schütt (Hamburg) wirft die Frage auf: „Hat Calderon Shakespeare gekannt?“ Sie kommt zu dem Ergebnis, dafs Calderon für „La Cisma de Inglaterra“ Ribadeneiras „Historia Ecclesiastica“ benutzt hat, möglicherweise in einer späteren Bearbeitung (von Cavendish?), dafs aber das Drama Calderons im ganzen so wenig Ähnlichkeit mit Shakespeares „Heinrich VIII.“ zeigt, dafs eine direkte Abhängigkeit Calderons von Shakespeare unwahrscheinlich ist und der endgültige Beweis, dafs Calderon Shakespeare im Urtext gelesen hat, als nicht erbracht gelten mufs.

Das Shakespeare-Jahrbuch von 1925 enthält drei Nekrologe: Eugen Kilian gedenkt Mathieu Lützenkirchens, der am 23. August 1924 in München starb.

Max Martersteig widmet Eugen Kilian einen warmen Nachruf, in dem auch seines letzten Buches[1]) Erwähnung getan wird, und Wolfgang Keller ehrt das Andenken des am 1. Juli 1925 verstorbenen amerikanischen Gelehrten George Bosworth Churchill vom Amherst College, Massachusetts, welcher sich allezeit als ein treuer Freund Deutschlands erwiesen hat.

Die Bücherschau enthält fünf Sammelreferate von Wolfgang Keller, in welchen A. Ausgaben und Übersetzungen, B. Allgemeine Erläuterungsvorschriften, C. Erläuterungsvorschriften zu einzelnen Dramen, D. Zeitgenössische Literatur und E. Shakespeares Nachwirkung in vorbildlicher Weise knapp und erschöpfend zur Darstellung kommen.

Als bedeutsame Neuerscheinungen seien hervorgehoben die Neuauflage von Sidney Lees „A Life of William Shakespeare“, „Shakespeare's Hand in the Play of Sir Thomas More“ von Pollard, Greg, Thompson, Dover Wilson und R. W. Chambers, Leon Kellners neues Buch „Restoring Shakespeare“, die Festschriften für Alois Brandl und Johannes Hoops, B. A. P. van Dams „The Text of Shakespeare's Hamlet“, Aage Brusendorffs „The Chaucer Tradition“ und die Studie von John Middleton Murry „Keats and Shakespeare“.

Drei Einzelreferate schliefsen sich an: F. Liebermann behandelt E. K. Chambers, „The Disintegration of Shakespeare“ (Brit. Academy, Annual Shakespeare Lecture), Oxf. Univ. Press, London, 1924 (1 s.).

---

[1]) Eugen Kilian, Aus der Theaterwelt. C. F. Müller, Baden-Baden 1924.

Digitized by Google

Eugen Kilian bespricht Shakespeare, Der Widerspenstigen Zähmung. Neue Bühneneinrichtung von G. R. Kruse. Leipzig, Reclam Nr. 2494.

Wolfgang Keller berichtet über Cäcilia Nolte, Die Überlieferung von Shakespeares Othello. Dissert. Köln 1923. Verlag von P. Neubner.

Die Theaterschau umfafst Mitteilungen über das Stadttheater von Bochum von Karl Arns, über die Münchener Shakespeare-Aufführungen von Eugen Kilian, über Hamlet in moderner Kleidung im Londoner Kingsway-Theater und über die Münsterer Bühne von Wolfgang Keller, über Shakespeare im Frankfurter Schauspielhaus von Max Friedrich Mann, über die Wiener Neueinstudierungen 1925 von Helene Richter und über Shakespeare-Vorstellungen im Deutschen Nationaltheater zu Weimar 1924/25 von Otto Francke.

Ein statistischer Überblick über die Aufführungen Shakespearescher Werke auf den deutschen und einigen aufserdeutschen Bühnen im Jahre 1924 stammt von Egon Mühlbach (Leipzig). Darnach sind im Jahre 1924 1891 Shakespeare-Aufführungen zu verzeichnen gewesen, so dafs die Aufführungsziffer 2020 vom Jahre 1923 — die höchste, die je erreicht worden ist — nur wenig zurückgegangen ist. Es wurden 27 Stücke von 183 verschiedenen Theatergesellschaften aufgeführt. Berlin steht mit 237 Aufführungen obenan; München folgt mit 99 Aufführungen, Wien mit 72 Aufführungen.

Über den erfreulichen Zuwachs der Bibliothek der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft zu Weimar seit 1916 berichtet der Bibilothekar Werner Deetjen.

Als Ganzes betrachtet, vermittelt uns der 61. Band des Shakespeare-Jahrbuches nicht nur einen Einblick in die Angelegenheiten der Gesellschaft und in die Arbeit der Shakespeare-Forschung. Das Buch gibt auch ein übersichtliches Bild der Bedeutung Shakespeares für die deutsche Bühne der Gegenwart, und wenn Eugen Kilian uns zeigte, wie der Dichter als lebendiger Besitz des deutschen Volkes mit hineingezogen wird in alle Gährungen unserer Zeit und alle Modetorheiten mitmachen mufs, so beweisen die Zahlen der Statistik kaum weniger eindringlich, dafs der Geist Shakespeares noch immer sieghaft umgeht in deutschen Landen trotz aller Bemühungen der Baconianer, ihr Idol, „the old dry-as-dust", wie die Eng-

Digitized by Google

länder wenig respektvoll sagen, zu Ehren zu bringen. Jonson hatte recht, wenn er von dem geliebten Freunde sagte: "He was not of an age, but for all time!"

Königsberg i. Pr. Elise Deckner.

William Shakespeare, The Tragedy of Julius Cæsar. With an Introduction and Notes by **Dr. H. de Groot,** Kemink & Zoon, Utrecht, 1925. 169 S. Preis: f. 1.50.

A. u. d. T.: **Selections from English Literature. 12.**

De Groot will ein zuverlässiges Handbuch für diejenigen schaffen, die zum ersten Male an die Lektüre des ersten der Römerdramen herangehen, und er bietet uns einen mit Anmerkungen versehenen Text nach der von Macmillan herausgegebenen und auf der Folio basierenden Arden Edition, bei dessen Herstellung Furness Jr.'s Variorum Shakespeare und Schmidts Lexikon benutzt worden sind.

In seiner sechs Abschnitte umfassenden Einleitung — The Times, The Stage, Life, Works, Source of Julius Cæsar, Analysis of the Play — stützt er sich auf die Werke von Dowden, Stopford Brooke, Moulton und Lee. Er beginnt mit einer kurzen Charakterisierung der Zeit Elisabeths als der glänzendsten Epoche der Geschichte des englischen Volkes, das unter der weisen Regierung der grofsen Königin stark, einig und wohlhabend geworden war. Der Hinweis auf die vielen Lateinschulen und die zahlreichen Übersetzungen klassischer Autoren erinnert daran, dafs die Ideen der Renaissancebewegung bis in die weitesten Volkskreise getragen wurden, und dafs ein neuer Geist die Kunst und Wissenschaft jener Tage erfüllte.

Der zweite Abschnitt gibt einen guten Einblick in die elisabethanischen Bühnenverhältnisse; eine knappe, sehr ansprechende Biographie Shakespeares folgt. Leider fehlt darin die Erwähnung der Entdeckungen von Wallace, die doch sehr geeignet sind, einiges Licht auf die fünf ersten Jahre des Londoner Aufenthaltes zu werfen.[1])

Bei der Besprechung der literarischen Laufbahn Shakespeares werden die üblichen vier Perioden beibehalten; recht

[1]) Vgl. de Groot: We hear nothing of him in the five years that followed his departure to London (S. XII).

Digitized by Google

gelungen ist der Versuch, mit wenig Worten den Zusammenhang all der Dramen herauszuarbeiten, in denen sich dieses reiche Dichterleben auswirkt.

Nicht gerechtfertigt erscheint das abfällige Urteil über Shylock: "the shockingly unjust treatment of the Jew is disagreeable to modern minds". Shakespeare hat doch gerade seine ganze Meisterschaft entfaltet in der Zeichnung „dieses Ausgestofsenen der Gesellschaft, der sich gegen sie empört" (M. J. Wolff).

Sehr orientierend über Shakespeares Arbeitsweise ist der Abschnitt über die Quellen zu Julius Caesar, die de Groot nach der Northschen Übersetzung von Plutarchs „Lives of the Noble Grecians and Romans" zusammenstellt. Wir sehen daraus, wie sorgfältig der Dichter sein Material sammelte, wie er sodann mit erstaunlicher Geschicklichkeit die historischen Fakta kondensierte, um in den Zuschauern nie das Gefühl des zeitlich Getrennten aufkommen zu lassen; wie frei er Eigenes dem Gegebenen hinzufügte, kurz, wie sich in seinen Händen Plutarchs Berichte "into something rich and strange" verwandeln.

Interessant ist die Analyse des Stückes und die Einreihung der sämtlichen Dramen als einer Reihe von Charaktertragödien mit idealistischer Tendenz: "they are humanity glorified."

De Groot knüpft hieran die Folgerung, dafs Brutus, nicht Julius Caesar, der Held des Stückes ist, und dafs Shakespeare es hier mit der Wahl des Titels macht, wie er es bei den unmittelbar vorangehenden historischen Stücken gehalten hatte: sie tragen alle den Namen des zur Zeit regierenden Königs, obwohl die Haupthandlung sich häufig um andere Charaktere gruppiert. "By his position in this drama", fährt er fort, "as well as by the caricaturistic treatment of his character this Julius Cæsar is unfit to be the hero of a Shakespearean tragedy." Ich kann diese Ansicht nicht teilen.

Gewifs, dieser Cäsar ist nicht frei von allgemein menschlichen Schwächen, und die Gebrechen des Alters suchen ihn heim. Dennoch ragt er wie ein Stück schicksalhaftes Weltgeschehen hinein in das hinterhältige Treiben dieser Handvoll unzufriedener Römer, welche um jeden Preis eine nicht mehr zeitgemäfse Regierungsform bewahren wollen und für Cäsars

Digitized by Google

weitreichende Politik kein Auge haben. So fällt ihnen der gebrechliche Leib Cäsars zum Opfer; aber die lebendige Kraft des imperialistischen Gedankens triumphiert, und der tote Cäsar schreitet wie ein Rachegeist durch das Feldlager von Sardis und über das Schlachtfeld von Philippi, um die Verschwörer zu verderben. "This Cæsar has become a god", sagt der neidische Cassius. Und gegen diesen Gott lehnt sich niemand ungestraft auf.

Im übrigen ist die Behandlung der Hauptcharaktere durchaus zu billigen. Widerspruch fordert nur die Darlegung der Weltanschauung des Brutus als der des typischen Stoikers heraus. Und kann man von ihm sagen: "To the end he remains convinced of the righteousness of his cause?"

Heinrich Heine hat einmal gesagt, nichts wäre tragischer als der Augenblick, da Brutus an sich selbst verzweifelte. Diesen Augenblick vermittelte seinerzeit der englische Schauspieler Lewis Waller ergreifend durch sein stummes Spiel in Akt IV, 3, wo Brutus nach dem Streite mit Cassius und nach Empfang der Nachricht vom Tode Portias einsam in seinem Zelte sitzt. In dieser Nacht lastet sein selbstgeschaffenes Schicksal schwer auf ihm, und drohend, Unheil kündend steht plötzlich, wie eine Ausgeburt seiner eigenen Gedanken, der Geist des Gemordeten vor seinen Augen. Mag sein, daſs Brutus sich nicht schrecken läſst;[1]) aber der selbstsichere Trotz, mit dem er sich vor versammelten Volke zu seiner Tat bekennt (III, 2), ist gebrochen. Darauf deuten die Zeilen V, 4, 94—96:

"O Julius Cæsar! thou art mighty yet:
Thy spirit walks abroad, and turns our swords
In our own proper entrails."

Der Text von de Groots Julius Caesar behält die szenenweise Zählung der Zeilen bei, und es sind keine Streichungen vorgenommen. So werden die Zeilen IV, 3, 180—193 nur durch abweichende Schrift markiert, obwohl sie dem Herausgeber als der zuerst entworfene, aber später durch die Zeilen 141—157 ersetzte Bericht über Portias Tod gelten, der nur aus Versehen mitgedruckt wurde.

Die sehr sorgfältig abgefaſsten Anmerkungen bestehen aus Wort- und Sacherklärungen, sowie Paraphrasierungen schwieriger Stellen.

[1]) Vgl. de Groots Anmerkung zu IV, 3, 285.

Digitized by Google

In I, 2 vermifst man den üblichen Hinweis auf Shakespeares Orthographie des Namens Calpurnia nach North, sowie die Richtigstellung des Namens Decius zu Decimus Brutus.

Zu erwähnen bleibt noch, dafs dem Bändchen ein Bild Shakespeares nach dem Droeshout-Stich in der ersten Folio und die B. J. unterzeichneten Zeilen „To the Reader“ beigefügt sind.

Alles in allem ist de Groots Julius Caesar ein vortreffliches Buch, das auch in einer tüchtigen Prima Freunde gewinnen würde.

Königsberg i. Pr. Elise Deckner.

II. AUS ZEITSCHRIFTEN.

Germanisch-Romanische Monatsschrift XV/1, 2: Winkler, Sprachmusik und Stilistik. — Koch, Sir Walter Scotts Beziehungen zu Deutschland. II. — Eine mittelalterlich-indische Parallele zum Beowulf.

Shakespeare-Jahrbuch LXII: Vollhardt, Italienische Parallelen zu Shakespeares „Hamlet“.

Washington University Studies XIII/2: Jente, The Proverbs of Shakespeare with early and contemporary Parallels.

Leuvensche Bijdragen XVIII/2, 3: Logeman, Tweeklanken. — Bouman, Beatrys (Vers 247—48). — Corin, Allerlei Taulerisches: Ein bifschen Wortdeutung. — Etymologische Brocken. — Woodbridge: An Obscure Phrase of Pascal. — Grootaers, Woordgeographische Studiën. II. De Nederlandsche benamingen van den aardappel.

[13. 3. '27.]

INHALT.

		Seite
I. The Works of Shakespeare edited for the Syndics of the Cambridge University Press by Sir A. Quiller-Couch and J. D. Wilson:		
The Merchant of Venice	(Price)	97
As You Like It	(Price)	103
Albert H. Tolman, Falstaff and other Shakespearean Topics	(Price)	109
Arthur Gray, A Chapter in the Early Life of Shakespeare. Polesworth in Arden	(Price)	111
Appelton Morgan, Mrs. Shakespeare's Second Marriage	(Price)	112
C. M. Haines, Shakespeare in France	(Price)	113
Sir Israel Gollancz, The Sources of Hamlet	(Price)	114
G. F. Bradby, About Shakespeare and his Plays (Aronstein)		114
Ernest P. Kuhl, The Authorship of the 'Taming of the Shrew'	(Vollhardt)	115
Shakespeares Werke im Insel-Verlag, herausgegeben von Hermann Conrad, Ludwig Fränkel, Rudolf Imelmann, Fritz Jung, Max J. Wolff u. a (Hedbavny)		118
Wolfgang Keller, Shakespeare-Jahrbuch, Bd. 61		120
William Shakespeare, The Tragedy of Julius Cæsar, edited by Dr. H. de Groot	(Deckner)	125

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Digitized by Google

JUN 11 1927

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVIII. Bd. Mai 1927. Nr. V.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Emile Pons, Docteur ès lettres, Maître de Conférences à la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg, **Le thème et le sentiment de la nature dans la poésie anglo-saxonne.**

A. u. d. T.: **Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg.** Fasc. 25. 1925. 162 S.

Über die Natur in der altenglischen bzw. altgermanischen Dichtung ist schon vielfach gehandelt worden — es sei z. B. an Moorman und Lüning erinnert — aber, wie der Verfasser der vorliegenden Arbeit bemerkt: «ces études sont beaucoup plus descriptives qu'analytiques; elles se contentent de suivre les aspects principaux de ce sentiment sans tenter de les expliquer par un caractère commun essentiel, sans essayer de pénétrer jusqu'à la source de ce sentiment, d'éclairer le problème de ses origines, de sa nature propre.» Diese Lücke soll also hier ausgefüllt werden.

Sehr richtig betont Pons, daſs die altenglische Dichtung, zumal in ihrem lyrischen Gehalt, einen auffallend modernen Eindruck macht; insbesondere das ausgeprägte Naturgefühl scheine der Entwicklung bei anderen Völkern um Jahrhunderte vorauszueilen. Worin haben wir den Grund für diese Sonderstellung zu suchen? Unwillkürlich fällt einem das Wort 'Frührenaissance' ein; vgl. den Bericht in dieser Zeitschrift, Sept. 1926, S. 257f. Doch hören wir, wie Pons den Sachverhalt im einzelnen entwickelt.

Vergleicht man die Art und Weise, wie 'Weltschöpfung' und 'Weltuntergang' in der verhältnismäſsig rein germanisch gebliebenen eddischen Dichtung (d. h. Vǫluspá) und in der alt-

Digitized by Google

englischen Dichtung behandelt wird, so springt die Eigenart der letzteren klar in die Augen. An Stelle der mythisch-phantastischen Vorstellungen im nordischen Landschaftsbilde finden wir bei den Angelsachsen ein Naturgefühl — «un sentiment véritable de la nature ..., grave, profond ...» — das folgende unterscheidende Züge aufweist: «1. il recherche l'explication rationelle des problèmes les plus mystérieux; 2. il est mêlé au sentiment profond du tragique de la mort; 3. il est essentiellement réaliste.» (S. 59.) Diese Neuerungen sind der treibenden Kraft des Christentums zuzuschreiben, gegenüber dessen Einfluſs gewisse Überreste heidnischer Auffassung und Ausdrucksweise weniger ins Gewicht fallen. Am glänzendsten betätigt sich die Kunst der angelsächsischen Naturschilderung in der Darstellung des Meeres — «la mer est la grande inspiratrice» —, das zudem vorzüglich geeignet ist unterschiedliche Seelenstimmungen zu versinnbildlichen. Kurz gefaſst lautet das aus zahlreichen Einzelbeispielen gewonnene Ergebnis folgendermaſsen: «le sentiment anglo-saxon de la nature, né de la fusion, dans un réalisme intense, du mythe païen et du sentiment chrétien de la mort, parvenu à son apogée dans la peinture de la mer et des tempêtes et revêtant un caractère grave et tragique, présente aussi un aspect gracieux ...» (S. 134.)

Diese geistreichen, präzisen Formulierungen geben einen Begriff davon, wie das Problem in Angriff genommen und bewältigt wird. Hinsichtlich der in ihnen enthaltenen Momente decken sie sich im wesentlichen mit der von Stopford A. Brooke ('History of Early English Literature' S. 189) kurz vorgetragenen Auffassung, die überdies der belebenden Einwirkung klassischer Dichtung gerecht wird. Ob freilich das Exempel restlos aufgeht, ist die Frage. Gewiſs geht dem angelsächsischen Schrifttum die kühn zugreifende Phantasie der Skandinavier ab; aber wenn wir kurzweg von 'realistischer' Darstellung reden, so kann dies entschieden nur relativ gemeint sein. Daſs die vielfach auf einen elegischen Ton gestimmte altenglische Dichtung lieber düstere Bilder vorführt als heitere, ist bekannt. So spielt denn begreiflicherweise der Tod eine besonders groſse Rolle. Unlängst erst wurde eine Einzeluntersuchung dem Motiv des Todes, 'The Treatment of Death in Anglo-Saxon Poetry', gewidmet (Dissertation der Universität

Digitized by Google

von Californien).[1]) Dafs wir auf Schritt und Tritt den Einflufs des Christentums auf die Denkweise der Angelsachsen spüren, bedarf keines Beweises. Aber erklärt sich wirklich hieraus zur Genüge die tiefe Anteilnahme an den Vorgängen der Natur, die Gefühlswärme, die lyrische Stimmung? Die berühmte Frage nach den Gründen für die 'Erweichung des Gemüts' bei den Angelsachsen ist ja nie verstummt, seitdem Heinzel (vor fünfzig Jahren) das Christentum für die 'zerfliefsende Weichheit und die Idealisierung der Gesinnung' verantwortlich machte. Weshalb verhält sich, wie von Pons treffend hervorgehoben wird, das von begeistertem Christentum durchglühte Rolandslied so spröde gegen die umgebende Natur? Für gegensätzliche Typen christlicher Sinnesweise auf britannischem Boden gibt uns Baedas Kirchengeschichte klassische Beispiele. Man vergleiche etwa den liebenswerten, weichherzigen, demütigen Aidan mit der stolzen, eigenwilligen Kämpfernatur eines Wilfrið. Ist es zu verwundern, dafs Gedanken über mögliche keltische Einflüsse auf das altenglische Geistesleben sich immer wieder regen?

Oder ist der Urgrund in ererbter niederdeutscher Gemütsanlage zu suchen? Wie bezeichnend ist es z. B., dafs selbst in die altfriesischen Gesetze sich ein elegisches Stimmungsbild einschleicht, von der düsteren Nacht und dem notkalten Winter, der über die Gehöfte dahinfährt, wenn das wilde Tier den hohlen Baum und den Schutz der Berge aufsucht, und das unmündige Kind, nackt und obdachlos, weint nach seinem Vater, *theth hi sa diape and sa dimme is under eke and under eerthe bislaghen and biseten and bitacht* (Richthofen S. 46). Und wir lassen uns gern daran erinnern, dafs selbst in der knapp zusammendrängenden Finn-Episode das Thema vom eisstarrenden Winter und hoffnungsgrünen Frühling angeschlagen wird, Beow. 1131 ff. Und wem ist nicht das ergreifende, nachdenkliche, symbolisch bedeutsame Bild von dem Sperling vertraut, der in schneestürmender Winterszeit (*ond hit rine ond sniwe ond styrme ute*, vgl. Wanderer 48) durch die nordhumbrische Königshalle fliegt (Baeda II, c. 13)? Läfst es nicht wichtige Züge der altenglischen Lyrik vorausahnen?

[1]) Auch die hervorragende Rolle des Meeres wird wieder einmal beleuchtet in einem von der Universität Liverpool angekündigten Sammelbande, 'The Sea in English Literature from Beowulf to Donne'.

Digitized by Google

Kurzum, wir haben es hier mit schwer erfafsbaren Beziehungen zu tun, die subjektiver Deutung reichlich Raum gewähren. Eine endgültige, allgemein befriedigende Lösung wird noch lange auf sich warten lassen.

Durch diese sich notwendig aufdrängenden Bedenken soll indessen der Wert dieses glänzend geschriebenen Buches nicht geschmälert werden. Der Leser findet hier Anregung und Genufs in Fülle. Die Analyse der Gedichte, von denen zahlreiche Proben in französischer Übersetzung geboten werden, zeigt feines literarisches Verständnis. Eine vortreffliche Charakteristik wird z. B. vom Wanderer und Seefahrer gegeben. Eingehende Würdigung erfahren die Klage der Frau und das weiland Erste Rätsel, wobei Pons sich mit der bisherigen Forschung, besonders mit Imelmanns Untersuchungen auseinandersetzt. Auf die mannigfachen Einzelheiten, die in den verschiedenen Kapiteln zur Sprache kommen, können wir hier nicht eingehen. Auf jeden Fall ist ersichtlich, dafs die Schrift über den Rahmen des im Titel angezeigten Gegenstandes hinaus entschiedenes Interesse beansprucht.

Am Schlufs wird festgestellt, dafs die angelsächsische Naturpoesie sich mit späteren englischen Erzeugnissen, wie z. B. 'Owl and Nightingale', 'Sir Gawain and the Green Knight', ja mit der neueren Lyrik der Romantiker auffallend nahe berührt. Eine höchst willkommene Bestätigung dieser Tatsache, sogar in weitestem Ausmafse, finden wir in Wylds kürzlicher Studie 'Diction and Imagery in Anglo-Saxon Poetry'[1]) (die sich ja grofsenteils mit der Darstellung der Natur beschäftigt), wo es zum Schlufs heifst: "The more closely and sympathetically it [i. e., our oldest verse] is studied, the more clearly do the all-pervading qualities of imagination and sensibility in Anglo-Saxon poetry appear, the more overwhelming becomes the conviction that our ancient writers are in the true great line of English poets."

---

[1]) *Essays and Studies by Members of the English Association.* Vol. XI (1925), p. 49—91.

The University of Minnesota. Fr. Klaeber.

Digitized by Google

Two Glastonbury Legends: King Arthur and St. Joseph of Arimathea. By **J. Armitage Robinson**, D. D., F. B. A., Dean of Wells. Cambridge, University Press. 1926. X + 68 S.

Der Verfasser dieses schmucken Büchleins hat es unternommen auf Grund historischer Zeugnisse genau festzustellen, wie die Fäden gesponnen wurden, welche Glastonbury sowohl mit Arthur wie mit Joseph von Arimathia verknüpften. Vor allem William of Malmesbury, Geoffrey of Monmouth, Giraldus Cambrensis, sodann die beiden Mönche von Glastonbury, Adam of Domerham und John of Glastonbury, sind es, deren Werke dieser sorgsamen Arbeit als Unterlage dienen.

Die altehrwürdige Stätte in der Grafschaft Somerset, deren Besiedelung in keltische Vorzeit zurückverfolgt werden kann, gelangte zu aufserordentlicher Berühmtheit als Sitz der ältesten kirchlichen Gründung auf britannischem Boden, die die mannigfachen Wechselfälle der Zeiten glücklich überdauerte, "the holyest erth of England", wie es in der Strophendichtung auf den heiligen Gründer heifst (Skeats Ausgabe S. 46, V. 369). Dafs es der Abtei gelang, das Grab Arthurs und Josephs von Arimathia — von anderen Berühmtheiten wie St. Patrick und St. Dunstan zu schweigen — ihr eigen zu nennen, ist in der Tat als ein einzigartiger Erfolg zu buchen.

Bei William of Malmesbury, der um das Jahr 1125 in Glastonbury weilte und in seiner Schrift 'De Antiquitate Glastoniensis Ecclesiae' verhältnismäfsig kritisch über Geschichte und Tradition berichtet, fehlt noch jede Spur solcher Verbindung; erst der später mehrfach überarbeitete Text gibt davon Kunde. Geoffrey of Monmouth, der gemeinhin als der Vater der ritterlichen Sagengestalt Arthurs gilt, erzählt in seiner 'Historia Regum Britanniae' (c. 1135), dafs der Britenkönig, tödlich verwundet, nach der Insel Avalon gebracht wird, um dort von seinen Wunden geheilt zu werden. In der Geoffrey zugeschriebenen 'Vita Merlini' wird die glückselige Insel näher geschildert; sie heifst 'Insula Pomorum quae Fortunata vocatur'. Die 'Vita Gildae' des Caradoc of Llancarvan bringt den Abt von Glastonbury in flüchtige Berührung mit König Arthur. Aber erst Giraldus Cambrensis tut in seinem Buche 'De Principis Instructione' (c. 1194) den entscheidenden Schritt, Avalon mit Glastonbury unzweideutig zu identifizieren; 'Glastonia', so erklärt er (nicht ohne etymologische Belehrung) habe ehe-

Digitized by Google

dem 'insula Avalonia' geheifsen; aufserdem erfahren wir, dafs in damaliger Zeit die Gebeine Arthurs auf dem Kirchhof von Glastonbury gefunden seien. Den offiziellen Bericht des Klosters darüber bietet Adam of Domerham (c. 1290).

Woher diese neue Wendung? Die Klostergeschichte gibt die nächste Antwort. Im Jahre 1184 wurde das ganze Kloster durch eine Feuersbrunst zerstört. Um den Verlust an 'Prestige' möglichst wieder gutzumachen, gruben die Mönche voll Eifer die Gebeine ihrer Heiligen aus und entdeckten sogar, den Ansprüchen von Canterbury zum Trotz, diejenigen des heiligen Dunstan. König Heinrich II. spendete reichliche Unterstützung für den Neubau. Als aber Richard Löwenherz auf den Thron kam und selber auf Geldmittel für seinen Kreuzzug zu sinnen hatte, wurde energische Selbsthilfe in besonderem Mafse nötig. "The monks in their distress sent preachers round the country with relics and indulgences in the hope of gathering the necessary funds." So war es eine überaus glückliche Fügung, dafs gerade jetzt (1191) das Grab König Arthurs und seiner Gemahlin entdeckt wurde.[1]) Weitere Geldnöte hatten weitere Entdeckungen zur Folge. Eine Urkunde St. Patricks wurde zu Tage gefördert (c. 1220), die der Heilige in weiser Voraussicht als Duplikat hinterlegt hatte; hier ist die wichtige Gründungsgeschichte der Kirche erheblich ausgeschmückt (St. Phagan, St. Deruvian usw.). Und nun setzt die Überarbeitung der Schrift 'De Antiquitate' des William of Malmesbury ein. König Arthurs Name durfte hier nicht fehlen, auch nicht die reichen Stiftungen, die er den Brüdern von Glastonbury überwies. In dem schliefslich eingefügten 1. Kapitel (c. 1250) aber erscheint Joseph von Arimathia als der Führer der 12 Jünger des heiligen Philippus, die (seit dem Jahre 63 A. D.) das Christentum in Britannien verkündeten. Zu reicher Entfaltung, mit fesselnden lokalen Zügen, gelangt die Tradition von Arthur in der Geschichte des John of Glastonbury (vor Ende des 14. Jahrhunderts); eine Verbindung zwischen Arthur und Joseph wird dadurch hergestellt, dafs der Stammbaum des Königs auf das Geschlecht Josephs zurückgeführt wird.

Wie die Mönche auf den Gedanken kommen konnten, die

---

[1]) Plummer erwähnt in seiner Baeda-Ausgabe II 167, "that huge system of monastic lying, in which Glastonbury had a bad pre-eminence."

Digitized by Google

Gebeine Arthurs auf ihrem Kirchhof zu suchen, und wie die Gleichsetzung von Avalon und Glastonbury zustande kam, darüber äufsert sich der Verfasser wie folgt (S. 16 f.): "Yet we can hardly doubt that the monks searched for King Arthur's body in their cemetery because Glastonbury was already supposed by local tradition to be the Avalon to which the wounded hero had been brought. The great Tor, rising solitary and steep out of the watery moors, must needs have been an island of mystery from the prehistoric days when the lake-dwellers clustered round its base. Long before the first Christian settlers came it must have had its store of legend. It has been suggested that it was the Island of King Avallon or Avalloc (*Ynys Avallach* as the Welsh versions write the name) — a deity perchance of the underworld: that it was the stronghold of Eurawc (or Evelake) of the Peredur story in the Mabinogion which lies behind the Perceval romance. These are points which we must leave to the Celtic scholars who alone are qualified for their determination. But we may not unreasonably suppose that the name of Avalon was not first suggested by the inventiveness of monks; that it represented some primitive tradition, and had clung to the spot in the popular memory, in spite of the coming of Christianity and in spite of successive conquests of the land by Saxon and Norman invaders."

Über Joseph von Arimathia gibt John of Glastonbury sehr eingehende Auskunft, beginnend mit einem wörtlich entlehnten Abschnitt des Evangelium Nicodemi. Er führt u. a. 'Melkins Prophezeiung' an, in der es von Joseph, der auf der 'insula Avallonis' in ewigem Schlummer liegt, heifst: 'Habet enim secum Joseph in sarcophago duo fassula alba et argentea, cruore prophetæ Ihesu et sudore perimpleta.' Bemerkenswert aber ist, dafs von der eigentlichen Gralsage ('Quest of the Holy Grail' usw.) nichts verlautet. Im Gegenteil, die beiden Krüge, die Blut und Schweifs Christi enthielten, wurden zusammen mit Joseph in Glastonbury begraben.

Eine Erörterung der zahlreichen verwickelten Fragen der Gral- und Arthursage fällt natürlich nicht in den Rahmen dieser streng monographischen Untersuchung.

Die Wunder wirkende Kraft Josephs erstrahlt in hellem Lichte in dem auf John of Glastonbury fufsenden Gedichte

Digitized by Google

(c. 1502) 'The lyfe of Joseph of Armathia' (Skeats Ausgabe, E. E. T. S. 44, S. 37 ff.), und die Pilger werden hier ermahnt: *ye pylgrymes all, gyue your attendaunce | Saint Joseph there to serue with humble affectyon* 353 f. Auch der merkwürdige Wallnufsbaum wird erwähnt, — *harde by the place where kynge Arthur was founde, | South fro Josephs chapell it is walled in rounde. | It bereth no leaues till the day of Saint Barnabe* ... 380 ff., desgleichen die zur Weihnachtszeit grünenden *Thre hawthornes also, that groweth in Werall* 385.

Von kirchenpolitischer Bedeutung wurde der Besitz des Heiligen dadurch, dafs er es dem Abte ermöglichte, Anspruch auf den Vorrang unter allen englischen Äbten zu erheben, ja sogar auf internationale Suprematie, wie z. B. auf dem Konzil zu Basel im Jahre 1434.

Einige architektonische Fragen, zu denen die Ruinen der Abtei natürliche Veranlassung geben, werden vom Verfasser schliefslich noch gestreift. Eine Reihe bildlicher Beigaben wird Altertumsfreunden besonders willkommen sein.

The University of Minnesota. Fr. Klaeber.

A Shakespeare Handbook. Edited by **Raymond Macdonald Alden.** F. S. Crofts & Co., Publishers, New York, 1925, pp. 240.

Professor Alden has combined into this small volume a collection of valuable materials for the study of Shakespeare's more important dramas. In his preface the author modestly states that the "purpose of this book is to place in the hands of students of collegiate grade, and to other mature but not learned readers, the materials needed for the study of the principal works of Shakespeare ..." Though elementary in its approach this volume should prove of distinct value to advanced students and scholars, particularly as a work of reference.

The introductory note by Professor Felix E. Schelling contains a sketch of Dr. Alden's Life and an estimate of his contributions to English scholarship. This is followed by a biographical note on the immortal *Bard of Avon*, and two short sections on the canon and chronology of Shakespeare's principal plays. The source materials for these plays, on the other hand, are discussed at much greater length. The care

Digitized by Google

with which this material has been assembled is apparent on every page. The two chapters devoted to grammar and versification are brief, yet both serve their purpose admirably. The bibliography which follows contains a few editions of Shakespeare's works, and biographies; also a number of volumes on Shakespeare criticism. A short glossary, prepared by Professor W. D. Briggs, of Leland Stanford University, concludes the volume.

The excellence of this small posthumous work makes us feel all the more keenly the loss which English scholarship has suffered in the premature death of Professor Raymond Macdonald Alden.

Berkeley. Felix Flügel.

Howard Swazey Buck, A Study in Smollett chiefly "Peregrine Pickle", with a Complete Collation of the First and Second Editions. New Haven, Yale University Press. London, Humphrey Milford, Oxford University Press, 1925. XII + 216 S. Preis $ 4.00.

Buck behandelt in drei Abschnitten des Buches die Revision von Peregrine Pickle, dem einzigen seiner Romane, den Smollett in weitgehendem Mafse umgestaltet hat, ferner die Frage nach der Einschiebung der *Memoirs of a Lady of Quality*, sowie eine Reihe von Streitigkeiten, an denen es ja im Leben Smolletts nicht gefehlt hat.

Die zweite, revidierte Ausgabe des Romans kann Buck auf 1758 fixieren (bisher war 1751 angenommen worden). Die Revision, die eine Verbesserung bedeutet, ist mit Hast und unsorgfältig vorgenommen worden. *Retrenching the superfluities of the first edition, reforming its manners, & correcting its expressions* ist nach Smollett der Zweck dieser Änderung. Bei der Reinigung des Romans ist der Autor nach Scott und vielen anderen noch nicht weit genug gegangen.

Die *Memoirs of a Lady of Quality* soll Smollett um gutes, von Lady Vane erhaltenes Geld eingeschoben haben. Buck glaubt nachweisen zu können, dafs Lady Vane die *Memoirs* tatsächlich geschrieben hat. In der ersten Ausgabe des Romans sind sie wahrscheinlich von Dr. Shebbeare korrigiert, in der zweiten von Smollett mitrevidiert, doch auch von Lady Vane

Digitized by Google

retouchiert worden. Die *Memoirs* haben ganz abgesehen vom Roman im ganzen einen Sondereinfluſs ausgeübt, der für die Jahre 1751 und 1752 nachgewiesen wird.

Smolletts Streitigkeiten, die in weitem Maſse Folgen seiner Erfahrungen mit dem Londoner Theatersystem sind, werden auf etwa 70 Seiten behandelt. Fleetwood, Lacy, Quin, Chesterfield, Garrick, Rich, Lyttleton und last not least Fielding stehen in der langen Reihe der zeitweisen oder dauernden Gegner Smolletts, der sich bekanntlich recht giftig gebärden konnte.

Die letzten achtzig Seiten bringen die Ergebnisse der Kollation der 1751er und der 1758er Ausgabe von Peregrine Pickle und ergeben nach den Ausführungen des ersten Kapitels nichts wesentlich Neues.

Das Buch stellt eine kritische Anfängerforschung dar, die zwar sehr klar, doch wenig gefällig und reichlich schulmeisterlich vorgebracht wird. Der etwas magere Inhalt läſst vom Geist der Zeit wenig spüren. Nicht ohne Neid können wir auf die ausgezeichnete Ausstattung solcher amerikanischer Erstlingsarbeiten blicken.

Köln. Herbert Schöffler.

R. W. Chapman, Selected Letters of Samuel Johnson. XX + 267 S. Humphrey Milford, Oxford University Press. 1925. Cloth 2/-. A. u. d. T.: **The World's Classics** CCLXXXII.

Chapman hat aus den zahlreichen Korrespondenzen Samuel Johnsons 230 Briefe abgedruckt, die mit Ausnahme von, soviel ich sehe, vier in Birkbeck Hills Ausgabe enthalten waren.

Ursa maior war ein grober Herr. Der Brief an James Macpherson (373) mit den süſsen Eingangsworten *I received your foolish and impudent note* zeigt es rascher als viele andere, an denen man aber auch nicht lange zu lesen braucht, um das dahinter stehende Temperament zu fühlen. Der Brief an den Grafen Chesterfield (S. 17) ist von weittragender Bedeutung. Die Worte *Is not a Patron, my Lord, one who looks with unconcern on a man struggling for life in the water, and, when he has reached ground, encumbers him with help?* sollten sich als Grabgeläute der Patronatsidee in der englischen literarischen Entwicklung erweisen.

Digitized by Google

Dabei zeigt aber der eine der bei Birkbeck Hill nicht gedruckten Briefe (S. 183, im Register S. 266 ist er vergessen worden), dafs Johnson auch versöhnliche Worte finden konnte. Ein anderer dieser Briefe, S. 226, zeigt den von Altersbeschwerden und vom Unglück seines Vaterlandes (1783!) gebeugten Greis.

Die Persönlichkeit des grofsen Kritikers ist so reich, seine Interessen so mannigfaltig, seine Korrespondenz so persönlich, dafs es einer Empfehlung für die Briefsammlung nicht bedarf.

Köln. Herbert Schöffler.

Katherine C. Balderston, Ph. D., Assistant Professor of English Literature in Wellesley College. **The History and Sources of Percy's Memoir of Goldsmith.** Cambridge. At the University Press. 1926. 62 pp. 3/6 net.

In this booklet Dr. Katherine Balderston has worked out the history of the *Life of Goldsmith* by Percy which was prefixed to the edition of the poet's Works in 1801. Johnson at one time thought of writing the biography but gave up the idea because he could not obtain the copyright of all the plays. Percy went ahead with it, receiving Johnson's material. Dr. Balderston tabulates the sources from which Percy obtained the information he gives in the *Life* and shows how he idealized, admitting nothing that detracted from Goldsmith's character. She also prints the memorandum about himself which Goldsmith dictated to Percy. Incidentally she notes where letters and other manuscripts relating to Goldsmith are to be found. She hopes in this way to have cleared the ground for a new life of the poet. This she has not only done but also supplied us with a book which is a model of order and terse statement.

Kiel. H. T. Price.

Floyd Dell, Runaway. Leipzig, Bernhard Tauchnitz 1926. A. u. d. T.: **Tauchnitz Edition,** Vol. 4724.

Der junge Reporter Michael Shenstone, der durch einen Zufall in das amerikanische Provinzstädtchen Beaumont verschlagen wird und trotz seiner Armut und seiner überspannten Ideen die schöne und verständige Helena Boyce heimführt,

Digitized by Google

lacht über seine neuen Mitbürger und das Schablonenhafte ihres Daseins. "They live in a neatly patterned world: I want to live always in the wide, strange, disorderly universe!"

Wird Beaumont ihn durch die Sorge um Weib und Kind zwingen, einer von vielen Tausenden zu werden? Fast scheint es so. Nach zehnjähriger Ehe ist er nicht länger der junge Weltstürmer, sondern entwickelt einen erstaunlichen Geschäftssinn in der Gasofenbranche.

Noch ein kleiner Bukaniertrick, wie man es dort nennt, — natürlich innerhalb rechtlicher Grenzen — und er wäre ein gemachter Mann ...

Da geht Michael Shenstone eines Tages bei Nacht und Nebel davon, um China, das Land seiner Träume, aufzusuchen. Als er nach 17 Jahren wiederkommt, ist seine Frau tot und seine Tochter ein erwachsenes Mädchen.

Wie ganz Beaumont den Ausreifser ablehnt und wie sogar der Ku Klux Klan aufgeboten wird, um ihn zu vertreiben; wie er schliefslich das Herz seiner Tochter gewinnt, und wie seine Mitbürger aus praktischen Gründen ihre Meinung über ihn ändern, das bildet den Inhalt des fesselnd geschriebenen Buches. Die Hauptcharaktere und das amerikanische Milieu mit seinen Anklängen an Sinclair Lewis' „Main Street" sind reizvoll geschildert; die Problemstellung ist äufserst geschickt. Und last not least, der abenteuerlustige Michael Shenstone, der im Grunde nur vor Spiefsbürgertum und Honoratiorenkult davonläuft und schliefslich zufrieden ist mit einem stillen Winkel, wo er ganz sich selbst gehören kann, wird allmählich zum guten Freunde des Lesers, der vielleicht auch schon einmal auf der Flucht gewesen ist vor seinen lieben Mitmenschen. Der kleine chinesische Drachen aber, der einst den jungen Reporter in die Ferne lockte, ist ein Symbol der ungestillten Sehnsucht, die durch die Jahrtausende hindurch die menschliche Seele erfüllt hat, — "an image of something beautiful and terrible, ... sometimes darkly hostile and sometimes inscrutably consoling. An enigma, like man himself."

Königsberg i. Pr. Elise Deckner.

Digitized by Google

Otto Jespersen, The Philosophy of Grammar. George Allen & Unwin Ltd., London 1924. 359 S. Preis 12/6.—.

(Schluſs.)

Im weiteren (VII—XII) stellt Jespersen für seine Lehre von den 'three ranks' zunächst folgendes Schema auf:[1])

				junction		nexus
1.	[Sb.]	I. primary	*a dog*	[superjunct]	*the dog*	[supernex]
2.	[Adj.]	II. secondary	*barking*	adjunct	*barks*	adnex
3.	[Adv.]	III. tertiary	*furiously*	subjunct	*furiously*	[subnex]
		IV. quaternary		sub-subjunct		

Bös ist hier, daſs Jespersen S. 96 in 'a certainly not very cleverly worded remark' certainly das not, not das very und very das cleverly näher bestimmen läſst: die Umwandlung in einen nexus: 'Certainly (to be sure), this remark is n. v. c. w.' zeigt, daſs die wirklichen Abhängigkeitsverhältnisse andere sind. Auch S. 98 scheint ein Irrtum vorzuliegen, wenn 'toute surprise' eingereiht wird unter 'instants of adjuncts, where subjuncts might be expected.' In MEG II 15. 29 sind derlei Fälle aber bezeichnet als 'a variant form of adjective-subjunct', das '*nearly becomes subjunct* though preserving its adjective form' (15. 21). Formal läſst sich feststellen, daſs hier ein Adjektiv steht, wo man ein Adverb erwarten würde; damit ist aber, da ja auch formale, nämlich satzrhythmische Gründe für die Setzung des Adjektivs bestimmend zu sein scheinen, über das Abhängigkeitsverhältnis nichts gesagt. Die Frage ist: empfindet der Franzose 'elle est toute surprise' so wie ein dialektisches „er ist auf einmal alser ganzer nacket dagestanden" oder faſst er 'toute' als zu 'surprise' gehörig auf? Nach Schultz-Gora (Provenz. Elb.[2] 119) soll in diesem Falle von einem Seienden ausgesagt werden, daſs es „in seinem ganzen Umfange von einer Tätigkeit betroffen, mit einer Eigenschaft behaftet ist"; das toute gehört also auch oder ausschlieſslich zu elle. Die oben in eckige Klammern gesetzten Wortarten entsprechen nur im allgemeinen den danebenstehenden 'ranks'; J. gibt Beispiele für die Verwendung von Sb., Adj., Adv. jeweils als primary, secondary, tertiary. Bei den Adjektiven könnte die Verwendung als subjuncts ausführlicher dargestellt sein. Denn hier steht (99) ein kleiner Widerspruch zu S. 98, und da new nach MEG II 15. 31 auch Adverb sein kann, die Ableitung von [cheerful temper] + ed auch nicht hierher gehört, bleiben fast keine Beispiele übrig. Bei 'nowhere definite' (100 Anm.) ist es wohl nicht nötig, von einem 'implied substantive' zu sprechen; hier scheint die Hierarchie der Wortklassen störend eingewirkt zu haben. *Nowhere* is so pleasant, to while away a few idle weeks at, as one or other of the Universities (Ch. Lamb, Essays of Elia 15). It was served ... — *anywhere that* was convenient (New Pilgrim's Progress 57). You've got to tow us *into somewhere* (Many Inventions 143). It is not like *anywhere*

[1]) Es ist gegenüber der MEG II etwas geändert; so ist statt des dort gebrauchten 'principal' jetzt 'primary' eingeführt.

Digitized by Google

else (Mrs. Alec Tweedie, Through Finland in Carts). Stevenson sagt 'all to-day' = heute den ganzen Tag und in neueren Romanen finde ich (was man als eine Art des später behandelten represented speech fassen könnte) 'He said he was leaving to-morrow'. Hier gehört das adjunct 'definite' zum primary 'nowhere', das ganz ein Substantiv ist. Finite Zeitwörter können nur Adnexe sein. Wie steht es aber, wenn das Verb das Subjekt enthält oder nur das „Scheinsubjekt" es bei sich hat? Der Ausweg S. 142 beim unvollständigen Nexus klingt nicht sehr überzeugend (I *think* we *may speak* also of a nexus with the primary unexpressed in all those cases in which a finite verbal form is sufficient in itself, e. g. Latin dico, dicis, dicunt); wenn man nach der alten Theorie geht, daſs die Personalendung des Verbs eigentlich ein Pronomen ist, müſste man dicunt als (II + I) analysieren. Es wird nicht gesagt, was der Imperativ, der reine Stamm, ist; soll man come here als II + III fassen? Ist nicht der Infinitiv in Rechts halten! Aufstehen! ein primary und muſs dann nicht auch der mit dem Infinitiv hier auswechselbare Imperativ ein solches sein? Auch in Wortverbindungen kommt man mit Jespersens Klassifikation nicht ganz durch. Lady teacher wird als II — I analysiert, Vendryes aber (Le Langage 109) sieht femme in la femme professeur lediglich als 'comme une sorte de morphème du sexe' an. Klarer müſste der Fall urbs (II) Romae (I) ausgedrückt sein. Auch die Darstellung der shiftings (101) scheint mir einer Ergänzung bedürftig; III—II absolutely novel ändert sich nämlich nicht bloſs durch die Substantivierung des Adjektivs zu absolute novelty in II—I, sondern wird ebenso II—I durch Vorsetzung des Artikels, wo novel Adjektiv bleibt. Hat sich Jespersen hier und anderwärts nicht zu sehr an die Wortarten geklammert? Bei den 'Adverbs as Adjuncts' (101) könnte er sonst nicht von 'somewhat rare' sprechen und MEG II 12. 27, 14. 9 gar keine Fälle wie die folgenden anführen: the hopelessly faithful, the truly modest, the wretchedly poor, the mentally deficient, the unintelligently devout (Wells, Short History 127), neben denen das Adjektiv in the mere passionless (Byron), the decent poor, the idle rich, this cruel fair (arch.) steht. Aber es durchbricht Jespersens Auffassung auch the more-unfortunates (Mark Twain, The 30000 $ Bequest 227), frz. peu rêveur, wo wir die Verbindung Adverb II + Substantiv I ebenso haben wie in The Probables ... The Possibles ... The Barely Possibles (A. Hope, Little Tiger 123), wo es sich zwar um quotation words handelt, die aber nach Jespersen (96 Anm.) doch Substantiv sind. Ebensoschwer zu analysieren ist "among purely town-objects (Essays of Elia 98), for purely money-considerations (Sorrows of Satan II 188), wo ich den Unterschied zwischen purely und dem ebenfalls denkbaren pure nicht finden kann. Schwierigkeiten macht auch die Behandlung des Objekts als 'primary'. J. erklärt es als Eigentümlichkeit des secondary in der junction (96, 108), daſs es das primary spezialisiert, obwohl es selbst weniger speziell ist als das primary. Ich halte nun vom zweiten nicht viel, denn wo ein Substantiv als secondary auftritt, etwa in the Gladstone ministery, läſst sich das nicht anwenden. Wesentlich ist die durch das Hinzutreten des secondary erfolgende Spezialisierung des primary. S. 116 sagt er überdies: What in one language is expressed by one word, must often in another be rendered

Digitized by Google

by means of a primary with an adjunct: frz. patrie — engl. native country. Nun treten gerade zu Verben, die für sich eine recht allgemeine Bedeutung haben, wie machen, tun, do, make, faire spezialisierend Objekte hinzu und eine Vergleichung der Sprache zeigt, dafs gerade in solchen Verbindungen: do a room — aufräumen, faire profession bekennen, ~ débauche schwelgen, ~ attention u. ä. oft dasselbe Verhältnis besteht wie bei native country — patrie, daneben auch in patiner — Schlittschuh laufen, wo Schlittschuh wohl als object of instrument (159) anzusprechen ist. Auch hier ist also, der Abhängigkeit von Begriffskern und Zusatz nach, das Verhältnis Verb — Objekt = I—II. Jespersen sagt ja ausdrücklich S. 158: we see that the object serves to make the meaning contained in the verb *more special!* Und wollte man auch, was aber Jespersen beim Objekt nicht tut, (faire) profession, (il a trouvé) moyen nicht als Objekt anerkennen, so bliebe doch „eine Komposition, in der moyen charakterisierendes Merkmal des Kompositionsgrundwortes trouvé ist" (Haas, Kurzgefafste neufrz. Syntax § 65), also das Verhältnis I—II. Ebensolche Schwierigkeiten ergeben sich bei Änderung der Wortart; S. 137 zeigt sich Jespersen wieder von den Wortarten, nicht von den Beziehungsverhältnissen der 'ranks' beherrscht, wenn er The doctor ... examined the patient als I—II—I, dagegen The doctor's ... examination of the patient als II—I—II angibt. Ich halte dafür, dafs bei Subjekt—Verb—Objekt der Rang I—I—II oder I—II—III anzusetzen ist. Sonst müfste ich bei dem Wandel (I) build the house > building the house von I—II auf III—II oder IB—IA kommen. Sehr gut ist der Abschnitt über Clauses; J. nimmt gegen die Ausdrücke dependent, subordinate clauses Stellung. In einem Satze This was because he was mad kann man tatsächlich nicht von principal clauses sprechen, Kruisinga (English Studies III, 170) behandelt derartiges unter '*apparent* compound sentence'. Aber ich halte es doch nicht für richtig (vgl. auch S. 308), den Nebensatz ganz abzuschaffen. Im ganzen ist die Anwendung der 'three ranks' auf den Satz zu wenig eingehend dargelegt, in manchen Einzelheiten nicht haltbar und zu stark von formellen Gesichtspunkten beherrscht. In den Final Remarks zeigt sich wieder der Widerspruch von der Wortklasse am isolierten Wort.

Die Adjuncts (VIII) teilen sich in I. 1. restrictive a) qualifying (red rose, ses parents pauvres); b) specifying (this rose); 2. non-restrictive (generally of an emotional or even sentimental character: ses pauvres parents); II. quantifying (many small boys). In den sehr feinsinnigen Bemerkungen zum Artikel ist nicht richtig, dafs der unbestimmte Artikel nicht bei mass-words stehen kann; vgl. Parzival 228, 1 und den süddeutschen Gebrauch, aber auch das gelegentliche Vorkommen im Englischen (Belege im OED und der English Dialect Grammar § 369).

Der Nexus unterscheidet sich von der Junction; bei ihm liegt die Verbindung zweier getrennter Ideen, bei der Junction

Digitized by Google

eine Idee vor. Ausgezeichnet dargestellt sind die Arten des Nexus mit 'finite verb' (darunter der im Appendix eingehender behandelte); beim Infinitival Nexus (mit sehr guten Ausführungen über den acc. c. inf.) wird wieder die von Einenkel (Syntax XII, 11 ff. und Gerundium 40) bestrittene Erklärung It is good || for a man (||) not to touch a woman vorgebracht.

Weil J. close parallels aus dem Slavischen und Gotischen anzieht, so sei auf Streitberg, Got. Elb.[4] 213 verwiesen; danach ist die Ausdehnung dieser Fügung „sicherlich dem Bestreben zuzuschreiben, den Anschluſs ans Original so eng als möglich zu gestalten, ohne in direkten Widerspruch mit den got. Sprachgesetzen zu geraten". Auch im Slavischen, wo Miklosich (IV 619) nur wenige modernslavische Beispiele anführt, könnte es sich um literarischen Einfluſs handeln. Auch der nom. c. inf. tritt als Nexus auf; Thow to lye by our moder is too muche shame und etwas anders in *I* am believed to be guilty. Der nexus without a verb (*οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη*) ist auch für die modernen Sprachen sehr gut behandelt; im Russischen, wo 'esse' im Präsens Indikativ nicht ausgedrückt wird, zeigt sich aber daneben eine reiche Zahl von Verben, die als Kopula fungieren, was das Suppletivwesen der Kopula in modernen Sprachen (sein, bin, war; suis, étais) erklärt. Das Nexusobjekt wird fälschlich doppelter Akkusativ genannt, vgl. he drank *himself drunk*, she was screaming *herself into a fit* (he dr. himself, she w. scr. herself sind unmöglich). Der acc. c. inf. und diese Fügung sind ziemlich parallel. Der Nexus kann auch Objekt einer Präposition sein: I sat in the room *with the window open*. Von der Konstruktion 'after Eve seduc'd', die bei Franz (Sh. Gr.[3] 550 mit Belegen auch aus Th. More) und bei Masson (Milton's Works III 77) behandelt ist, meint J. (125), sie sei manchmal (Milton, Dryden) 'no doubt due to conscious imitation of Latin syntax, but that does not account for similar constructions in less learned writers'. L. Morsbach (F. Roeder, Engl. Kulturunterricht 73) sagt, daſs das Englische solche Latinismen Miltons und späterer Schriftsteller immer wieder abgestoſsen hat. Die Fügung ist aber wesentlich älter und in früherer Zeit, als auch less learned writers stark unter dem Einflusse des Lateins standen, sehr häufig. Soweit ich sehen kann, sind solche lat. Vorbilder (post pacem factam u. ä.) in der lat. kirchlichen Literatur nicht gerade häufig, sind aber der lateinischen und damit der von ihr beeinfluſsten englischen Urkunden-, Geschäfts- und Chronikensprache auch als Formeln eigentümlich. Erwägt man, wie wichtig das Urkundenwesen in früherer Zeit für jeden „besseren Menschen" ist (Sir John Paston verwahrt nach den Paston Letters III 21 dreifsig Urkunden), so wird man diese Sprachschicht als Quelle anzusehen und auch im Englischen eine zeitweilig sehr starke Verbreitung dieser Fügung anzunehmen geneigt sein, von der Restformen auch an ganz Ungebildete kommen mochten. Im Altfranzösischen, das ebenfalls stilistisches Vorbild der engl. Urkundensprache ist (Flasdieckurkunden, Einl. S. 11), finde ich: Se uns hom fiert autre *sans saine courant*, XX sol doit und *apres sommaire apprinse faicte* sur son aage (Godefroy, von 1241 und 1588), im anglofranzösischen del soleil rescuse

Digitized by Google

au soleil levannt (Chubbs, Select Charters[8], S. 471 von 1285). Lateinische Belege sind in Chubbs' Sammlung allein reichlich zu finden, je 2 von 1170 und 1176, 1 von 1181, in der Magna Charta sechs. Daher auch schon frühme. toianes þo sunne risinde nach ad solem orientem. Aus dem Mittelfrz. finde ich ainchois (= ainçois) nonne passee (Froissart; für neufrz. après vgl. Plattner, Ausf. Gramm. V, 35). Zweifellos nach solchen Vorbildern zeigt sich schon in der me. Urkundensprache dieselbe Fügung; with owte euydence shewynge (refl.); eftir my dettis payd, and my doghtirs married and my will eftir mi ded fulfillid; after such estat and dedes therof made and to the parties delyuered (Flasdieckurkunden 55, 81, 91); in der späteren Geschäftssprache: *before* the sayde offences committed and done (Statute 32, Henry VIII, cap. 12); Preestes *after* the order of priesthode receyued, as afore, maye not marye (31, H. VIII, cap. 14); *upon* which newes brought vnto hym to the court; *after* the cause of my sending for, declared unto me; *after* which redde secretly by myself, and the othe considred with the acte (Th. More); *upon* which complayntes soe made (Sir Peter Carewe); *after* our reverence made; *after* a short declaration made unto Him of the marchauntes sutes (Paget); *after* soonne sette, *aftir* sonne risyng (Udall); *upon* the kinges gracious license or rather his such commaundement had (Th. More). Häufig auch im Book of Common Prayer: *after* the Divine Service ended, *after* this promise made by Christ u. a. m. Bunyan hat *after* discourse had with him (Pilgrim's Progress); Fielding: as the fact of killing the hare, and *of the action brought*, were certainly true (Tom Jones I 121). Aus der Rechtsliteratur führe ich an '*without* any valuable consideration given on the receiver's part (1762, Blackstone's Commentaries III 162). Nur eingehendere Untersuchung der mir nicht zugänglichen Rechtsliteratur kann feststellen, ob auch die von J. genannten less learned writers, die alle gelehrte Bildung haben oder geradezu Juristen sind bis auf Bunyan, der nach der Cambridge History of English Literature nur drei Bücher kannte, von daher beeinflufst sein können. Zu der weiters aus R 2, III 3, 40 angeführten Stelle, wo ein solcher Nexus in anderer Verwendung vorkommt, führe ich folgende, wahrscheinlich auch gelehrtem Einflusse zu dankende Stellen an: *Le pietre da Landolfo trovate* m' hanno alla memoria tornata una novella (Decameron). Then you shall see ... *mine innocencye cleerde*, your suspicion and conscience satisfied (Anne Boleyn). Zum nexus-subjunct (Abl. abs. usw.) ist jetzt Humpf (Neuere Spr. 32, 436) zu vergleichen, der diese Fügungen als Satzappositionen erklärt. Sehr gut wird der nexus of deprecation: I — dance! He — a gentleman! behandelt. Ob man aber hier von sentence sprechen kann? Es läfst sich nicht gut mit Jespersens Definition S. 307: 'a relatively complete and *independent* human utterance' zusammenbringen; es ist nur eine emphatischere Verneinung von etwas Vorhergehendem, es gehört eine derartige Äufserung immer in einen gröfseren sprachlichen Zusammenhang, obwohl sich ja der Fall konstruieren läfst, dafs eine besonders liebe, in der Heiratsvermittlung sitzende Dame spontan die deprecation „die und heiraten!" auslöst. Neben dem nexus of surprise (130 Anm.) finde ich einen emotionalen Nexus mit and, der im Vulgärenglischen häufig ist, im Angloirischen geradezu auffällt und auch im Schottischen vorkommt: an inarticulate prayer that the "puir laddie

Digitized by Google

wud dae weel on his first day, *and him only twenty-four*" (Jan Maclaren, Beside the bonnie brier bush 49), was wegen der Beibehaltung dieses emotionalen Elements in der Wiedergabe auch als represented speech anzusehen ist.

Die Nexus-substantives zerfallen in verbal (arrival) und predicative nexus-words. Zu ihnen gehören auch Infinitive und Gerundien. Sie dienen der Kürze, auch im cognate object: to dream a dream. Mifsbraucht werden sie im nominalen Stile, für den J. das Sanskrit anzieht und der sich auch am andern Flügel der indogermanischen Sprachen, im Keltischen, mit sichtbaren Auswirkungen aufs Angloirische (I am after seeing him) entwickelt hat. Der üble Nominalstil Jakobis, den Jespersen da fürs Deutsche anführt, ist aber auch im E. zu finden; bei den immer häufiger werdenden compound prepositions spricht H. W. Fowler (Dictionary of Modern English Usage 88) von 'a compost of nouny abstractions'. Fürs Franz. ist zu vergleichen O. Hachtmann, Die Vorherrschaft substantivischer Konstruktionen im modernen französischen Prosastil, Berlin 1912. Zu den unvollständigen Nexus gehört Practice makes perfect.

Im Nexus (XI) ist primary + adnex = subject (part) + predicate (part). Nicht das Subjekt ist das altbekannte, das Prädikat das neue; neu ist der Nexus. Daher verwirft J. die Ausdrücke logisches, psychologisches Subjekt (Prädikat), die auch Ph. Aronsteins Englische Stilistik ablehnt; sie sind schon mit Rücksicht auf den vieldeutigen Gebrauch (elf Erklärungen werden aufgezählt) nicht haltbar. Beim Objekt (XII) erscheint nach trefflicher Kritik verschiedener Ansichten keine eigene Definition und unklar bleibt, wie die ‚narrowness of the ordinary definition of "object"' (158 Anm.) zu beheben sei.

An der kritisierten Scheidung Deutschbeins ich schlage : ich sehe ist doch etwas dran. Für eine logical kinship between subject and object soll sprechen him > he dreams a strange dream und ital. si vende biglietti. Da aber Jespersen S. 241 Brugmanns Erklärung des Scheinsubjektes „es" gelten läfst, kann ich in „Mich friert", wo „mich" die Auslassung des subjektes ermöglichen soll, keinen Beweis für besonders enge Beziehungen zwischen Subjekt und Objekt erblicken: Das Wort mich „deckt" hier nur dozusagen das Verb formal (satzrhythmisch); wohl kann ich sagen „Friert Sich nicht?" — aber nur „Es friert mich nicht", und wenn ich die Fälle „Jetzt friert mich nicht", „(Es ist hier zwar kühl), doch friert mich nicht" nehme, müfste ich nach Jespersen zwischen Subjekt und dem subjunct jetzt

Digitized by Google

oder der Konjunktion doch some logical kinship (161) annehmen. Ich kann nicht sagen, ob Jespersens Theorie etwa durch das walisische yno y'm gwelsant it was there that [they] saw me, wo das voranstehende Objekt y'm das Subjektspronomen entbehrlich macht, besser gestützt wird. Auch das Adjektiv kann ein Objekt haben, und hier wird wiederum klar, dafs das Objekt nicht primary sein kann, a gentleman | anxious | to avoid a scandal vielmehr I—II—III sein mufs.

Ein sehr glücklicher Griff ist beim Passiv das Wort turn, das an die im Deutschen (von Humbert Dell' mour) vorgeschlagene Bezeichnung „Rücklauf" erinnert und die mifslichen Termini genus, voice vermeidet. Sehr scharf trennt Jespersen, da nun einmal leidige Mifsstände mit 'active' und 'passive' sich fortschleppen, hinter denen immer die Vorstellung eines wirklichen Tuns und Leidens steht, die syntaktischen und begrifflichen Kategorien; ein griech. ἀποθνήσκει ὑπὸ = is killed by ist syntaktisch aktiv, begrifflich passiv; ebenso the book sells well.

Die Aufzählung der Gründe, warum das Passiv gebraucht wird, ist nicht ganz vollständig; über das in 5. angeführte hinaus ist in Sprachen mit ausgeglichenen Kasusformen das Passiv notwendig, um den hervorzuhebenden Begriff an die Satzspitze zu bringen (Strohmeyer, Franz. Stilistik[1] 60). Der im Englischen (Dictionary of M. E. Usage 121), aber auch im Deutschen (das Mädchen wurde zu überreden versucht) häufige Mifsbrauch des double passive und der passiven Attraktion könnte erwähnt sein. Es gibt auch passive und aktive Nomina; das Suffix -able (vgl. Macaulays Anmerkung zur Conf. Amantis I 1067), das noch Palsgrave als zweideutig anführt und das seine aktive Bedeutung stark abgeschwächt hat (vgl. Shakespeares comfortable = able to comfort), bildet heute als lebendes Suffix nur mehr Adjektiva mit passiver Bedeutung. Im Neufranzösischen ist dommageable, secourable noch aktiv, afrz. war es noch aidable — qui en mer est tant aidable = hilfreich; beuvable = buveur; decevable = trompeur. Über ein meist syntaktisches, immer notionales Passiv bei liable siehe apt im Dict. of M. E. Usage. Beim Substantiv dehnt sich (nach dem COD) -ee neuerdings, vielleicht auch (vgl. employee) durch amerikanischen Einflufs, auf als gut englisch empfundene Verba aus: neither driver nor drivee (From Sea to Sea II 113); to inspire the pushee — *if one may coin the word* (R. G. Browne, Following Ann 200); the raiders allowed the raidees to melt away (Bread of Deceit 212). Bei den an sich neutralen nexus-words ist doch hie und da ein bestimmter Gebrauch zu beobachten, vgl. the advance (aktiv) — the advancement (passiv) of science. Bei der Untersuchung der nexus-words ist nun ein mir unerklärlicher Widerspruch zu früherem. S. 137 analysiert J. the Doctor's arrival als II—I, the examination of the patient als I—II, her recovery als II—I und bringt das erste Beispiel auch S. 170 unten. Hier aber erklärt er amor dei als einen Nexus II—I. Hier hat er also seine Notierung II—I nach deus (I) amat (II),

Digitized by Google

amat (II) deum (I) beibehalten, während er S. 137 bei the doctor's arrival ein 'shifting' auch der 'ranks' vornahm. Was ist Wahrheit?

Sehr verwickelt ist die Kategorie Case (XIII), und mit reichlicher Polemik wendet sich J. vor allem, sicher zum Teil mit Recht, gegen manche unhaltbare Anschauungen über die Kasus im Neuenglischen und dann gegen die Vorstellung, als hätten die einzelnen Kasusformen überhaupt auch eine logische Bedeutung.

Jespersen will zunächst den Dativ und Akkusativ im Englischen beseitigen. In I gave Paul's son the book hat Paul's son keine feste Stellung, weil es heifse I gave it him. Nun lehnt er es aber später (183) ab, von den pronouns, 'which present a great many peculiarities of their own', einen Schlufs auf die Substantiva zu ziehen. Das mufs doch wohl auch hier gelten und die Gegenbeispiele mit Fürwörtern sind alle auszuscheiden. Weiter sagt Harold E. Palmer (A Grammar of Spoken English § 640): The Indirect Object, marked in many languages by the inflexion of the Dative Case, is expressed in English a) by the preposition [tu·] or [fɔ·*], b) by word order. Damit ist auch Jespersens zweitem Haupteinwand beizukommen. Danach läfst sich nämlich I gave Paul's son the book von I asked the boy a few questions trennen; denn ich kann wohl umstellen I gave the book to Paul's son, I sent a letter to my friend, undenkbar aber ist *I asked a few questions to the boy, *I heard his lessons to the boy. Ebenso liegt ein gewisser Widerspruch in der Behandlung von Nominative — Oblique. Auch ein Oblique Case beim Sb. wird trotz I — me, he — him abgelehnt; S. 184 werden aber nur pronominale Beispiele angezogen. Gewifs ist ein Dual im Altengl. nur dort anzusetzen, wo er eine Sonderform hat, beim Pronomen; aber für eine Scheidung von Nom. — Akk. im Neuengl. ist auch die Wortstellung als formales Element anzuerkennen: der Nominativ steht meist vor, sonst näher beim Verb als der Akkusativ. H. W. Fowler, der meint 'the sense of case is not very lively among English-speakers', hält die Unterscheidung aufrecht: The difference between the nom. and the acc. (or subject and object) English indicates mainly by the order in which it arranges its words (DMEU 67). Mein Empfinden wehrt sich allerdings dagegen, aus den von J. nicht geklärten Schwierigkeiten der englischen Kasus durch Ansetzung eines besonderen Nominativs, Dativs, Akkusativs herauszukommen, und gar nicht klar ist die Behandlung der Kasus in der Schule, die wohl meist (vgl. Wendt I 87) an ihrer Scheidung festhält. In „dem Karl seine Mutter" steht für den Genitiv nicht ein Dativ, sondern die (aus bestimmten Zusammenhängen gerissene) Verbindung „dem Karl seine". Jespersen teilt im Anschlusse an eine Bemerkung Sweets, die ähnlich bei Schuchardt sich findet,[1]) die Kasus in primary,

[1]) „Was Kasus heifst, setzt sich aus sehr verschiedenartigen Schichten zusammen, gröfstenteils aus Adverbien; dann einem Adjektiv (Genitiv), einem Imperativ (Vokativ) und dem nackten Dingwort, dem Nicht-Kasus (Nominativ)". (Das Baskische und die Sprachwissenschaft 9.)

Digitized by Google

secondary, tertiary. Der Genitiv gehört auch zu den Primaries (185) und den Subjuncts auch im Englischen, da Einenkel (Historische Syntax 91) ae. nihtes, me. of al nizt, ne. of a morning zusammenfafst. In den Prepositional Groups behandelt J., im Gegensatze zu Deutschbein, aber auch z. T. zu E. Otto (Grundfragen 77, 99) den Dativ mit to, den Genitiv mit de und lehnt es hier wieder ab, in I gave | *the boy* a shilling — a sh. *to the b.* dieselbe Bezeichnung auf beide (kursive) Ausdrücke anzuwenden.

Sehr gut ist die ebenfalls recht schwierige Kategorie des Numerus behandelt (XIV/XV). In der sehr guten notionalen Scheidung A) Countables one ... Singular, (two ... Dual), (three ... Trial), more than one ... Plural; B) Uncountables vermisse ich all, welches den erst S. 203 erwähnten Omnial ergibt. Jespersen meint zwar, er kenne keine Sprache, die den Omnial hat, doch liegt er in the poor und the English u. ä. vor, das, wenn nicht die ganze Nation, so doch die ganze Klasse (The Manchester Irish) bezeichnet (MEG II 11. 5). In primitiven Sprachen findet sich übrigens ein mehrfacher Plural für „einige Männer" und „viele Männer" (Levy-Brühl, Das Denken der Naturvölker 120).

Was sich zusammenzählen läfst, ist in den einzelnen Sprachen nur in wenigen Fällen verschieden; vgl. Geschwister gegen brothers and sisters, das in der Verbindung brother and sisters, brothers and sister sogar eine genauere zahlenmäfsige Bestimmung der Brüder und Schwestern ermöglicht (Wells, The Dream). Zu ital. gli zii ist auch lat. fratres, filii (= fratres et sorores) zu stellen. Ein merkwürdiges Gegenstück zu madjar. kesztyü (a pair) of gloves, das nur den Singular fél kesztyü a half (pair of) gloves bilden kann, ist walisisch llaw Hand, das nur den Plural dwylaw zwei Hände kennt. In der Fügung: the French and English languages kann das Französische, da es den Plural auch im Artikel bezeichnet, manchmal weitergehen, vgl. *les* 9 et 13 décembre 1912 in der Datumangabe (Bally, Le Langage et la Vie 8). Für die Attraktion bei more than one ist die weitere Satzgestaltung beachtenswert; es heifst more than one → man → was ..., aber daneben And more than one of his *classes*, never ending, still beginning, *were* daily solacing him with the gaieties of Horace (De Quincey, Confessions 35). Nicht erwähnt ist der in den keltischen Sprachen (Pedersen, Vergl. Gr. d. kelt. Spr. II 68) vorkommende, der Erklärung Schwierigkeiten bereitende Singulativ des Bretonischen und Walisischen: von einem wohl als Kollektiv anzusehenden Worte wird mit der Endung -yn, -en der Singular gebildet: adar — aderyn Vogel; plant — plentyn Kind; sēr — seren Stern; mēllt — mellten ein Blitz. Sehr schön ist der Pluralgebrauch von one, frz. on erkannt; im Engl. wird one mit we, you they aufgenommen, im neueren Franz. ist der Plural ganz häufig: On est devenu *des* machines à attendre (in der berichtenden Darstellung, Le Feu 18). Ensuite de quoi, on échange nos adresses (Les Justices de Paix 23), in der

Digitized by Google

Volkssprache ist nous on wie deutsch „unsereiner“ geworden: Nous on n'est pas de duchesses; on se passe de chapeau (ibid. 98).

Sehr ausführlich wird die Kategorie Person behandelt, das Bedürfnis nach einer generic person dargestellt und das Reflexive and Reciprocal Pronoun abgehandelt. In Sex and Gender (XVII), das weitausgreifend die Verschiedenheiten der einzelnen Sprachen auf diesem notional gar nicht einfachen Gebiete sehr verdienstlich darlegt, sind einige Einzelheiten zu erwähnen.

Die Abneigung gegen Mensch (231) hat noch einen anderen Grund als den von J. angeführten; ich kann wohl ohne Bedenken sagen „Sie ist ein lieber Mensch“, muſs aber bei „Sie ist ein Mensch, dem man nicht viel Gutes nachsagen kann“, fürchten, daſs man hier Mensch als das verächtliche Neutrum auffaſst. Die Beschränkung von Wörtern auf Frauen (leman) hat ihr Gegenstück in dem Übergang von Frauenbezeichnungen auf Männer: ae. baecestre usw. Sehr schön ist bei Animate and Inanimate ausgeführt, daſs schon im Ae. hit von Sachen ohne Rücksicht auf ihr grammatisches Geschlecht gebraucht wird: hlǣw beorhtne ... hit Beow. 2082 ff., weitere Beispiele aus Genesis, Beda, Orosius, Ælfric, Ancren Riwle. Fürs Deutsche erwähnt Dr. M. Ites in dem Aufsatze „Auch die deutsche Sprache hat „seine“ Schönheit“ (Muttersprache 41, 105) Ähnliches: Jede Formation meldet die Zahl seiner Zivilarbeiter. Durchweg handelt es sich in den beigebrachten Beispielen um unbelebte Wesen und „sein“ ist wohl sächlich; von meinen Schülern, aber auch sonst, höre ich recht häufig Sätze wie: Er nahm einen Lappen und hieb es auf die Fliegen. Daſs bei ship u. ä. she einem 'kind of personal interest' entspringe, wird von Morsbach (Grammatisches und psychologisches Geschlecht 27) mit Hinweis auf *la barge* sancti spiritus, *la* Petre (nef) bestritten. Locomotive hat, obwohl die ältesten Lokomotiven in England in der überwiegenden Mehrzahl Männernamen tragen, das weibliche Geschlecht nach coach erhalten, das zunächst in die Eisenbahnsprache überging. Schwerer ist zu sagen, warum bridge, crane weiblich gebraucht werden. Der Saxon Genitiv hält sich aber nicht an Jespersens Regel (237); von Sachnamen war er schon bisher üblich in 'all styles of *written* English' (E. Kruisinga, Handbook[3], p. 364) und in neuerer Zeit nimmt seine Verwendung überraschend zu (Zachrisson, Grammatical Changes in Present-Day English): Boyhood's Glory, the ceremony's conclusion, beauty's heightening; vom 'S Incongruous (S. P. E. Tract XIX, 39) sagt H. W. Fowler, der es selbst sehr oft gebraucht: drink's victims will before long be the natural and no longer the affected or rhetorical version of 'the victims of drink'. Die Scheidung in der Deklination bei lebenden (Akk. = Gen.) und unbelebten Wesen (Akk. = Nom.) ist in den Slawinen, welche diese Unterscheidung erst einzelsprachlich voll entwickelt haben, nicht ganz streng durchgeführt; im Polnischen gehen Münzen, Spielkarten, Tänze, im Ukrainischen Bäume, Spiele, Münzen, im Tschechischen die Namen von Orten (Tábor), Monaten (leden) und Wochentagen (pondělek) nebst einer Reihe anderer Wörter mit den Lebewesen.

Digitized by Google

Scharf ist im Serbischen die Scheidung belebt — unbelebt beim Suffix -ov, das nur von gewissermafsen personifizierten Sachnamen gebraucht wird (Leskien, Gramm. d. serbo-kroat. Spr. 310). Im Altfrz. kommen nur Personenbezeichnungen im Stellungsgenitiv vor: l'enseigne Charle.

In Comparison (XVIII) zeigt sich das Ausgehen von der Form verhängnisvoll; veranlafst ist es ja durch die gleich einsetzende Kritik des Herkömmlichen. Zunächst wäre hier nochmals die S. 80/81 behandelte Steigerung des Substantivs zu erwähnen gewesen; es gibt da zunächst die formal dem Adjektiv verwandte Steigerung: neque ego homines *magis asinos* unquam vidi (Plautus); Le *plus âne* des trois n'est pas qu'on pense (Lafontaine), ital. Elativ asinissimo, Rossinissimo, span. mas ladrones und daneben die Steigerung nach der Formel a king of kings, an American of the Americans. Dafs die drei Steigerungsstufen nur gezwungen eine Progression ausdrücken und das Volk derlei nicht kennt, berührt J. nur kurz. Das Volk steigert anders, mit einer reichen Fülle von Ausdrucksmöglichkeiten, die aber eine Abstufung nicht streng mit dem Komparativ und Superlativ ausdrücken (daher mögen sich auch die von Horn, GRM. 9, 354 behandelten Kontaminationen erklären). I heard you, and I thocht ye were *richt*; and I heard you, Dauvid, and I thocht ye were *richt*; and now I hae heard Maister Clerk, and I think, he is the *richtest amang ye* (Ramsay 207) zeigt diese volkstümliche Steigerung ebenso wie die Stelle aus Rosegger: a Baur und a Boder und a Richter und an Esel. Va de vier da Gscheideri is da lefsti gwen (Stoansteirisch 80) und das süddeutsch häufige du bist do der allergscheidere, allerliebere (omnium carior). Nicht erwähnt ist die volksmäfsige Steigerung auf indirekte Art; „es gibt keine so schönen Rosen wie in Weifskrain", sagt das slovenische Volkslied, und in der Form „nichts so schön wie, nichts schöner als" läfst sich diese Fügung aus einer Unzahl von Sprachen belegen. Auch andere Formen als die „grammatischen" dienen der Steigerung oder Hervorhebung: nuestro poeta nacional *por excelencia*; dangerous *to the extreme*.

Wiederholung in verschiedenen Formen steigert ebenfalls; hebräisch tief tief = sehr tief; elativisch et modo modo quid fuit (Petronius 37, 3) oder longe longeque, multo multoque; neufrz. il est gros, gros; il n'est pas joli, joli, das heute schon seines 'valeur émotive' beraubt ist (Vendryes, Le Langage 180). Vgl. neuengl. a quite, quite old man.[1]) Die Wiederholung kann in grammatisch verschiedener Form erfolgen: misere miser (Plautus, Seneca); the most modern of modern bridges, the hardest of hard wooden seats. They might call Pen-Morfa a Welsh Welsh village; it is so national in its ways, and buildings (Lizzie Leigh 35). Ähnlich ist die Verbindung von Synonymen: provenz. vielh antic, ferm fort, lassa dolenta; frz. 'Il est *fou et loufoque*, déclare Marthereau, qui a coutume de *renforcer l'expression de sa pensée* par l'emploi simultané de deux synonymes (Barbusse, Le Feu 10); im Lortoner Dialekt: ancient old = very old; little wee (body) = very small (Brillioth 101). Nicht erwähnt ist die Staffelung nach der Formel: (sechs, sieben); einer immer schöner als der andere (auch

[1]) Auch das Substantiv wird so herausgehoben: mulier qua mulier (eine echte Frau), a family family.

Digitized by Google

ne.), wo sich das crescendo der Eigenschaft auf mehr als drei Glieder verteilen kann; ebenso fehlt das zweifellos steigernde more than, welches das zu Bezeichnende nicht aus dem Begriffsfelde des darauffolgenden Wortes in das um dieses Begriffsfeld liegende Gebiet des Kontradiktorischen hinausrückt, sondern das in einer bestimmten, steigernden Richtung tut. Zu untersuchen wäre, wieweit die im älteren Englischen und Deutschen sich findende Steigerung mit over vom Hebräischen, wo der Komparativ lautet „was ist süfs vor dem Honig?", und durch dieses vom Latein, wo sich übrigens prae nobis beatus auch bei Cicero findet (auch das Griech. kennt περὶ in dieser Verwendung), beeinflufst ist: Ae. Is âu steorra ofer ôðre beorht; earm ofer ealle men; mit Komparativ Ioseph was gleawra ofer hi ealle, mit Superlativ the bilewitusta mann ofer ealle men. Me. For þou art loþlich ouer al (Arthur and Merlin 1000); ne. How happy some o're other some can be? (Mids. N. D. I. 1, 226). Oh, how happy now was every creature over I (Bunyan) und im Dialekt This does look suitable o'er as that 'un (EDD IV, 382). Deutsch: der der vil wærliche was uber alle prophetas (Ezzos Gesang 137/138; ähnlich Parzival 688, 13).

Bei (as) fair as fair (can be) spricht das OED von einem Comparative of equality, richtiger sagt EDD I 78, EDGr § 398: superlative degree. Auch hier ist noch genauere Untersuchung notwendig, wie das emotionale System (as) fair as fair (can be), fairer than fair, the fairest of the (all) fair(s) aufzufassen und historisch zu erklären ist; vgl. my good Lady ... made me proud as proud can be (Richardson); The sea was wet as wet could be, the sand was dry as dry (Lewis Carroll).

Klärend hätte auch die Anziehung des Äquativ gewirkt, der sich im Kymrischen und Irischen unabhängig entwickelt hat: wal. Pos. dū, Äqu. düed so schwarz, Komp. duach, Sup. duaf; altirisch móïr slébe so grofs wie die Berge. Das ergibt ein Schema: absoluter Grad der Eigenschaft: Grundform, Elativ; relativer Grad der Eigenschaft: Äquativ, Komparativ, Superlativ. Beim Elativ sind seine zahlreichen Formen nicht behandelt, nicht z. B. die Fügung des Frz. und Engl. Le dîner fût des plus gais.

Time and Tense (XIX/XX) setzt sieben Zeiten an; das Perfekt fehlt in dieser Reihe, weil es nicht reine Zeit ist, sondern auch ein Resultat ausspricht. Die Aktionsart läfst J. nicht als eine notional category gelten; es ist schade, dafs er diesen Abschnitt nicht breiter ausgearbeitet hat, doch ist dieser kleine Schaden durch den Hinweis auf E. Kruisingas gründliche Darstellung des Aspect (English Studies VI, 87—91) leicht behoben.

Sehr schön ist das dramatic present (258) erklärt. Dafs das dramatic present als aufserordentlich lebhaft empfunden wird, läfst seine geringere Häufigkeit im Englischen gegenüber dem Deutschen begreiflich erscheinen. Was Deutschbein (System 137) vom dramatic present sagt, dafs „es nicht in Verbindung mit einem bestimmten Adverbium der Zeit wie yesterday gebraucht werden kann", gilt, wie auch H. Roloff, Das Praesens historicum

Digitized by Google

im Mittelenglischen, hervorhebt, nicht für die Volkssprache, wie er S. 38 nach einem mündlichen Zeugnisse festlegt; ich füge hinzu: Yes, I only get the order yesterday at noon (Mary Barton 42). Says he tae me nae later than yesterday ... (I. Maclaren, Beside the bonnie brier bush 170). Bei der ausgezeichneten Behandlung von Zeitbeziehungen im Nomen fehlt ein umgangssprachlicher Behelf dafür. Im Deutschen kenne ich „neben der Bodenbank was war" (= der früheren B.), im Englischen ist es his wife that (as) was. Auch diese Fügung stammt aus der Urkunden- und Chronikensprache. Aus dem Urkundenanhange bei Schwan-Behrens zähle ich für curei que fuit etliche Belege von 1220—1287; vgl. aux autres seigneurs et a son prisonnier *qui avoit esté*, Monseigneur Jehan Bolleton (Froissart), neufrz. à l'heure qu'*il* est geändert.

Hier ist ein Partizip unmöglich, und so kommt man, etwa nach þe fourme þat siwith (= siwende), þe couanantez þat folowen (= folowende) zu þat was, is, schal be. Belege sind in den Flasdieckurkunden reichlich zu finden: sir Thomas Colpeper that nowe is (1416), Mergrete his wyffe, that wasse (1429) u. a. The Earl of Suffolk ... Mr. Chancellor that now is schreibt Bacon. Heute scheint die Fügung als vulgär empfunden zu werden; aber vgl. das Nebeneinander in Erzählung und Gespräch: Mr. Barnet *as he then* was — "Lord Stanford and his wife", said Charlie Fitzgerald. "Old Bill Lewisohn *that was*, they call it Lewis and Lewis still." (Mr. Clutterbuck's Election 193, 86). Wohl scherzhaft Miss Pyrford (as was) = das verflossene Fr. P. (Just Like Aunt Bertha 268). Beim Past wäre darauf aufmerksam zu machen, dafs seine Verdrängung durch das Perfekt schon ziemlich merkbar wird.

Direct and Indirect Speech (XXI) scheidet beim indirect speech zwei Arten, dependent and represented speech; deutsch wird „vorgestellte" Rede für die letztere Abart vorgeschlagen, die Lorck „erlebte" Rede nennt. Fürs Englische, in dem J. die Erscheinung bis Jane Austen zurückverfolgen kann, hat auch Menniken (Neuere Spr. 27) Beispiele gesammelt. Sie behält aus der direkten Rede alle jene emotionalen Elemente bei, welche die berichtende Rede weglassen mufs.

In der Frage ist die von J. angeführte Form 'I know not yet, was it a dream or no' schon alt: þe forsayde Ion askyt me: wes þat þe conclucyoun of myne ordenans (Schott. Schiedsspruch von 1385). Neuere Beispiele sind: I am not accustomed to be asked *how dare I.* I wonder *was that why* he strangled her. She wants to know *can you see her* (Heartbreak House 149, 81, 244). Im Neuenglischen ist die Fügung neuerdings auffällig häufig, besonders mit yes, no, aber auch in anderen Fällen, von denen wohl der folgende am weitesten geht: This other, this young man, who came with the old one. *What a blood! His tie. ... Her hat!* (B. Ruck, Kneel to the Prettiest 153), was in direkter Rede My hat! heifst. Ähnlich im Frz.: La fatigue, la mocherie de la guerre, c'était pas pour lui, pour les autres, *oui.* (Barbusse, Le Feu 112.)

Digitized by Google

Die Kapitel Satz (XXII), Modi (XXIII) und Negation bringen neben starker Polemik (besonders in XXIII gegen Sonnenschein und Deutschbein) aufserordentlich feine Ausführungen, deren blofs berichtende Wiedergabe durch die Fülle des hier zusammengedrängten Stoffes unmöglich ist. Die sprachlichen Äufserungen können begrifflich nur in zwei Klassen zerfallen, je nachdem, ob man dabei auf einen Hörer Rücksicht nimmt oder nicht. Der Satz ist 'a (relatively) complete and independent human utterance' (307).

Im Appendix behandelt J. rechtfertigend die oft als ungrammatisch verworfene Fügung we feed children *whom* we think *are hungry*, wo nach ihm der kursivierte Nexus von think als Objekt abhängig ist. Ich gebe dazu einige Ergänzungen. Im Lat. zeigt sich bei velle ein ähnliches Nexusobjekt; meum virum veniat velim; patrem atque matrem viverent vellem; illum ut vivat optant; neque te quis homo sis scio: non scio quis ego sim (Plautus). Im Altnordischen erklärt Noreen die Formen mundo, skyldo, vildo, urdu (Infinitive des Präteritums, eigentlich 3. Pers. Pl.) aus einer Vermischung: ek sá þá fóro aus ek sá þá fara $\times$ e. s. þeir fóro (Gesch. d. nord. Spr.^{2}, 208; vgl. Heusler, Altisl. Elb. 120, 152). Wie nahe sich Infinitiv und 3. Pers. Pl. hier berühren können, zeigt ein frühital. Beispiel: Dante ... mostrando a' cittadini più savi *come* le gran cose per la discordia in brieve tempo *tornano* al niente, e le picciole per la concordia *crescere* in infinito (Boccaccio, Vita di Dante, Rom. Texte 22). Im Slowenischen wird in derartigen Fällen das unveränderliche Relativpronomen ki gesetzt: govoriš take besede, ki sam veš da so prazne du sprichst solche Worte, welche (indeklinabel) du selbst weifst, dafs leer sind. Im Engl., wo auch bei H. Spies (Studien z. Gesch. des engl. Pron. 212) einige Belege zu finden sind, kann ich die Fügung von 1530 an verfolgen: those poor gentlemen *whom as* I understand are likewise in straight imprisoment for my sake (Anne Boleyn, bei Flügel, Neuengl. Leseb. 345). To fetch me in, whom he little dreamed of, had such art in my budget (Nash, Unfortunate Traveller 112); the same day came the Steward from London, whom I expected would have given warning (The Diary of Lady Anne Clifford 27). Bei Lektüre von Werken aus der Zeit von 1859 bis heute habe ich in kürzester Zeit eine ganze Anzahl von Belegen gefunden. Durch Kontamination erklärt J. Storm (EPh 948): you think us old fellows are fools (Swift, Polite Conversation) und ich weifs nicht, ob man hier von einem Nexus sprechen kann, der vom vorhergehenden Verb abhängt, zweifle auch, ob das angängig ist bei I told him whom we were (Gulliver's Travels 189). Die ältere Form, whom ye seien that he is youre god (Wyclif) kommt im Engl. heute noch gelegentlich vor und ist die gewöhnliche in den romanischen Sprachen.

Ein serbisches Sprichwort sagt: es ist leichter, vier neue Strafsen zu bauen, als eine zu erhalten. Da und dort gerät Jespersen in seinem Bestreben, möglichst konservativ zu sein,

Digitized by Google

insbesondere möglichst bei der „unheilvollen, fast unheilbaren" (Schuchardt) grammatischen Terminologie zu bleiben, in Schwierigkeiten. Sein Werk ist (vielleicht hat da auch die Kapitelbegrenzung Unheil gestiftet), nicht frei von kleinen Widersprüchen und kleinen Schwächen; einzelnes, wie die Lehre von den 'three ranks', bedarf einer etwas anderen Fassung. Als Ganzes aber ist das Buch eine ganz ausgezeichnete, achtunggebietende Leistung und, weit mehr als der Verfasser im Vorworte so bescheiden sagt: 'a preliminary sketch of a notional comparative grammar', ist es ein gutes Stück auf dem Wege zu einer notional grammar. Wie alles von Jespersen ist es auch von gröfster Bedeutung für die Arbeit der Schule, der jetzt durch die Richtlinien neue Wege vorgeschrieben sind.

Hermann Güntert hat kürzlich die drängendsten Aufgaben der Sprachwissenschaft umrissen: „Nach meiner Überzeugung wird die sprachwissenschaftliche Forschung, die sich in den letzten Jahrzehnten genugsam mit formalen Problemen befafst hat, in nächster Zeit vorwiegend den Sinn der Sprachgebilde zu untersuchen haben. Wichtiger als die Frage, wie die Sprachschöpfungen aussehen, ist die nach ihrer Form und Bedeutung". (Wörter und Sachen 9, 6.) Jespersens hochverdienstliches Buch, dem zur Freude aller Anglisten der angekündigte Band III der MEG bald folgen möge, hat einer solchen Umstellung der Sprachwissenschaft die Wege aufserordentlich geebnet.

Bruck a. d. Mur. Fritz Karpf.

Wilhelm Dibelius, England. 2. durchgesehene Auflage. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig und Berlin 1923. 2 Bde. gebunden. XV u. 422 S., VII u. 276 S. Preis 22 RM.

Durch ein Übersehen gelangte die erste Auflage von Dibelius' Englandwerk (1922) nicht in die Hände der Schriftleitung des „Beiblatts". Auch die zweite Auflage wurde ihr erst nach geraumer Zeit zur Verfügung gestellt, und der Referent mufste infolge zahlreicher Abhaltungen den längst geplanten Bericht immer wieder zurückstellen. Es hiefse Eulen nach Spree-Athen tragen, wollte man jetzt, da dieses notwendigste aller Anglistenbücher schon durch die dritte Auf-

Digitized by Google

lage hindurchgegangen (³1924) noch lange Worte über seine Trefflichkeit verlieren. Was uns an dem Werke, so oft wir es zur Hand nehmen, immer wieder aufs neue fesselt, das ist nicht nur die überwältigende Masse des hier gebotenen Stoffes, nicht nur die Vielseitigkeit des Ausblicks, der sich vom Heute auf das Gestern und das Morgen eröffnet, nicht nur die festgeschlossene Auffassung des Gegenstandes von einem bestimmten weltanschaulichen Standpunkt aus, — es sind vor allem auch der packende Vortrag, die von innerer Anteilnahme getragene Darstellung, die den Leser gleichsam in persönlichen Kontakt mit dem Autor bringen. Der Charakter des Engländers und seine Leistungen, aus einheitlichem Gesichtspunkt erfaſst und entwickelt, treten in unparteiicher Wertung hervor, selbst das Problematische rundet sich zum deutlichen Bilde.

Nur ein paar Bemerkungen zu wenigen Punkten seien mir verstattet, — nicht um zu kritteln, sondern um meine lebhafte Anteilnahme zu bekunden. Jedesmal, wenn ich das Vorwort überlese, verdrieſst mich die Bemerkung vom „preuſsischen [soll heiſsen, nehme ich an, deutschen] Schulmeister — namentlich dem Schulmeister auf Gymnasium und Universität“ —, der „den Weltkrieg verloren“ habe, weil er „die politischen Eigenschaften, die zu einem Weltvolke nötig sind, dem Geschlechte nach 1870 nicht einpflanzen“ konnte. Ist die so gestellte Forderung für die kurze Spanne einer Generation zu Recht gestellt, waren nicht gerade unsere Neuphilologen auf dem besten Wege sich in fremde Volksart zu vertiefen, und muſs um eines Epigrammes willen ein ganzer Stand so schweren Vorwurf dulden?

Zu Band I, S. 101—106. Diese Seiten, die über das wechselseitige Verhältnis von England und den Vereinigten Staaten handeln, gehören zu den wichtigsten des ganzen Werkes. Zwar zu sagen, daſs „die [amerikanische] Nation englisch geworden“ sei, heiſst m. E. die Vereinfachung der Linie doch zu weit treiben; der amerikanische und der englische Volkscharakter weisen doch Unterschiede auf, die mehr bedeuten als einen bloſsen Gradunterschied, als nur gesteigertes Engländertum auf der amerikanischen Seite (vgl. den amerikanischen Optimismus, Emotionalismus, Humor mit seinen z. T. völkisch bedingten Quellen); rückhaltlos aber ist allem beizupflichten, was auf diesen Seiten über die politischen Gemeinsamkeiten

Digitized by Google

und Verknüpfungen Amerikas und Englands geäufsert wird. Und gerade weil alle von Dibelius so scharf umrissenen Machtfaktoren in dem dargestellten englandfreundlichen Sinne arbeiten, gerade deshalb regt sich jetzt in gewissen nichtpolitischen Kreisen Amerikas eine kulturelle Gegenbewegung, deren Auftreten von symptomatischer Bedeutung ist. Die „hundertprozentigen" Amerikaner (welch häfslicher Ausdruck!) neigen trotz ihres laut betonten Amerikanismus ganz einseitig England zu und fördern die Ziele des „Pananglismus". Die „Jungamerikaner" dagegen, die von den angelsächsischen Traditionen Amerikas bewufst abrücken und sich ihrer Traditionslosigkeit rühmen, sind die eigentlichen Fortführer der alten demokratischen Überlieferung, insoweit sie Protest gegen England bedeutete. Bei uns in Deutschland hat, so will es scheinen, zur Zeit die letztere Gruppe, die nur eine Minorität ist, einen gröfseren Einfluls in unserer Presse als ihrer Zahl entspricht, und die deutsche Öffentlichkeit ist davor zu warnen, aus der Stimmung des „Ressentiments" heraus diese dem Angloamerikanismus feindliche Strömung zu überwerten.[1])

Zu II, 211. So sehr ich dem Verfasser beipflichte, dafs man die deutschen Einflüsse in der amerikanischen Kultur nicht übertreiben solle (vgl. I, 103), so wenig scheinen mir die Behauptungen, dafs der deutsche Einfluls „für das England des 19. Jahrhunderts geradezu die Lebenskraft geworden" sei, oder dafs es „ohne deutschen Einfluls auf England keine englische Kulturgeschichte gäbe", ins Schwarze zu treffen. Die Wirkung von Coleridge und Carlyle, die „die grofse Aufrüttelung der [englischen] Geister unter direktem deutschen Einfluls vollzogen haben", ist hier doch ein wenig zu hoch veranschlagt. Wozu dann noch S. 224 des zweiten Bandes zu vergleichen wäre, wo die unbedingt gültige, aber mit dem soeben Angeführten sich nicht völlig deckende Anschauung vertreten wird, dafs in den letzten und tiefsten Dingen (und um solche handelt es sich wohl bei einer „Lebenskraft"?) kein Volk von dem andern etwas entnehmen kann.

Unter den Büchern über englische Erziehung (II, 87) könnte wohl auch das Buch von W. H. Wells, *On English*

[1]) Über das gegenwärtige Verhältnis zwischen Amerika und England in literarisch-geistesgeschichtlicher Beziehung vgl. auch die Einleitung zu meiner „Amerikanischen Prosa" (Leipzig 1926), S. 65—67.

Digitized by Google

Education, München ca. 1912, Platz finden, das besonders die Oxforder Verhältnisse gut charakterisiert.

Gießen. W. Fischer.

Zur „neunten Woge".

[Vgl. Anglia, Beiblatt 1926, 115—121.]

In seiner schönen Studie über die „neunte Woge", die bei Tennyson, *The Coming of Arthur*, v. 376 f., das Kind Arthur zu Merlins Füßen ans Gestade trägt, macht Jiriczek es wahrscheinlich, daß Tennyson hier einer keltischen (kymrischen) Vorstellung gefolgt ist. Jiriczek führt dann, neben klassischen und altskandinavischen Parallelen, auch zwei Zeugnisse aus der skandinavischen Literatur der Gegenwart an und spricht die Vermutung aus, daß der Glaube an die besondere Kraft der neunten Woge auch in andern Ländern verbreitet ist.

Jedenfalls ist diese Vorstellung auch der neuen deutschen Literatur nicht fremd, und der Zufall der Lektüre spielt mir folgende hübsche Stelle bei Wilhelm Raabe in die Hand. In seiner feinen Erzählung „Die Akten des Vogelsangs" (1895; hier zitiert nach der Ausgabe der H. Klemm A. G., Berlin-Grunewald, o. J.), werden episodenhaft die Geschicke eines deutsch-amerikanischen Micawbertyps erwähnt, der sich von seinem englischen Vorbilde dadurch vorteilhaft unterscheidet, daß er es schließlich wirklich zu etwas bringt. Inzwischen aber sind die in Deutschland zurückgebliebenen Familienmitglieder und Freunde des „Herrn Charles Trotzendorff" von dessen Zukunftsaussichten doch nicht so ganz überzeugt, und der Chronist des „Vogelsangs" drückt seine zweifelnde Erwartung folgendermaßen aus (S. 38):

„Die neunte Woge ist ja wohl im Auf und Nieder des Meeres die Woge der Götter und des Glücks, und wenn das auf den Wassern mit Hülfe des Windes wirklich der Fall ist, weshalb sollte da nicht auch im Auf und Nieder des Menschenlebens solch eine neunte Woge den mutigen Schwimmer zur Höhe heben? Nach dem dann und wann aus den Vereinigten Staaten im Vogelsang einlaufenden Briefen hob sich Mr. Charles Trotzendorff mindestens wieder auf der siebenten, wenn nicht gar achten Welle."

Digitized by Google

Und später dann, als der kaum erwartete Glücksumschlag wirklich eingetreten (S. 61): „Die neunte Woge, die Woge des Glücks, des Erfolgs, rollte heran, goldglänzend, leuchtend, funkelnd von aller Herrlichkeit und Pracht der Welt, spülte hinein in den Vogelsang und trug zurückrauschend Helene Trotzendorff und ihre Mutter weg daraus."

Hier ist also die Vorstellung von der glückbringenden neunten Woge in bildlicher Weise auf den Strom des Lebens übertragen. Woher Raabe die Vorstellung bekannt war, dürfte sich schwer feststellen lassen. Bei seiner grofsen Belesenheit ist bei ihm wohl mit irgendwelchen literarisch-gelehrten Quellen zu rechnen, von der Art, wie Jiriczek, a. a. O. S. 117—18, sie angibt. Darauf deutet vor allem der Ausdruck: „die Woge der Götter und des Glücks", sowie vielleicht auch Raabes Annahme, dafs es sich bei der Vorstellung um tatsächliche Beobachtungen des Wind- und Wogenspieles handelt; diese letztere Auffassung teilt übrigens auch Jiriczek, a. a. O. S. 119.

Gieſsen. Walther Fischer.

II. UNTERRICHTSWESEN.

Pocket Dictionary of the English and German Languages by **J. E. Wessely**, thirty-ninth edition, thoroughly revised and enlarged by **Walther Ebisch**, Ph. D. VIII + 228 + 328 pages. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1926.

Die hohe Zahl der Auflagen beweist die Beliebtheit und die Brauchbarkeit dieses Taschenwörterbuches. Das Format ist das der Tauchnitzbände, 16 zu 12 cm, also bedeutend gröfser als das der bei Reclam und Langenscheidt erschienenen. Die Aussprachebezeichnung ist nicht die internationale; sie lehnt sich im wesentlichen an das System an, das in dem Wörterbuche von Arnold Schröer verwendet wird. Der Bearbeiter der Neuauflage hat viele veraltete Ausdrücke gestrichen, um für moderne des Handels und Verkehrs, des Sports und der Technik Raum zu gewinnen. Besonders der um 100 Seiten stärkere deutsch-englische Teil genügt durchaus den Anforderungen, die man an die Reichhaltigkeit eines Taschenwörterbuches stellen darf. Unbequem ist das Fehlen der Aussprachebezeichnung bei manchen zusammengesetzten Wörtern, wie *eye-brow*, wo man die Aussprache des zweiten Wortes eigens

Digitized by Google

unter *brow* aufsuchen mufs; hierher gehören auch Wörter wie *therefore* und *wherefore*, über deren Betonung man sich überhaupt nicht vergewissern kann. Unrichtig ist die Tonstelle angegeben bei *baptize* und das Genus bei *Lyzeum*. Die Verwendung des Hyphen ist nicht immer folgerichtig, vgl. *Ascension-Day, Ash-Wednesday*. Bei der prächtigen Ausstattung mufs der Preis von 4 M. als billig bezeichnet werden.

Münsterberg i. Schl. Joseph Mellin.

III. MITTEILUNGEN.

Erklärung (zu Beibl. 38. 61 ff.).

Es tut mir aufrichtig leid, dafs Herr Professor Williams sich durch meine Besprechung gekränkt fühlt. Nichts ist mir weniger in den Sinn gekommen als ihm unrecht zu tun.

Da die Besprechung durchaus sachlich gemeint und sachlich gehalten war und ich keinen Grund sehe, meine Auffassung zu ändern, so würde eine Erwiderung auf seine Erwiderung völlig zwecklos sein. Für dergleichen Übungen ist das Beiblatt zu schade.

The University of Minnesota. Fr. Klaeber.

IV. AUS ZEITSCHRIFTEN.

Englische Studien 61/1: Karstien, Ags. *nāmon-zeafon*. — Reaney, The Dialect of London in the thirteenth Century. — Funke, Sprachphilosophische Probleme bei Bacon. — Potter, James Thomson and the Evolution of Spirits.

[20. 3. '27.]

INHALT.

			Seite
Ia	Emile Pons, Le thème et le sentiment de la nature dans la poésie anglo-saxonne.	(Klaeber)	129
	J. Armitage Robinson, Two Glastonbury Legends: King Arthur and St. Joseph of Arimathea	(Klaeber)	133
	Raymond Macdonald Alden, A Shakespeare Handbook (Flügel).		136
	Howard Swazey Buck, A Study in Smollett Chiefly "Peregrine Pickle"	(Schöffler)	137
	R. W. Chapman, Selected Letters of Samuel Johnson	(Schöffler)	138
	Katherine C. Balderston, The History and Sources of Percy's Memoir of Goldsmith (Price)		139
	Floyd Dell, Runaway (Deckner).		139
	Otto Jespersen, The Philosophy of Grammar [Schlufs] (Karpf)		141
	Wilhelm Dibelius, England (Fischer)		155
Ib.	W. Fischer, Zur „neunten Woge"		158
II.	J. E. Wessely, Pocket Dictionary of the English and German Languages, thoroughly revised and enlarged by W. Ebisch	(Mellin)	159
III.	Mitteilungen: Klaeber, Erklärung		160
IV.	Aus Zeitschriften		160

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann** in **Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

SEP 2 1927

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXVIII. Bd. Juni 1927. Nr. VI.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Matthes, Paula, Sprachform, Wort- und Bedeutungskategorie und Begriff. Philosophische Untersuchungen im Anschluſs an das Kategorienproblem in der gegenwärtigen Sprachwissenschaft.

A. u. d. T.: **Philosophie und Geisteswissenschaften**, ed. **A. Rothacker.** 3. Bd. Niemeyer, Halle, 1926. 5 M.

Diese Arbeit ist in mehrfacher Hinsicht für die Gegenwart symptomatisch: einmal zeigt sich darin das gegenwärtige Interesse für sprachliche Probleme von philosophischer Seite aus, andrerseits tritt in ihr jene neuromantische Richtung zutage, die heute wiederum einer Spekulation auf philosophischem und sprachlichem Gebiet das Wort redet. Daraus ergibt sich von vornherein eine grundsätzlich bestimmte Einstellung, die es auch vermag, in souveräner Weise nicht nur mit gegensätzlichen Richtungen sich auseinanderzusetzen, sondern vieles hiervon, was bei gründlicher Behandlung einschlägiger Literatur nicht hätte übergangen werden dürfen, mit Stillschweigen zu ignorieren.

Die Schrift zerfällt in drei Teile: der erste, 'Die Aufgabe', sucht das Problem zu umgrenzen; der zweite setzt sich mit den einschlägigen Behandlungen des Fragenkomplexes auseinander, die seitens der neueren Sprachwissenschaft unternommen wurden, während der dritte Teil eine 'philosophische Bearbeitung' des Problems vornehmen will.

Der Untertitel der Arbeit gibt sich als 'philosophische' Untersuchungen, d. h. die Verf. kommt von der Philosophie her und stellt sich von da aus ihr Problem. Aber bereits das erste Kapitel, 'Die Aufgabe', läfst nach dieser Richtung schwerste

Digitized by Google

Bedenken nicht unterdrücken. Die Fragestellung geht darauf hin, das Verhältnis zwischen 'Begriff' und 'Wortkategorie' aufzuzeigen, und möchte es für möglich erachten, von den 'Wort- resp. Bedeutungskategorien' aus eine Struktur der 'Begriffssphäre' zu gewinnen. Die notwendige grundsätzliche Erläuterung der Termini 'Begriff', 'Wort' und 'Bedeutung' — die die Verf. geben will — läfst nun an mangelhafter Interpretation wenig zu wünschen übrig. Die aristotelische Lehre vom Begriff und die sokratische Methode werden dahin interpretiert, dafs im Spiegel der letzteren der 'lebendige Vollzug der Begriffsbildung historisch fixiert sei', während bei Aristoteles die Begriffe als Bausteine des Urteils bereits fertige, 'logische Gebilde' darstellten; dort die 'lebendige Schau des Werdenden', hier bereits etwas Starres, festgelegt durch eine strenge Definition. Die Verf. fafst (p. 10) zusammen: 'Was also dem Begriff wesentlich ist, ist dieses: er ist ein Einheitliches, das von der Sphäre des 'Meinens', des 'Denkens' aus erfafst wird, und daher „Gegenstand" ist, jener Sphäre, in der das Ich sich als dem Objekt gegenüberstehend erlebt. Er drängt zu seiner Fixierung im Terminus und zur durchsichtigen Klarheit des Erfassens, dessen Niederschlag die Definitionsversuche sind. Im strengsten, also im Aristotelischen Sinne, ist er Terminus des Urteils (d. h. Hypok. od. Kateg.) und fällt mit seiner Definition zusammen. Im weiteren Sinne ist er (etwa mit Ritzel in dem obenerwähnten Aufsatz S. 301[1]) „Sinn des Meinens", in welcher Bedeutung er denn auch immer in der philologischen Literatur gebraucht wird, wie wir sehen werden; — in ganz erweitertem und eigentlich verwirrendem Sinne werden bei Alexander Pfänder („Logik", Jahrb. f. Phil. und phän. Forschung IV) alle Elemente des Denkens überhaupt, auch die rein funktionalen als Begriffe bezeichnet." Es ist nicht meine Aufgabe, hier in alle Details einzugehen und ausführlich darzutun, worin mir das Verkehrte dieser Aufstellungen zu liegen scheint;[1]) ich möchte jedoch der Verf. empfehlen, einmal Martys 'Untersuchungen' (1908), die sie nicht kennt, in die Hand zu nehmen und insbesondere das, was er da über das 'uneigentliche Nennen und Bedeuten' (p. 455—67), über das 'deutliche und konfuse Nennen'

[1]) „Über analytische Urteile" in Jahrb. f. Phil. und phän. Forsch. III.

Digitized by Google

(p. 467—74), weiter über begriffliche 'Verschwommenheit' (p. 528 ff.) sagt, gründlich zu überlegen.

Mit Wortspielen, bildhafter Rede und mangelhafter Analyse kann man keinen Grund legen (vgl. etwa das Wort 'Gegenstand', das die Verf. bald für Reales, bald für psychische Beschäftigung mit etwas gebraucht). Gewifs gibt es einen Unterschied zwischen wissenschaftlicher und vorwissenschaftlicher Begriffsbildung, aber es ist ein Irrtum zu glauben, dafs das begriffliche Denken erst mit Definitionsversuchen seinen Anfang nähme (vgl. Marty, a. a. O. p. 732 ff.). Überhaupt zeigt sich gleich zu Beginn dieser Arbeit ein bedenklicher Mangel an deskriptiv-psychologischer Schulung, d. h. die Verf. ist oft nicht imstande, über psychische Vorgänge in beschreibender Weise sich klar zu werden; daher werden auch Aussprüche von Gewährsmännern blind übernommen[1]) — ein Charakteristikum, das sich durch die ganze Schrift hindurchzieht. — Die weiteren Fragen nach dem Verhältnis von 'Wort' und 'Begriff' werden mit einem zu knapp gehaltenen Hinweis auf Husserls Logische Untersuchungen abgetan. Die schliefsliche Scheidung von 'Wort', 'Bedeutung' und 'Begriff' läfst nur ahnen, dafs das erste Paar in gewissem Sinne korrelativ gedacht ist, insofern 'Bedeutung' als Wortsinn zu gelten scheint. Eine wirkliche Erläuterung der Termini findet nicht statt. Im Anschlufs an Husserls Scheidung von 'selbständigen' und 'unselbständigen' Bedeutungen, die im Kern auf Martys Gedankengänge ('Ursprung der Sprache' 1875, 'Über das Verhältnis von Grammatik und Logik' 1893) zurückgeht, wird zum Schlusse des ersten Kapitels die Frage berührt, ob alle Bedeutungen (= alle Worte) als Begriffe fungieren könnten. Und diese Fragestellung, meint die Verf., könnte weiter dazu führen, eine Lösung des Problems betreffend die Beziehungen zwischen Begriff und Wortkategorie anzubahnen. Bei Husserl wie bei der Verf. liegt bei dieser Fragestellung die Ansicht vor, dafs jedem Redeglied so etwas wie eine Bedeutung, sei

[1]) Wenn die Verf. (p. 7) mit Ritzel Begriffe von 'Rabe', 'Perle' als einfache, empirisch gegebene, dagegen von 'Rappe', 'Greis' als zusammengesetzte (ja auch 'menschlich-konstruierte') bezeichnet, so fehlt hier jede Einsicht in das Wesen der Begriffsbildung durch Abstraktion aus Anschauungen und durch Synthese. 'Rabe', 'Perle' sind natürlich ebenfalls erst durch Synthese gewonnene Begriffe.

Digitized by Google

es auch nur eine 'unselbständige' in adäquater Weise entspreche. Dieser Parallelismus-Gedanke ist aber eine Irrlehre; die Redestruktur und die gedankliche Struktur decken sich nicht in der Weise, dafs wir es, bildlich gesprochen, mit zwei adäquaten Gebilden zu tun hätten, in denen selbständige Glieder und Verbindungsstücke in voller gegenseitiger Harmonie stünden. Das Problem der gedanklich nicht begründeten Synsemantika fällt hier vor allem herein und zerstört den Traum solcher Konstruktionen, die von den Wortkategorien aus so etwas wie eine Struktur von Bedeutungen entwerfen wollen. Das alles ist gerade die Aufgabe, die sich die Verf. stellt: nämlich die Beziehungen zwischen Wortkategorien und Bedeutungskategorien und Begriffen aufzudecken. Ehe sie an den Versuch einer Lösung herantritt, soll an dem Material neuerer Sprachforscher das bisher zu dieser Frage Geleistete betrachtet werden.

Das II. Kapitel gibt nun einen Überblick über die semasiologischen Problemstellungen: Humboldts Ausführungen über die 'innere Sprachform' machen den Anfang; es folgt die Darstellung der Lehren Reisigs, Haases; im Anschlufs daran die 'Psychologisten'[1]) (de la Grasserie, Bréal, Paul, Sperber bis Vofsler und Wackernagel). Als abschreckendes Exempel wird Noreens semasiologisches Schema beschrieben und R. M. Meyer als Herold der modernen Anschauung gepriesen.

Auf Humboldts Thesen bin ich in eigenen Arbeiten mehrmals eingegangen[2]) und habe daher keine Veranlassung, mich hier ausführlicher zu verbreitern. Ich möchte zunächst nur ein Wort Steinthals zitieren, der, wenn auch im Grunde Vorkämpfer H.'s, im wesentlichen doch richtig gesehen hat, wenn er betont, dafs bei jenem zwischen seiner spekulativen Betrachtung des allgemeinen Wesens der Sprache und seiner historischen Erforschung der Einzelsprachen ein starker Rifs klaffe; wir lesen in Steinthals 'Ursprung der Sprache' (4. Aufl. p. 76): „(Der Widerspruch) zieht sich durch seine ganze Sprachwissenschaft. Es gibt keinen Punkt, wo er nicht störend hervorbräche.... Er stellt ein theoretisches Prinzip und System der Sprachwissenschaft auf, welches von seiner empirischen, historischen Sprachforschung nicht bestätigt wird; letztere

[1]) Für eine definitorische Erläuterung dieses schillernden Terminus wäre man in jedem Falle dankbar.

[2]) 'Innere Sprachform', 1924 (p. 111 ff.); 'Wort und Satz', 1925 (p. 81 ff.).

Digitized by Google

liefert ihm Tatsachen, welche von seiner Theorie für unmöglich erklärt werden. Hier herrscht also ein voller, ein zerstörender Widerspruch. Humboldt hat auf alle Fragen der Sprachwissenschaft zwei Antworten, eine, diktiert von seiner Theorie a priori, und die andere, gefunden in den Tatsachen; und diese beiden schliefsen einander aus. In solchem Widerspruch findet kein Geist Ruhe. Humboldt wird unaufhörlich von einer Seite auf die andere geworfen; sein Geist fliegt hin und her, ein Spielball seiner Theorie und Empirie. Er leidet und der Leser leidet mit. Das Geniale in Humboldt liegt auf seiten seiner histor. Einzelforschung ...". Man darf sich demnach wundern, dafs der moderne Geist bei Humboldts Lösungsversuchen wieder Ruhe finden will, dafs man ihn gerade für die Spekulation wieder zum Ausgangspunkt nimmt, nicht für Tatsachen der Einzelforschung. Freilich darf man sich, um die Richtigkeit von Steinthals Feststellung einzusehen, nicht blofs auf die Einleitung seines Kawiwerkes beschränken, sondern mufs die gesamten sprachphilosophischen Schriften Humboldts kennen. Vor allem mufs man sich beim Gebrauch des Wortes 'Form' darüber klar sein, woher denn dieser bildliche Ausdruck stammt. Im wesentlichen gibt es, wie ebenfalls Marty dargetan hat, hierfür zwei Quellen: I. Ausgangspunkt ist etwa die Plastik, z. B. die Form einer Statue. 'Form' in diesem Sinne ist das Wesentliche, das Wertvollere, der bestimmunggebende Teil, das Gestaltende; dann übertragen: das Gestaltete, das Besondere. Damit kann sich dann auch das Bild vom Zutun des Subjekts als ein der Tätigkeit des bildenden Künstlers ähnliches Gestalten gesellen; demnach Form = Tätigkeit, Energie, besonders die Aktivität der Seele. Humboldts 'dynamischer' Formbegriff, der zeitweise vom statischen (Form = Gestaltetes) abgelöst wird, hat in diesem Metaphernkomplex seine Wurzel. II. Der Formbegriff kann aber seinen Ursprung auch vom Bilde eines Gefäfses und seines Inhalts nehmen. Hier ist die Form das den Kern Umschliefsende, wie etwa, wenn man von Form und Gehalt einer Dichtung spricht oder von einem Kleid, das den Körper umhüllt. Die höhere Wertung liegt hier auf seiten des Kernes, des Gehalts, des Körpers. Von diesem Formbegriff geht z. B. Marty aus; für ihn ist die Bedeutung, die psychische Seite des sprachlichen Lebens das Wesentlichere, gegenüber dem die Ausdrucksform das den Gedanken Um

Digitized by Google

kleidende darstellt. — Unklar wird die Sache bei einer Mischung verschiedener Formbegriffe, und auch dies scheint mir bei H. öfters der Fall zu sein, wobei auch ein Wechsel von deskriptiver und genetischer Betrachtung hereinspielt.

Bei Humboldt steht bekanntlich die Meinung im Vordergrund, dafs sich der Sprachursprung in mystischem Dunkel verlöre, dafs Sprechen und Denken eins sei, dafs durch die Sprache (als Energeia) die chaotische Gedankenwelt in eigentümlicher Weise erst Form erhalte, dafs im Akte des Sprechens die Welten der Laute und der Gedanken durch Synthese in eine neue Einheit zusammenschiefsen; dafs demnach die Lautform der sprachlichen Gebilde der gedanklichen Form, weil diese durch jene bedingt, adäquat sei. Von da nimmt der Rückschlufs aus der Sprachstruktur auf die Gedankenstruktur konsequenterweise seinen Ausgang. Von diesem Standpunkt aus mag man versuchen aus den Wortkategorien eine Struktur der Bedeutungskategorien zu erschliefsen und aufzubauen; von da aus geht der Weg zur Meinung, die Sprache als System sei eine Art Kunstwerk, dessen Teile in sich sinntragend und bedeutungsvoll für ein Ganzes sind, wobei sich weiterhin auch das Bild des Organismus einschleichen mag, oder, m. a. W. die sprachlich ausgedrückte Gedankenwelt sei eine ureigene Welt für sich, die nur in und durch sich zu verstehen sei. Leugnet man aber jene mystischen Voraussetzungen und nimmt man die sprachliche Tätigkeit als Ausdruck des psychischen Lebens, als eine menschliche Erwerbung und Schöpfung, geboren aus sozialer Nötigung, geschaffen wohl absichtlich, aber weder planvoll noch mit Bezug auf eine höhere Einheit, auf ein grofses Ganzes, negiert man den Parallelismusgedanken auf Grund der Einsicht in die Vieldeutigkeit und Synonymik unter den Sprachmitteln, so fällt die vorerwähnte spekulative Konstruktion in sich zusammen. Man erkennt sodann, dafs ein strikter Rückschlufs aus den sprachlichen Gebilden auf eine Welt adäquater Bedeutungen vielfach in eine Sphäre von lebenden und erstarrten Bildern, Fiktionen allerlei Art, von fiktiven Relationen u. dgl. führen mufs. Wer dieser Sphäre blind vertraut und meint, er hätte auf diese Weise wahrhafte Bedeutungskategorien gewonnen, der mag sich damit beruhigen; nur sollte er betonen, dafs er den Worten blind glaube und nicht der Beobachtung seiner Psyche. Diese letztere mufs

Digitized by Google

aber m. E. vorausgegangen sein, wir bedürfen vorerst einer vertrauenswürdigen Beschreibung unserer psychischen Phänomene, um von da aus zu erkennen, was an der Rede als Bedeutung, was als gedankliches Bild oder als gedankliche Fiktion anzusehen ist. Noreen mag im einzelnen in seiner Deskription der Bedeutung sprachlicher Mittel geirrt haben — und er hat sicher darin geirrt, dafs er Kants Gliederung der psychischen Phänomene (in Vorstellungen, Gefühle und Willen) annahm —, aber die Problemstellung als solche ist m. E. trotzdem richtig; was falsch ist, sind irrige deskriptiv-psychologische Grundlagen.

Die Verf. ist anderer Meinung, sie steht auf dem Standpunkt Humboldts und sucht auf ihm aufzubauen. Sie knüpft an seinen schillernden Begriff der 'Inneren Sprachform' an, den H. unter verschiedener Terminologie in all seinen Schriften bei Betrachtung der Namengebung (Bezeichnung der Dinge oder sprachlicher Ausdruck für begriffliche Vorstellungen) und der syntaktisch gegliederten Rede (Redefügung) im Auge hat. — Humboldt war es hierbei um das Problem zu tun, wie sich in der Bezeichnung der Dinge und in der Redefügung der verschiedenen Sprachen das Individuelle gegenüber dem Allgemein-menschlichen abhöbe. Da er aber das Bildhafte der Sprache mit der Bedeutung konfundiert, die äufsere Struktur der Rede der gedanklichen gleichsetzt, gleichzeitig aber eiu aus der zeitgenössischen Philosophie geschöpftes (wenn auch verworrenes und unklares) kategoriales System an die durch die Sprache ausgedrückte Gedankenwelt anlegt, so sind seine Aussprüche auf keine Grundformel zu bringen; dazu kommt noch, dafs H. bald den Standpunkt genetischer, bald deskriptiver Betrachtung einnimmt. — Wenn sich z. B. die Verf. wundert, dafs wir bei Humboldts Ausführungen über die 'schaffende Synthesis' bezüglich des Verbums aus einer Betrachtungsweise plötzlich in eine andere 'logische' Sphäre versetzt werden, so handelt es sich eben im zweiten Falle um einen primitiven deskriptiv-psychologischen Versuch H.'s über das Wesen des Verbums. Ich mufs bei aller Anerkennung der Bemühungen der Verf. ihr Unternehmen, das 'Erfassen und Umgrenzen der Sonderart der Worte' im H.'schen Sinne in ein Doppeschema zu bringen (p. 23), als mifsglückt ansehen, weil seine ver-

Digitized by Google

schiedenartigen Gesichtspunkte dabei künstlich vereinfacht werden. Indessen ist dies von geringerem Belang; wichtiger ist, dafs die Verf. später ihre eigene Bearbeitung der semasiologischen Probleme an H.'s Gesichtspunkte von 'der Bezeichnung der Begriffe' und 'der Redefügung' anknüpft.

Der nun folgende Überblick über die semasiologische Forschung enthält im einzelnen Wertvolles, soweit die Verf. Fragestellungen und Lösungsversuche von Autoren mitteilt. Wo sie aber ihre Kritik walten läfst, zeigt sich stets ihre Befangenheit. Wenn Humboldt dynamische und statische (genetische und deskriptive) Gesichtspunkte durcheinandergehen läfst, so mufs eine reinliche Scheidung der Fragen nach dem 'Wie beschaffen' und 'Warum so beschaffen' doch zur Klärung beitragen; für die Verf. ist diese Scheidung 'positivistisch' (p. 34). Vor dem Wort 'psychologisch' oder 'psychologischer Betrachtung' überfällt sie geheimer Schrecken, sie gesteht aber doch im Vorbeigehen anläfslich ihrer Kritik H. Pauls ein, dafs der Gedanke über das Verhältnis der grammatischen und psychologischen Kategorien an sich fruchtbar wäre, 'wenn nur das Wesen der psychologischen Kategorie als Strukturform klar zutage trete, aber,' — fügt sie bei, 'in den allgemeinen Analogie- und Assoziationsgesetzen verschwindet gerade immer wieder das Strukturhafte.' Was diesen letzten Punkt betrifft, so ist ohne weiteres zuzugeben, dafs uns die Assoziationspsychologie keine seelischen Strukturen geben kann. Aber dieser Kampf der Verf. gegen eine veraltete Lehre ist ein Kampf gegen Windmühlen. Hat die deskriptive Psychologie Brentanos diese Vorurteile nicht überwunden? Und damit komme ich auf einen weiteren Punkt. Das Autorenmaterial, das die Verf. an uns vorüberziehen läfst, ist doch zu kärglich; Auswahl ist gewifs förderlich, hier aber fehlt der wertende Überblick. Nicht blofs fehlen auf philologischer Seite die Dänen Madvig und Jespersen, die Romanen Saussure-Bally, die Deutschen Deutschbein und E. Otto, sondern, was mir vielleicht noch wesentlicher erscheint, es werden einschlägige Arbeiten philosophicher Richtung völlig übergangen: Wegeners 'Grundfragen', Bühlers Arbeiten, schliefslich Martys Werke, die gerade diese Probleme zum Zentrum haben, sind allem Anschein nach an der Verf. spurlos vorübergegangen. Darum ist auch der Untertitel der Schrift nur mit grofser

Digitized by Google

Einschränkung anzuerkennen; denn die 'gegenwärtige Sprachwissenschaft' dürfte doch mit den Namen Sperber, Dornseiff, Vofsler, Noreen nicht typisiert sein; sie umfafst doch auch Arbeiten, die von Philosophen ausgegangen sind und die sich mit einschlägigen sprachlichen Prinzipienfragen befassen. In gewissem Sinne instruktiv ist nun die Beurteiulng der Problemstellungen R. M. Meyers ('Bedeutungssysteme', 'Der Aufbau der Syntax'). Die Verf. sieht merkwürdigerweise nicht, dafs sie sich zum Teil selbst widerlegt, wenn sie Meyer zustimmt: Was tut Meyer, wenn er die Beachtung von Bedeutungsystemen postuliert? Er fragt sich: wie werden gewisse psychologische Kategorien sprachlich ausgedrückt (gewisse Begriffsgruppen: die Klassen gewisser Tiere, die Klasse sinnlicher Wahrnehmungen, der zeitlichen Relationen u. dgl.); denn wenn gesagt wird: „Ein solches Bedeutungssystem ist nun die Zusammenordnung einer begrenzten Anzahl von Ausdrücken unter einem individuellen Gesichtspunkt. Also z. B. das Kasussystem, das eine bestimmte Anzahl von Wortformen unter dem Gesichtspunkt der Beziehungen eines Nomens zu andern Verbal- und Nominalformen ordnet, oder das Tempussystem mit seiner Gruppierung nach der relativen Chronologie ...", so ist der individuelle Gesichtspunkt eben eine gewisse Gleichheit oder Ähnlichkeit des Gedanklichen, das durch die Sprache ausgedrückt wird, und das nennen wir eben psychisch. Freilich fehlt R. M. Meyer, dafs er zwischen Form und Bedeutung hin- und herschwankt — wenigstens seinem Ausdruck nach; denn niemand wird glauben, dafs 'Beziehungen zwischen Nomen und Verbalformen' bestünden, sondern die Beziehungen bestehen doch zwischen den durch das sog. Nomen und das sog. Verbum ausgedrückten Gedanken. Im Grunde tritt dasselbe hervor beim Versuche Meyers, den 'Aktionsarten' auf den Grund zu gehen; da geht er von dem 'Grundbegriff einer willkürlichen Ortsveränderung aus' aus und fragt nach dem sprachlichen Ausdruck qualitativ verschiedener Bewegungshandlungen u. dgl. Er sieht ganz wohl, dafs solche Bezeichnungssysteme nicht konsequent in der Sprache durchgeführt sind und daher bewegt er sich in einem Trugschlufs, wenn er andrerseits den abgebrauchten Terminus 'Organisation, Organismus' anklingen läfst. Über Meyers 'Aufbau der Syntax' sind bereits von anderer Seite Einwände erhoben worden. Ich möchte nur

Digitized by Google

betonen, dafs er 'Syntax' seinem grammatischen Schema nach (G. R. M. V, 641) überhaupt nicht zur Bedeutungslehre zählt; aber sein Programm der Syntax widerlegt eine derartige Abgrenzung: wie läfst sich von der fertigen Rede, ihrem Verständnis, von Subjekt und Prädikat usw. reden, ohne auf die Bedeutungsprobleme einzugehen, von denen aus ja diese alten Termini geprägt wurden. M. greift denn auch immer zu — mitunter sehr primitiven psychologischen Erläuterungen: seine Erörterung von Subjekt und Prädikat (die übrigens unrichtig ist) und seine gute Satzdefinition beruhen auf psychologischen Gesichtspunkten. Die Verf. übernimmt kritiklos Meyers Darlegungen und prefst sie in den von ihr aus Humboldt gewonnenen Rahmen.

Wir wenden uns nun zum Schlusse dem III. Kapitel der Schrift zu, das an der Hand der Humboldtschen Grundlage eine Lösung des Problems der sprachlichen Kategorien versucht. Die Verf. geht aus von H.'s 'Innerer Sprachform' und zwar von den zwei Gesichtspunkten, die ihn seinerzeit besonders fesselten: 'die Bezeichnung der Begriffe' und die 'Redefügung'. Schon die Vorbemerkungen (p. 57—61) zeigen die Einseitigkeit der folgenden Betrachtungsweise. Die Verf. sieht in der 'Bezeichnung der Begriffe' das Substantielle der Sprache, in der Redefügung das Formale und Dynamische. M. a. W.: sie glaubt, dafs man nur bei der Betrachtung von Einzelwörtern, von isolierten Wörtern von Bedeutung im eigentlichen Sinne sprechen könnte, innerhalb der Redefügung repräsentierten die Einzelwörter nur mehr 'Bedeutungsmodifikationen'; die Redeteile seien innerhalb der 'Rededynamik' zu verstehen und diese liefse, da sie nur als 'Entfaltung' gefafst werden könne, keine 'rationale Systematik und Klassifikation' zu. Die Mängel liegen m. E. offen zutage: I. liegt eine offensichtliche Vermischung deskriptiver und genetischer Betrachtung vor. Die Redefügung läfst sich eben nicht blofs in ihrer Entfaltung betrachten, sondern auch in ihrem Sein und Wesen; es gibt nicht blofs Begriffsbezeichnung, sondern auch Ausdrücke für Urteils- und Funktionsphänomene, die ebenso wie die Begriffe einer statischen Betrachtung zugänglich sind. Wenn man allerdings von einer Klassifikation der psychologischen Erscheinungen, von einer Betrachtung der seelischen Struktur in ihrem Sein nichts wissen will, dann erledigen sich solche Fragen von selbst.

Digitized by Google

Nur sollte man dann nicht meinen, mit Aussicht auf irgendwelchen Erfolg von genetischen Problemen zu reden. II. Es ist ein Irrtum zu glauben, dafs die Einzelwörter an und für sich 'Redesubstanz' im Sinne von Begriff beinhalteten. Hier kommt das Problem der selbst- und mitbedeutenden Ausdrücke herein; kurz, es gibt Wörter, die in der Tat isoliert begriffliche Vorstellungen bedeuten, aber eine grofse Zahl von Wörtern tut dies nicht. Es gibt einmal Wörter, die in anderer Art 'Redesubstanz' bedeuten, insofern sie Urteile oder Interessenphänomene zur Bedeutung haben (z. B. laudamus; komm! usw.). Aber eine überaus grofse Gruppe von Wörtern fungiert nicht in diesem Sinne selbstbedeutend, sondern übt ihre Funktion nur im Redezusammenhang aus. In diesem Belang hat die Verf. Husserls Bemerkungen, die sie in der Einleitung zitierte, gar nicht folgerichtig durchgedacht, ganz zu schweigen von Marty, der gerade diese Fragen mit aufserordentlichem Scharfsinn behandelt hat. III. Der Ausfall gegen Paul und den Assoziationsmechanimus erledigt sich nach dem Frühergesagten von selbst; nur sollte man nicht meinen, dafs die psychischen Grundlagen Humboldts Paul gegenüber einen Fortschritt darstellten.

Die Problembehandlung dieses III. Kapitels führt demnach m. E. zu einer Scheinlösung. Die Verf. beginnt mit den 'Gesetzen der Redefügung', also mit H.'s zweitem Punkt. Wir wundern uns, da zunächst die Rede als Phänomen (d. h. statisch, deskriptiv) betrachtet zu sehen. Was soll man aber mit dem Resultat dieser Betrachtung anfangen, wenn uns gesagt wird: die Rede zeigt nach innen 'Ganzheit des Gedankens', nach aufsen eine rhythmische Gestalteinheit (Sprachmelodie). Der Grammatiker ist gewohnt, von Satzdefinition zu sprechen und solche Satzdefinitionen sind uns doch längst geläufig. Auf diese kurze Erörterung folgt nun ein längerer Abschnitt über die 'Gesetze der Redeentfaltung', also eine genetische Betrachtung. Aus der Gesetzlichkeit des 'inneren Aufbrechens' der Rede glaubt die Verf. den 'so schwer zu fixierenden grammatischen Kategorien' an den Leib rücken können. Sie schliefst an Humboldts Gedankengänge über Grade oder Stufen der Redeentwicklung an, die sich in der höchsten Stufe 'als Ideenerzeugung oder -entwicklung' vollende.

Hier wird nun durch die Verf. eigentümlicherweise eine Trennung vorgenommen nach Stufen oder Graden des sprach-

Digitized by Google

lichen Ausdrucks und verschiedenartigen Stufen des Sinns; kurz, es tritt hier eine Scheidung nach äufserer Form und Bedeutung zutage, die nach H.'s Sinne gar nicht so gemacht werden dürfte. Der zweite Gesichtspunkt führt die Verf. zu Wunderlichs 'Der deutsche Satzbau' (1901).[1] Wunderlich stellte sich da die Frage, ob und wie die Redeteile sich aus gewissen Satzformen genetisch ableiten liefsen; er möchte da aus den 'Reflexlauten' das Nomen, aus der zweckbewufsten Mitteilung die verbale Kategorie gewinnen. Wunderlichs These möchte ich hier nicht weiter besprechen (um so weniger als die Neuauflage diese Gedankengänge verändert hat), ich möchte nur bemängeln, dafs die Verf. für W.'s ersten Typus den Ausdruck 'Prädikativsatz' prägt (wo W. [p. XXIV] Prädikat in einem nichtgrammatischen Sinne gebraucht) und versucht, von diesem Standpunkt aus das Beispiel aus Götz zu analysieren: „Ach, ein schöner Schimmel!" (Freudensausbruch Georgs beim Anblick des den hl. Georg darstellenden Heiligenbildes). Dafs wir es in diesem Falle mit keiner Prädikation, sondern mit einem Emotiv (Ausdruck eines Interessenphänomens) zu tun haben, bedarf keiner weiteren Worte; ebensowenig aber, glaube ich, haben wir es hier mit dem Typus einer primitiven Redeform, sondern vielmehr mit einer abgeleiteten Funktion des sprachlichen Ausdrucks zu tun: die primär kommunikative Rede steht da im Dienste des einsamen Denkens und Fühlens, entweder als Mitteilung an sich selbst oder als absichtliche Äufserung zur Entladung einer psychischen Spannung u. dgl.

So stimme ich der Verf. zu, wenn sie die Kategorie des Verbs und Nomens aus der kommunikativen Rede entstanden wissen will, man mufs ihr aber widersprechen, wenn sie meint, das Benennen hätte primär nichts mit Mitteilung zu tun. Auch was sie über das Verbum nach Humboldt zitiert, ist phantastisch. Um die Genesis der Redeteile wissenschaftlich, nicht romantisch, zu diskutieren, ist ein Einblick in die psychischen Phänomene des Urteils und des Interessenphänomens notwendig: z. B. jedes Interessenphänomen mufs, ebenso wie jedes Urteil, etwas beinhalten, worauf man sich liebend oder hassend, anerkennend oder ablehnend bezieht, und dies ist in den meisten

[1] In der Neuauflage dieses Werkes (1924/25) sind die von der Verf. angezogenen Gedankengänge zum grofsen Teil verschwunden.

Digitized by Google

(oder in vielen) Fällen eine Vorstellung von etwas; es läfst sich daher von vornherein sagen, dafs im sprachlichen Ausdruck dieser Phänomene die grammatische Kategorie des Nomens, sofern sie sich ausgebildet hat, ihre Wurzel haben mufs. Mit Redensarten von der 'Aufspaltung eines einheitlichen Ganzen zum Zweck des Verstehbarmachens' u. ä. ist nichts getan; das sind Bilder, die als solche erst verstanden werden müssen.

Auch die als Zwischenglied in den Erörterungen über die Sinnstufen eingeschaltete Ausführung über die graduelle Entwicklung des sprachlichen Ausdrucks, die an der Hand der grönländischen und mexikanischen Sprachen gegeben wird und die das Problem der grammatischen Kategorien vorbereiten helfen soll, führt uns nicht weiter. Wenn die Verf. da auf Sprache die Wertungen 'Erstarrung' und 'Dekadenz' anwendet, so fragen wir, woher sie denn davon Kenntnis hat. Es ist ein Irrtum, in solchen syntaktisch anders gearteten Sprachen frühe Etappen in dem Gliederungsprozefs 'Nomen-Verb' erkennen zu wollen. Die Finckschen Thesen, die auf Humboldt-Wundt beruhen, sind unhaltbar, insofern sie dartun wollen, dafs sich erst mit dem 'Verbum finitum' die eigentliche Rededynamik mit dem 'Tatcharakter' manifestiere. Wir haben es in jenen Sprachen mit anderen Ausdrucksmethoden zu tun, die nicht am idg. Nominal-Verbaltypus gemessen werden dürfen. Hier rächt sich eben Vermischung von Form- und Bedeutungsproblemen, die dazu führt, die vollendete Rede im Verbum finitum gipfeln zu lassen, und die grammatischen Kategorien als 'Strukturformen des sich entfaltenden Sinnes' deuten will. Wohl sieht die Verf. das Fiktive in Cassirers Ausdeutungen der japanischen Ausdrucksmethode, als sei da 'der gesamte Aufbau der Anschauungswelt durch die gegenständliche Anschauung beherrscht' (im Grunde Wundts 'gegenständliches Denken', das Marty in 'Wert und Methode der beschreibenden Bedeutungslehre' p. 58 ff. entkräftet hat), aber ihre Erklärung durch Unentfaltetheit des Sinnesausdrucks als Anzeichen, sei es von Unentwickeltheit, sei es von Verfall, Müdewerden u. dgl., ist eine nichtssagende Scheinlösung; niemand wird mit ihr glauben, dafs diese Dekadenz im Englischen einsetze, weil da der Flexionsreichtum verschwunden sei. In all diesen Problemen müssen wir zunächst beschreibend vorgehen und fragen: welches psychische Phänomen wird denn durch dies oder jenes

Digitized by Google

sprachliche Gebilde bedeutet? — Darum sind auch die weiteren Ausführungen vorliegender Schrift, über die Redestufen, über Nomen und Kasus,[1]) über das Verb (wo Aktionsart und Tempus auch funktionelle Entwicklungetappen darstellen sollen) usw. für die Problemlösung wenig nutzbringend. Sie sind getragen von Humboldtschen Fiktionen, wonach die flektierenden Sprachen (für Humboldt das Griechiche) den höchsten bisher erreichten Sprachtypus darstellen sollten, von dem Gedanken des Organismus mit Aufblühen und Dekadenz u. ä. m. Diese alten Thesen werden, nachdem sie längst verlassen, unter neuer Fahne wiederum ins Leben gerufen. Diese Gedanken beherrschen auch die letzte Partie der Arbeit, die Humboldts höchste Redestufe als Ideen- oder Gedankenerzeugung beleuchten will. Nun wendet sich die Verf. mit sichtlichem Unbehagen der statischen deskriptiven Redebetrachtung zu. Sie sieht ganz richtig, dafs auf diesem Boden die alten Logiker (so auch Skotus) manches gut gesehen haben; sie hätte geradezu auf die alexandrinischen Grammatiker zurückgehen können. Richtig an diesen Ausführungen ist auch, dafs der Mafsstab des logischen 'wahr' und 'falsch' nichts mit semasiologischer Beschreibung zu tun hat; unrichtig, dafs es sich gedanklich um erkenntnisgebende Rede handeln müsse. Wo bleiben die Interesse heischenden Äufserungen (Bitten, Wünsche usw.), überhaupt das grofse und wichtige Gebiet der Emotionen. Es scheint mir, als ob hier 'logizistisch' vorgegangen würde, d. h. man grenzt die deskriptiven Fragen zu Unrecht auf Gebiete ein, die den Logiker interessieren. Was ist nun aber das Resultat für die grammatischen Kategorien? Wir werden mit Andeutungen über Substantivbegriff, Adjektivbegriff, Tunbegriff abgefertigt (mit Anlehnung an Pfänder) und darüber beruhigt, dafs diese Kategorien nicht logischer Art sind, sondern dafs sie das Sich-aussprechen des Gedankens möglich machen. 'Sie bilden gleichsam die Gestaltidee der entfalteten Rede, die ideale Form, auf die sich genetisch und empirisch-historisch die Rede hin entfaltet.' Ich frage: wie aber, wenn die Termini 'Substantiv', 'Adjektiv' usw. gar nicht

[1]) Wozu hat Marty sein Kasusbuch (1910) geschrieben, wenn die Verf. auf Haase zurückgreift und z. B. die Kasus als 'Ausdruck für die Beziehung des fliefsenden Seins zu den als ruhend herausgestellten Substanzen' bezeichnet?

Digitized by Google

eindeutig sind bezüglich ihrer Funktion, und wenn wir auch beim Verbum beobachten, dafs es ja gar nicht immer ein Tun bedeutet, usw.? Dann fällt doch m. E. diese ganze Gestaltidee und ideale Form als Scheingebilde in sich zusammen. Merkwürdig berührt aber, dafs die Verf., die sich 'bei der Rede' im Prinzip auf den Standpunkt der genetischen Betrachtung stellt, erst durch Anlehnung an die beschreibende Semasiologie (denn solche Versuche liegen bei Skotus, Husserl, Pfänder vor) zu einer, wenn auch sehr vagen Kategorienstruktur vorzudringen vermochte. Dieser innere Widerspruch ist jedenfalls heuristisch interessant.

Erst von dieser 'höchsten Redestufe', in der sich das begriffliche, erkennende Denken äufsere, scheint der Verf. der Übergang zur Schlufsfrage und zugleich zu Humbolds erstem Gesichtspunkt von 'der Bezeichnung der Begriffe' möglich. Dieser abschliefsende Teil (p. 86—96) bringt in dem Abschitt 'Genesis der Wortbedeutungen' eine berechtigte Polemik gegen Cassirer — es handelt sich hierbei um das genugsam bekannte Problem metaphorischen Ausdrucks —,[1]) versandet aber wiederum in Humboldtscher Lehre: 'Um das Sprachschaffen zu verstehen, mufs man sich an jenes geheimnisvolle Gesetz halten, dafs in allem geistigen Schaffen waltet: im Sinnlich-Anschaulichen Geistiges auszudrücken — bis in die letzten feinsten Verzweigungen des Sinnlich-Anschaulichen noch jenes letzte höchste Gemeinsame und Geistige durchleuchten zu lassen, das nun erst alles Vereinzelte zur Einheit zusammenreifst und das es erst möglich macht, die Sprache in Humboltschen Sinne als Organismus anzusehen.'

Mit im Grunde einfachen Gedanken, die aber in dithyrambische Mystik gekleidet sind, schliefst die Arbeit. Wir erfahren schliefslich, dafs das Nomen Begriffe bedeuten könne. Ich verweise auf meine eingangs zur Frage des 'Begriffs' gemachten Bemerkungen.

Zwei Bedenken kann ich zum Schlufs dieser Besprechung, die absichtlich Prinzipielles zur Behandlung brachte,

[1]) Bechtels Aufsatz 'Über die Bezeichnungen der sinnlichen Wahrnehmungen in den idg. Sprachen' (1879) bildet für Martys Darlegungen über das Verhältnis von Grammatik und Logik' (1893, jetzt Ges. Schr. Bd. II/2) den Ausgangspunkt; da hätte die Verf. manche Anregung nach anderer Richtung gefunden.

Digitized by Google

nicht unterdrücken. Ich meine, dafs derartige Themata nicht angehenden Forschern gestellt werden sollten — die Arbeit ist aus einer Dissertation hervorgegangen; die Verf. hat sich ihrerseits alle Mühe gegeben, die These zu bearbeiten, aber ihr Bemühen wäre auf kleinerem Gebiete gewifs von mehr Erfolg begleitet gewesen. Und ein zweites: wir streben von seiten der Sprachforschung gewifs allen Ernstes eine engere Verbindung mit der Philosophie an, jedoch derartige Versuche von philosophischer Seite aus sind danach angetan, jene Scheidung zu beschleunigen, die sich im 19. Jahrhundert vollzogen hat. Es wäre kein Wunder, wenn die empirische Sprachforschung, insbesondere auch die historisch-sprachliche Einzelforschung, sich von solchem Philosophieren als von einer ihr wesensfremden und für sie fruchtlosen Sphäre abwenden und hiermit in begreiflicher Verallgemeinerung jeder sprachphilosophischen Erörterung den Rücken kehren würde.

Bern, im März 1927. Otto Funke.

Ernest Weekley, An Etymological Dictionary of Modern English. London, John Murray 1921. XX S., 1660 Sp. 4°. Preis £ 2. 2 s. net.

Ernest Weekley, A Concise Etymological Dictionary of Modern English London, John Murray 1924. XX S., 984 Sp. 8°. Preis 7/6 sh. net.

Weekleys Wörterbuch ist auf allgemein gebildete und sprachlich interessierte, aber nicht spezialistisch gelehrte Benützer und Leser berechnet. Es hat während seiner Entstehung mehrere Entwicklungsstufen durchlaufen. Zunächst war es nur als Glossar zu des Verfassers *Romance of Words* (1912) gedacht, allmählich aber hat es sich zu einem vollständigen etymologischen Wörterbuch ausgewachsen. Da der Verfasser Professor der modernen Fremdsprachen am University College in Nottingham ist, spielen die Fremdwörter bei ihm eine gröfsere Rolle als der einheimische Wortschatz. In der Tat hatte er eine Zeitlang die Beschränkung auf die Entlehnungen aus fremden Sprachen beabsichtigt. Die Schwierigkeit, den altenglischen Bestand von nordischen und niederdeutschen Eindringlingen mit Sicherheit zu scheiden, gab schliefslich den Ausschlag für Einbeziehung des englischen Grundstocks.

Digitized by Google

Den Stoff lieferten das Concise Oxford Dictionary (1911) und Cassell's New English Dictionary (1919) und die eigenen reichen Sammlungen des Verfassers von Neuschöpfungen und Neuentlehnungen der Kriegszeit. Der ganze Wortbestand der lebenden allgemeinen literarischen und der Umgangssprache ist berücksichtigt; veraltete, örtlich oder auf kleine Gesellschaftsgruppen beschränkte Ausdrücke sind dagegen ausgeschlossen. Das Interesse des Verfassers für die Geschichte der Eigennamen (vgl. des Verfassers Bücher *The Romance of Names* und *Surnames*) ist schuld daran, dafs dem Übergang der Eigennamen zu Sachnamen besondere Aufmerksamkeit geschenkt ist.

„Etymologisch" ist dabei in einem weiteren Sinne als gewöhnlich zu verstehen. Das Wörterbuch sucht Antwort auf die Fragen, wie, auf welchem Wege, wann, aus welcher Veranlassung ist ein Wort oder eine ganze Redensart entstanden oder aus der Fremde übernommen worden? Auf die Chronologie der Wortgeschichte ist viel Mühe verwandt. Da das im allgemeinen die Grundlage bildende NED in seinen ersten Bänden schon mehr als vierzig Jahre alt ist und inzwischen aus neueren Textveröffentlichungen manche neue Belege hinzugekommen sind, kann es in dieser Hinsicht hin und wieder ergänzt und berichtigt werden. Wichtiger als die Lautgeschichte ist dem Verfasser die Geschichte der Bedeutungsentwicklungen und der Redensarten, zu denen die Sprichwörter allerdings nicht gerechnet werden. Bibel, Sport und Seewesen sind die Vorstellungsgebiete, die am meisten Material dafür geliefert haben. So hat W's Buch im ganzen in der Anlage vielleicht am meisten Ähnlichkeit mit Falk und Torps Etymologischem Wörterbuch der norwegischen und dänischen Sprache.

Für die geistige Haltung des Verfassers ist der Schlufs seines Vorwortes so bezeichnend, dafs er wörtlich abgedruckt werden darf: "Although this Dictionary is intended chiefly for the educated man (and woman) in the street, or, as Blount puts it, "for the more-knowing women and less-knowing men", it may also conceivably fall into the hands of scholars in this country or abroad. I need not say that criticisms and suggestions from such will be welcome to the author. If some of the more austere are scandalized by an occasional tone of levity, most unbecoming in such a work, I would remind them that

Digitized by Google

its production has coincided with the sombre tragedy of the War and the sordid tragedy of the Peace, and that even a lexicographer may sometimes say, with Figaro, »Je me presse de rire de tout, de peur d'être obligé d'en pleurer.«"

Dafs das Buch in einer durch den Krieg aufgewühlten Stimmung geschrieben wurde, verraten noch einige Artikel des grofsen Werkes über Neubildungen, die dem Krieg ihre Entstehung verdanken, z. B. *boloism, breaker, flammenwerfer, franc-tireur, freedom of the seas, frightfulness, gas*; die darin enthaltenen Ausfälle gegen Deutschland sind aber im Concise Dict. gestrichen.

Gerade die "fine and deep scholarship combined in an inimitable way with a lively wit unique in the solemn assizes of lexicography" sprach die englischen Kritiker besonders an. In den Wissenschaftlichen Forschungsberichten (Geisteswissenschaftliche Reihe, Band 9, S. 44) hatte auch Hoops an einem früheren Werke des Verfassers (The Romance of Names, 1914) dessen Kunst gerühmt, die richtige Mitte zwischen zu gelehrter und zu oberflächlicher Darstellung einzuhalten, und die anregende Art der Behandlung des Gegenstandes, das Geschick, womit dem Leser auch die Schwierigkeiten und Klippen der Namendeutung zu Gemüte geführt werden, gelobt. Diese Eigenschaften zeichnen auch das etymologische Wörterbuch aus.

Schon äufserlich erweckt das Wörterbuch mit seinem übersichtlichen, klaren Druck auf gutem Papier den besten Eindruck. Es macht der Cambridge University Press und dem Murrayschen Verlag, von dem wir nur Bestes erwarten, alle Ehre. Die Korrektur ist mit einer meisterhaften Sorgfalt gelesen.

Inhaltlich überschreitet es manchmal die Grenzen des etymologischen Wörterbuchs und wird zum Reallexikon mit Erklärungen mehr sachlicher als sprachlicher Art. Beispiele dafür bieten Artikel wie *Abbasides, Abderite, Acadian, Aceldama, Achates, Achilles' tendon, Adam's apple, Abdullamite, Aeolian, aepyornis, Aesculapian, Agnus Dei, Albigenses, Albion, Alemannia, Alexandrian* und viele ähnliche. Sogar der Hauptmann von Köpenick ist von Weekley der Aufnahme würdig befunden worden.

Dafs den Kriegsschöpfungen besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, wurde schon erwähnt. Beispiele: *Die dicke Bertha, bolshevik, cheka, comitadji, conchy* (= conscientious

Digitized by Google

objector), *cuthbert* (= of „Knut" supposed to be escaping military service by holding government employ), *demob, fascist, Gerry, hakenkreuzler, napoo, Neurope, rat*[*ificationist*], *Rupert* (= German stationary balloon, wohl nach dem Führer einer Heeresgruppe, Kronprinz Ruprecht von Bayern, benannt), *schieber, spartacist.* Unter ihnen sind besonders zahlreich die sogenannten *portmanteau-words*, d. h. solche, die aus Teilen verschiedener Wörter zusammengezogen sind, wie *acrobatics, Bakerloo, electrocute, Eurasian, gerrymander, perambucot, squarson.* Diese Bezeichnung stammt nach W. von Lewis Carroll (Through the Looking Glass). Die Bildungsweise ist in neuerer Zeit aufserordentlich beliebt, zunächst zu komischer oder satirischer Wirkung (The Daily Herald, the *Hunshevick* Labour paper; a motor-car, belching out its hideous stench as it *petrollicks* down the road), dann aber auch ernsthaft wie in einem Teil der eben angeführten Beispiele oder in *contraption* < *contra reception, smog* < (*coal*)*smoke fog, strapeze* < *strap trapeze.* Die Seuche der Wortbildungen aus Anfangsbuchstaben einer gröfseren Zahl von Wörtern hat nicht nur in Deutschland gewütet; auch andere Sprachen sind davon ergriffen worden. Weekley gibt unter *initial* einen hübschen Beleg aus dem Temps für das Französische: »Deux amis se rencontrent et ce dialogue s'engage: »Où est-tu? Que fais-tu?« »R. A. T. D'abord employé comme G. V. C., je suis maintenant dans une S. H. R., C. A., au B. C. R.« L'autre a compris! Il reprend: »Moi, je suis du S. M. de l'A. L. G. P.; mais je vais partir dans la D. C. A. du C. E. O.« ... Ce jargon signifie que le premier des deux camarades, appartenant à la réserve de l'armée territoriale, après avoir gardé les voies de communication, fait partie d'une section hors rang et qu'il est commis d'administration au bureau de centralisation des renseignements. L'autre compte à une section de munition dans l'artillerie lourde à grande puissance et entrevoit son prochain départ pour la Grèce, où il sera employé à la défense contre les avions au corps expéditionnaire d'Orient.«

Zum Verständnis dieser neumodischen Sprache reichen die bisher in England schon nötigen Abkürzungswörterbücher nicht mehr hin. Einen Schritt weiter sind dann die Bildungen gegangen, welche die Anfangsbuchstaben nicht einzeln aussprechen, sondern zu Wörtern zusammenziehen, die man ohne

Digitized by Google

Kenntnis ihres Ursprungs ebensowenig versteht wie die zur vorigen Gruppe gehörigen. Auch sie sind im Englischen ziemlich häufig: *Amex* = members of the American Expedition in France, *Anzac* = Australian New Zealand Army Corps, *Dora* = Defence of Realm Act, *Waac* = Women's Auxiliary Army Corps, *Waff* = West African Frontier Force, *War* = West African Rifles, *Wren* = Member of Women's Royal Naval (Division), *Wraf* = Member of Women's Royal Air Force, *Zarp* = Zuyd Afrikaansch Republik Polizei.

Da das Buch von einem Engländer für Engländer geschrieben ist, verzichtet es manchmal auf Definitionen, wo solche dem Fernerstehenden unentbehrlich sind. Erst das NED macht z. B. klar, um was für ein Spiel es sich bei *Aunt Sally* handelt. W. verweist nur auf NED für den ersten Beleg und fügt hinzu, dafs der Name auf französischen Jahrmärkten zu *âne salé* umgedeutet wurde und dafs eine neuere Bezeichnung für das Spiel auch *Emma* laute. Aber auch unter diesem Stichwort sucht man vergebens eine Beschreibung des Spiels oder eine Erklärung des neueren Namens.

In einer nicht geringen Zahl von Fällen weichen W's Erklärungen von denjenigen des NED ab, zumal bei Wörtern romanischen Ursprungs. Als Beispiele seien notiert *akimbo, amadou, amulet, aunt, baseborn, bludgeon, capsize, casern, cockney, crease, cuddle, cut, curse* usw. Im allgemeinen scheinen mir dabei freilich die Etymologen des NED sicherern Boden unter den Füfsen zu haben als W.

Mehrfacher Verbesserungen bedürfen die Bemerkungen über die Einteilung der germanischen Sprachen unter *German* und *Germanic*, und was W. unter *Romansh Language* über die verschiedenen rätoromanischen Mundarten sagt, ist zum Teil falsch oder ungenau.

Bei den zahlreichen Verben auf *-sh* ist W., wie die meisten anderen Etymologen, geneigt, Schallnachahmung oder Lautersatz des Endkonsonanten, für französisches *-s* anzunehmen. Es soll nicht bestritten werden, dafs beide Erklärungsarten gelegentlich berechtigt sind. Aber in sehr vielen Fällen handelt es sich um ganz alte Verbalbildungen, vor deren *-sk-* ein wurzelauslautender Konsonant schon in indogermanischer Zeit schwindet. Eine genaue Untersuchung dieser Bildungen würde gewifs noch eine grofse Zahl unerweiterter Verben neben den

Digitized by Google

erweiterten zu Tage fördern und etymologische Zusammenhänge zwischen Wörtern erkennen lassen, die heute nicht mehr als verwandt empfunden werden. Freilich sind die Belege in allen germanischen Sprachen nur mit Mühe zu finden, weil es sich grofsenteils um unliterarische, höchstens noch über die Mundarten zerstreute Wörter handelt, deren ältere Entsprechungen nur bei genauer Kenntnis der verschiedenen Mundarten mit einiger Sicherheit erschlossen werden können. Der Raum erlaubt mir leider nicht, auf diese Frage hier näher einzugehen.

Einige Randbemerkungen zu Einzelheiten mögen noch gestattet sein: *Cove* im Sinne von fellow, chap weist W. in Übereinstimmung mit NED der Diebssprache des 16. Jahrhunderts zu. Ältere Belege fehlen. Lautlich entspräche das Wort dem ae. und me. Adjektiv *cāf, cōf, cōve* = rasch, geschwind, aber ob ein Bedeutungszusammenhang sich herstellen läfst? Auch mit alemannischem *Cheib* würde rein lautlich Zusammenhang bestehen können, aber auch da macht der Bedeutungsübergang Schwierigkeiten.

Unter *Die-Hards* wäre die Übertragung des militärischen Übernamens auf die Vertreter einer politischen Richtung im Weltkriege zu erwähnen gewesen.

haberdasher erklärt W. folgendermafsen: "First element is perh. ult. that of *avoirdupoids*; the second may be Fr. and Prov. *ais*, board, on which the dealer in small wares would display his goods. This is a conjecture only, and, in the absence of any such OFr. compound, a very dubious one. Franck-Van Wijk (s. v. *haberdoedas*) inclines to the old wheeze of some such Germ. phrase as *habt ihr das?* ... This is not impossible, but supposes the word to have reached us at a very early date from the North Sea or Baltic." Beides gleich unwahrscheinlich. Auf der richtigen Spur scheint NED under *haberdash, haberdashery*. Zusammenhang mit modernisländ. *haprtask* „haversack" wird dort als unmöglich abgelehnt. Aber die natürlichste Erklärung wäre doch die, dafs dem französischen *hapertas*, dem ältesten Beleg fürs Englische, ein deutsches *habertasche* zugrunde läge. Eine ähnliche Bedeutungserweiterung zeigen im Deutschen die Gewerbenamen *Gürtler* und *Seckler*.

Zu *oat* kennen NED und W. keine Entsprechungen in den germanischen Sprachen. Ich habe vor Jahren darauf

Digitized by Google

hingewiesen, dafs lautlich das deutsche *Eisse* genau entspricht und dafs die Ähnlichkeit einer solchen mit einem Haferkorn Bedeutungszusammenhang möglich erscheinen läfst.

pout hält W. für letztlich verwandt mit franz. *bouder*. Wie diese Gleichung zustande kommen soll, sagt er nicht. Der Hinweis auf *pot* = 'lip' in franz. Mundarten und auf die genferische Redensart *faire la potte* nützt kaum viel. Eine gemeinsame Grundlage wird im niederdeutschen *pusten* stecken. Das Verhältnis zum oberdeutschen *pfûsen* wäre zu untersuchen. Ein entsprechendes Paar könnte in engl. *hout*, mhd. *hûzen* vorliegen. *Push* ist vielleicht eine Erweiterung zu diesem *pout*.

rumpus ist nicht auf die baslerische Studentensprache beschränkt, sondern als Verbum *rumpûsen* vom Schweizer. Idiot. für die ganze Norwestschweiz belegt. Ist es etwa aus einem Imperativ *rûmet ûs* abgeleitet?

superman ist von Shaw nicht nach Lichtenbergers *surhomme*, sondern unmittelbar nach dem Deutschen gebildet. Sein Zeugnis in dieser Frage ist neulich von Onions in der Philological Society mitgeteilt worden. Vgl. das Referat in „The Periodical", Oxford Univ. Press, Vol. XI, Nr. 136, vom 15. Okt. 1926, dafs die Stelle aus Shaws Brief so zitiert: "I did not know about Lichtenberger; and though the French *surhomme* now seems as if it had been familiar to me for a long time, I certainly coined Superman direct from the German without any reference to it, simply on the analogy of over 200 words which seem to me to establish the prefix "super" beyond all question as the standard English equivalent to the German "über" in Nietzsche's sense. In fact, I remember being surprised, when I hit on it, at its extreme obviousness, considering that it had been overlooked by some of our most felicitous writers — including H. G. Wells, for example — who had been using such desperate and unspeakable forms as Beyondman, when the glib Superman was staring them in the face all the time. One or two of them tried to keep up these enormities sooner than to confess to the oversight; it was no use, Superman carried all before it."

Nach dem ebenerwähnten Referat in The Periodical wies Onions bei derselben Gelegenheit darauf hin, dafs im Englischen die Redensart *a place in the sun* erst infolge der Rede des deutschen Kaisers vom 27. Aug. 1911, in welcher er für Deutsch-

Digitized by Google

land einen Platz an der Sonne beanspruchte, allgemeinere Verbreitung gefunden hat, während sie, wie auch W. nachweist, auf dem Festland schon mindestens seit Pascals Pensées geläufig war.

Unter *sweat* verzeichnet W. die Redensart *old sweat* = old soldier, für die NED nur die Form *swad* kennt, beide ohne die Herkunft bestimmen zu können. Denkt man an das deutsche *alter Schwede*, so ist Abstammung vom Kontinent und Nachwirkung des dreifsigjährigen Krieges wahrscheinlich.

Für *toddle* meldet W. "of obscure origin". Vgl. deutsch *zotteln*.

Ebensowenig weifs W. eine Erklärung für *yokel*. "It is identic in form with one of the dial. names of the *hickwall*, a kind of woodpecker? Or from *yoke* (of plough); cf. Germ. *flegel*, yokel, lit. flail." Auch NED ist in Verlegenheit: "of uncertain origin". Vermutlich = deutsch *Jockel*, Kurzname für Jakob, das genau im gleichen Sinn wie im Englischen gebraucht wird, alemann. *Jocki, e dumme Jocki, e Bure-Jocki*.

Das Concise Dictionary ist aus dem gröfseren im allgemeinen durch möglichste Kürzung der einzelnen Artikel und durch Verzicht auf die Erörterung unsicherer Vermutungen wie auf die Anhäufung von Belegen entstanden. Natürlich hat es dabei die persönliche Färbung des grofsen Wörterbuchs fast ganz verloren und ist manchmal nicht mehr ganz leicht verständlich. Immerhin ist doch auch die Zahl der ganz ausgelassenen Artikel nicht ganz geringfügig. Im Abschnitt *a — aliment* sind ausgefallen z. B.: *abacot, abaisance, abc, achromatic, acotyledon, acroamatic, actinia, admission, aesthete, Ahriman, Albanian, algarobba*. Dem steht andrerseits eine Vermehrung gegenüber durch neue Artikel; sie lauten im entsprechenden Abschnitt: *abernethy, acerv-, acharnement, acin-, acquest, acro-, actin-, adam, addax, adiaphorist, adjuvant, aepyornis, affeer, alcyonium*.

Dafs auch im übrigen der Auszug einer gründlichen Durchsicht und namentlich auch einer Ausmerzung der in der Kriegsstimmung entstandenen Ausfälle gegen die Gegner unterzogen worden ist, haben wir zu Eingang der Anzeige schon erwähnt. So kommt beiden Formen des Buches ein selbständiger Wert zu.

Basel. Gustav Binz.

Digitized by Google

Kultur und Sprache im neuen England von **Heinrich Spies.** 1925. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin.

Das vorliegende Englandbuch, XV und 216 Seiten stark (darunter 7 Seiten Wörterverzeichnis und 14 Seiten Namen- und Sachregister), bedeutet eine Anwendung des Dilthey-Sprangerschen Strukturgedankens auf die Sprachforschung. Das ist, wissenschaftlich gesehen, ein gewifs nicht geringes Wagnis. Macht sich doch der phänomenologisch verfahrende Forscher, dem die Sprache ein Symbolkomplex ist, der wie jede andere Lebensäufserung in allen Erscheinungsformen auf seine besondere Art die Seelenstruktur einer Volksgemeinschaft vielfältig widerspiegelt, von der rein sachlich konstatierenden blofsen Empirie los und öffnet der einem rigorosen Exaktheitsempfinden immer verdächtigen Intuition Tür und Tor.

Heinrich Spies unternimmt es, eine Epoche sprachlicher Entwicklung in England als Teilerscheinung und Auswirkung einer umfassenderen Kulturentwicklungsphase begreiflich zu machen und ihre Einzelzüge aus dem intuitiv geschauten Ganzheitsbild, als das sich ihm die englische Gegenwartskultur darstellt, analytisch herauszulesen. An der Hand einer hochansehnlichen Fülle von Beobachtungsmaterial verfolgt er den Entwicklungsgang der englischen Sprache innerhalb der zwischen 1880 und 1920 liegenden Jahrzehnte, indem er die Zusammenhänge der Sprachentwicklung mit der Wirksamkeit wirtschaftlicher, politischer, sozialer, ethischer, künstlerischer, religiöser — überhaupt aller inneren und äufseren Faktoren, deren Gesamtheit das Kulturleben ausmacht, in einer Reihe von Einzelbetrachtungen aufzeigt und dabei vielfach Ansätze zu synthetischer Überschau sichtbar werden läfst. Dafs es bei Ansätzen bleibt und kein Ganzes daraus wird, liegt einmal an der Knappheit des der Darstellung zugemessenen Raumes, vor allem aber auch an der Kürze des untersuchten Zeitabschnittes, der überdies noch im wesentlichen auf das letztverflossene Jahrzehnt eingeengt erscheint. Kann auch der Verfasser p. 11 wohl mit Recht sagen, dafs die englische Sprachentwicklung neuerdings eine Art Parallelvorgang zur Überstürzung der Ereignisse und Ideen auf anderen Gebieten des Lebens ist, so dafs also in verhältnismäfsig kurzer Zeit ein grofser Schritt der Entwicklung getan wurde, so sind doch auch gerade unter dieser Voraussetzung ein paar Jahr-

Digitized by Google

zehnte kein hinreichender Spielraum, um sich das Kulturleben eines Volkes an der Sprache zu verdeutlichen.

Die eigentliche Bedeutung des Spiesschen Buches liegt daher zunächst in der sprachkulturellen Fragestellung und in dem mit gröfster Sorgfalt und Umsicht gesammelten und gesichteten Material, das einer künftigen umfassenderen Synthese Grundlage und Ausgangsort werden kann. Gewifs kann eine solche Synthese nie objektiv zwingend sein. Doch trotz der subjektiven Bedingtheit aller iutuitiv gestalteten Konstruktionen ergeben sich aus ihnen oft überraschend einleuchtende Möglichkeiten eines allgemeinen Verstehens, die ihnen nahezu die Festigkeit objektiver Tatbestände verleihen. Das läfst sich auch schon von den kulturmorphologischen Folgerungen sagen, die Spies auf einzelnen Gebieten seiner Untersuchung herausstellt. Man meint in ihnen schlaglichtartig zu erkennen, wie sich in der jüngsten Periode englischer Sprachentwicklung modernes Engländertum überhaupt widerspiegelt. Wir sehen, wie dem politischen Imperialismus gleichlaufend ein sprachlicher Imperialismus mit Riesenschritten voranstürmt, nicht freilich ohne merkbar regsame Reaktion, die mannigfache Keime für eine Entwicklungsmöglichkeit enthält, auf Grund deren, wie einst das Indogermanische und später das Lateinische, so auch einmal das Englische in seiner sprachlichen Einheit durch Spaltungen zertrümmert werden könnte.

In diesem Zusammenhang ist die auch in anderer Hinsicht interessante Beobachtung bezeichnend, dafs die „Solidarität der angelsächsischen Rasse“ eine Grenze „auch“ an der Sprache findet — was sich symptomatisch kundgibt durch die Tatsache, dafs für 2000 Besucher der International Advertising Convention in London-Wembley 1924 ein englisch-amerikanisches Wörterbuch „English at a Glance“ gedruckt wurde.

Von nicht geringem Allgemeininteresse ist es für den Kontinentaleuropäer, zu bemerken, wie sich auch in England die bekannten Nachkriegserscheinungen des Schieber- und Protzentums in der jüngsten Sprachbewegung höchst lebendig erweisen, wie ferner „Euphemismus“, „Understatement“ und „Innuendo“ in neuerer Zeit charakteristisch veränderte Erscheinungsformen angenommen haben, und dabei inne zu werden, wie wichtig es für das Verständnis englischen Geistes-

Digitized by Google

lebens in Literatur, Presse und allgemeiner Öffentlichkeit nicht minder als für die Auslegung der englischen Diplomatensprache ist, die in jenen Sprachbesonderheiten zum Ausdruck kommenden Bedeutungsschattierungen richtig zu erkennen.

Angesichts so mancher das Charakterbild des Vorkriegsengländers scheinbar erheblich wandelnden Symptome wirkt es schliefslich fast beruhigend, sich zu vergewissern, dafs als ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht wenigstens ein Hauptzug in der Grundwesenheit des Briten sich unverändert so erhalten hat, wie ihn — nach Spies — Ch. E. Jerningham in „The Maxims of Marmaduke", London 1909, andeutet mit den Worten: Almost every Englishman imagines he is moral because he objects to immortality — in others. Man wird Heinrich Spies unbedenklich beizupflichten bereit sein, wenn er dazu bemerkt, dafs von dieser Selbstbeurteilung „trotz der epigrammatischen Pointierung ein Kern wissenschaftlich verwertbar bleibt."

Hamburg. Th. Mühe.

J. F. Bense, A Dictionary of the Low-Dutch Element in the English Vocabulary. Part I: Aam—Dowel. The Hague, Martin Nijhoff. 1926. XXXII + 80 S. 8°.

Der Verfasser, der sich schon durch sein Werk „Anglo-Dutch Relations from the Earliest Times to the Death of William the Third" (The Hague 1925) bekanntgemacht hat, läfst jetzt als Ergänzung eine ausführliche Behandlung der holländischen Lehnwörter im Englischen folgen und füllt damit eine empfindliche Lücke in unserer Kenntnis der fremden Bestandteile des Englischen aus. Die Einleitung bietet aufser einer umfangreichen Bibliographie die Erörterung der prinzipiellen Punkte, die für das Thema in Frage kommen: die Identifizierung der ne. Lehnwörter nach innerer Form, Schreibung, Bedeutung und äufseren (geschichtliche und literarische Zeugnisse) Kennzeichen. Nach dem Vorwort hat sich der Verfasser mehr als 20 Jahre mit der Arbeit beschäftigt und dafür besonders das Oxforder NED sowie Wrights English Dialect Dictionary benutzt. Als geborenem Holländer stand ihm natürlich die Kenntnis der lebenden Sprache sowie der umfangreichen Literatur darüber zur Verfügung, die ihn

Digitized by Google

gewissermafsen zur Lösung dieser Aufgabe prädestinierte. In der Tat macht denn auch der vorliegende Teil einen höchst vorteilhaften Eindruck, sowohl was den Umfang des Materials wie dessen Verarbeitung betrifft und läfst auch für die noch ausstehenden drei Lieferungen das Beste erhoffen. Wo er nichts Besseres übee ein Wort zu sagen weifs, als was schon im NED oder im EDD stand, hat er deren Ausführungen einfach übernommen, aber doch häufig eigene Ansichten aufgestellt und begründet.

Einige Bemerkungen zu Einzelheiten mögen folgen. In der Bibliographie vermisse ich die deutschen etymologischen Wörterbücher von Kluge und Weigand-Hirt, das dänisch-norwegische von Falk-Torp, das schwedische von Hellquist, ferner Meyer-Lübkes romanisches etymolog. Wörterbuch; das im Erscheinen begriffene etymolog. Wörterbuch des Französischen von Gamillscheg konnte Bense natürlich noch nicht benutzen. Auch § 12 von Jordans Handbuch der me. Grammatik hätte eine Erwähnung verdient! — Zu einzelnen Wörtern: *atiffe* < afrz. *atiffer* hat doch mit fläm. *tippen* nichts zu tun! — Das veraltete *bedēne* 'sofort, sogleich' geht weder auf me. *mid-ēne* noch auf mnl. *medeen, bedeen* zurück, wie me. *bedōne* beweist, sondern es liegt ae. **be dēnum, dōnum* oder der Instr. *dēne, dōne* zugrunde. Es bedeutet also ursprünglich 'bei Getanem'. Diese von Skeat und mir schon vor Jahren gegebene Erklärung scheint B. entgangen zu sein. — *Beghard* und *beguine* haben nach Gamillscheg nichts mit Lambert le Bègue zu tun, sondern mfrz. *begard* stammt von mnl. *beggaert* 'Bettler'. — *Blout* (schott.) kann nicht auf nd. *blaut* beruhen, da dies nur eine moderne Diphthongierung von *ō* zeigt. — Unter *Boor's Mustard* l. *Baurensenfe* st. *-seufe*. — Unter *bought* Z. 5 l. OE. *byht* st. *byght*; ib. Sp. 2, S. 14 l. *Biegsamsten* st. *-ster*. — Zu *box* vgl. noch mhd. *buxen* neben *buc* 'Schlag'. — Zu *bud*: nl. *bodde* bei Kilian ist nicht aus *botte, butte* entwickelt, sondern zeigt die Form des Wortes (l. *butina*) mit romanischer Erweichung des *-t-*, vgl. ae. *byden*, mnd. *bödene, böden, böde, bödde, büdde* 'Bütte'. Daher ist auch die Erklärung von ne. *bud*, me. *budde* aus **butte* undenkbar. — *Bundle* kann sehr wohl ae. *byndele* fortsetzen, vgl. *crutch, cudgel, much* etc. — Könnte der Auslaut von *bush* 'Büchse' vielleicht durch die Entsprechung von ne. *fish, ash, bush* mit nl. *visch, asch, bosch* (schon damals

Digitized by Google

mit *-s* gesprochen) erklärt werden? — In *cashier* 'Kassierer' steht auch *sh* für *s*, falls es aus nl. *cassier* stammt, wie B. annimmt, desgl. in *Flushing*, nl. *Vlissingen*, *closh* für *closs*. — Unter *clam* sb.[2] (s. 42a) l. nhd. *erstarrt* st. *erstartt* und unter *clammy* (ib. b) l. ae. *clám* st. *clam*. — Unter *clink* sb.[2] mufs es im Zitat aus Sheph. Cal. natürlich *Then* heifsen. — Zu *cly* 'to seize, take, get, steal' vgl. nhd. *klauen* 'stehlen', abgel. von *Klaue*. — Unter *coe* wirft Verf. zwei verschiedene Wörter zusammen, nämlich 1. nl. *kouw* 'Käfig' < l. *cavea*, 2. nd. *kâve* 'Koben' = ne. *cove*. — Zu *coldrycke* sind vielleicht nhd. Bildungen wie *sengerig*, *schlabberig*, *klapperig*, *schwummerig* zu vergleichen? — Unter *coleseed* l. ae. *cáwel-sǽd*. — Unter *coy* ist mnd. *kave* (= *kǭve*) am Ende zu streichen. — Das unter *crag* sb.[2] besprochene dän. *krage* hat nichts mit *krage* = schwed. *kråka*, aisl. *kráka* 'Krähe' zu tun, sondern entspricht dem aisl. *kraki* 'Stange, zartgliedrige Person', vgl. Falk-Torp s. v. — *cramp* sb.[1] (Mitte) l. O. L. G. **krampa* st. *-e*. — *Crampon*: das afrz. Wort geht auf die Cas. obl. von andfr. **krampo* zurück. — *Cresset*: afrz. *craisset* erklärt Gamillscheg als Mischung von *crois* 'Kreuz' und *graisse* 'Fett'. — Unter *cricket* sb.[1] l. ae. *crycc* st. *cryce*. — Wenn *crock* sb.[1] wirklich auf nl. *crack(e)* beruht, ist das Fehlen von Formen mit *a* bemerkenswert, ebenso bei *croft* 'Karaffe' < nl. *kraft*. Das Umgekehrte ist ja häufig! — *Crucian*, *crusian*, *crusion* 'Karausche' verdankt seine Endung wohl dem frz. *ca-*, *corassin* < l. *coracīnus* < gr. *κοράκῖνος*. — *dell* sb.[1] ist schon im Ae. belegt! — *Dote*: das frühme. *dotien* weist doch wohl auf ein ae. **dotian* zurück.

Diese kleinen Ausstellungen können und sollen den Wert des trefflichen, mit Fleifs, Methode und Scharfsinn gearbeiteten Buches nicht verringern. Ich bekenne gern, viel daraus gelernt zu haben und mufs es als eine sehr schätzenswerte Bereicherung unserer lexikalischen Literatur bezeichnen.

[Korr.-Note. Diese Anzeige wurde verfafst, ehe mir Tolls Arbeit über die nl. Lehnwörter im Mittelengl. (Morsbachs Studien 69) zu Gesicht gekommen war.]

Kiel. F. Holthausen.

Digitized by Google

Scottish Gaelic Studies, issued from the Celtic Department of the University of Aberdeen, edited by **John Macdonald,** M. A. Humphrey Milford. Oxford University Press. Vol. I. 1926. 218 S. Annual Suscription 15/—.

Unleugbar ist der schottisch-gälische Zweig der keltischen Sprachfamilie bisher von der Keltologie ein wenig stiefmütterlich behandelt worden; man war vielleicht allzusehr geneigt, in ihm nur einen Ableger des Irischen zu sehen, das durch die Reichhaltigkeit und das hohe Alter seiner literarischen Überlieferung sowie durch die Altertümlichkeit der Sprache seiner ältesten Denkmäler den Keltologen wie den vergleichenden Sprachforscher von jeher am lebhaftesten interessiert hat. Dieser Rang wird dem Irischen immer verbleiben; daneben darf aber die schottische Sprache nicht so unbeachtet wie bisher in dem Schatten der älteren und glänzenderen Schwester stehen bleiben. Auch das Schottisch-Gälische weist für den Philologen viel Interessantes, nur ihm Eigenes auf. Ganz besonders wird der Anglist sich vom Studium des Schottisch-Gälischen manchen Vorteil versprechen dürfen. Einen wesentlichen Fortschritt auf dem Gebiet der schottisch-gälischen Philologie bedeutete schon das Erscheinen von Mac-Lennans Gaelic-English and English-Gaelish Dictionary (Edinburgh 1925), das die älteren lexikalischen Hilfsmittel entschieden in den Schatten stellt. Und jetzt ist durch das Erscheinen der Scottish-Gaelic Studies diesem Zweiege der Keltologie ein eigenes wissenschaftliches Organ geschaffen, so wie es die Zeitschrift Ériu für das Irische ist.

Sprache, Literatur und Archäologie sollen in diesen Studien in gleichem Maſse zu Worte kommen, und zwar von den ältesten Inschriften an bis auf die Sprache und Literatur der heutigen Dialekte. Besonders wichtig wird die Erforschung der Ortsnamen sein. — Eine Reihe namhafter britischer und irischer Gelehrter hat sich dem Herausgeber als Mitarbeiter zur Verfügung gestellt, und es sei festgestellt, daſs das wissenschaftliche Niveau des ersten Bandes durchschnittlich erfreulich hoch ist.

Über den Inhalt des Bandes sei hier kurz berichtet: An zwei Stellen (p. 3 ff. und p. 195 ff.) werden von F. C. Diack alte Inschriften neu gelesen und interpretiert, zuerst eine Ogominschrift von der im Südwesten Schottlands liegenden

Digitized by Google

Insel Gigha; Schriftform und Sprache dieser Inschrift deuten auf die Zeit vor 500, d. h. die Zeit vor der Einwanderung der Iren in Schottland. — In der anderen Inschrift, aus Colchester stammend, sah man bislang die soldatische Weihinschrift eines Caledoniers. Diack weist nach, dafs das fragliche Wort *CALEDO* der Eigenname des Stifters ist, und dafs die Inschrift auch zwei altbritannische Wörter enthält. Die Inschrift gehört dem 3. Jh. an.

Auch für den Anglisten von Interesse ist der Aufsatz von G. Milne: The River-Name "Tweed". Der Name dieses Flusses schien bisher in der Geographie des Ptolemäus zu fehlen. Nun nennt aber Ptolemäus die Stelle des heutigen Spee (also im mittleren Schottland) einen Flufs *Tuesis*, und Milne zeigt, dafs wir es hier in Wahrheit mit dem alten Namen des Tweed zu tun haben, der von Ptolemäus irrtümlich in eine nördlichere Gegend verlegt sei. Der Flufsname sei von den Angelsachsen übernommen, noch ehe *v* nach *t* ausfiel. *Tweed* gehe auf den Dativ **tveti* < **tvesiti* zurück; die Bedeutung sei „schwellend, mächtig".

Wichtig ist auch ein weiterer Aufsatz von Diack: „Aber and Inver in Scotland" (p. 83 ff.). *Aber* (z. B. in *Aberdeen*) bedeutet nicht „Flufsmündung", wie man allgemein annahm, sondern „Moor". Es handelt sich um ein im Schottisch-Gälischen verschollenes Wort *abar*, das im Irischen noch lebt und schon in der alten Literatur begegnet. Das schottische Wort Inver (*ionbhar*) „Flufsmündung" entspricht lautlich nicht genau dem irischen *inbher*, stellt vielmehr eine Ablautsform dar.

Der Anglist sei weiter noch besonders hingewiesen auf des irischen Gelehrten O'Rahilly „Etymological Notes" (p. 28 ff.). Das schottische Wort *peata* „a pampered person" = mittelirisch *petta* „zahmes Tier, Schofstier" ist nicht, wie man bisher annahm, dem engl. *pet* „zahm, Schofs-" entlehnt, sondern umgekehrt das englische Wort dem Keltischen. Der früheste Beleg für engl. *pet* ist 1508 datierbar, während ir. *petta* bereits in der alten Sage Táin bó Cúalnge begegnet. O'R. stellt das Wort zu altir. *ar-pettim* „musiziere, unterhalte".

Für den Keltologen von grofser Bedeutung ist J. Frasers Untersuchung über die Sprache des sogenannten Fermaig-Manuskripts, einer annähernd phonetisch geschriebenen Handschrift aus dem Ende des 17. Jhs. (p. 38 ff.) und 119 ff.). —

Digitized by Google

Nützlich ist auch die Illustrierung der schottisch-gälischen Dialekte an Hand eines bestimmten Textes durch H. C. Dieckhoff (p. 188 ff.).

Aus dem übrigen Inhalt hebe ich noch einen Aufsatz, abermals von Diack, hervor: „The Sloe in Scottish-Gaelic" (p. 134 ff.). Das im Irischen wie im Schottischen als Appellativum verloren gegangene Wort *card* „Schlehe", vgl. kymr. *cardden* "thicket, brake", verbirgt sich einmal hinter einem in Cormacs Glossar als „piktisch" (*eruithnech*) bezeichneten Kompositum *cartait* „Dorn, Tuchnadel", und hat sich andererseits in einer Reihe schottischer Lokalnamen erhalten. Die Ausführungen sind zum Teil etwas phantastisch.

Auf die noch übrigen Aufsätze soll hier nicht näher eingegangen werden; es handelt sich zumeist um kritische Veröffentlichungen, älterer und neuerer, poetischer und prosaischer schottisch-gälischer Texte oder um allerhand Varia.

Zum Schlufs darf man den Wunsch aussprechen, dafs sich die folgenden Bände der Scottish-Gaelic Studies diesem ersten würdig an die Seite stellen möchten!

Göttingen. Wolfgang Krause.

Altenglische Schreiberverse.

Schipper teilt auf S. XXV f. seiner Bedaausgabe (Bibl. d. ags. Prosa, 4. Bd.) 10 Verse aus der Hs. B (C. C. C. Cambridge Nr. 41) mit, die bisher wenig beachtet zu sein scheinen. Sie lauten dort abgeteilt:

(B)idde ic éac ǣghwylcne mann,
brego, rīces weard, þe þās bōc rǣde,
and þā bredu befō, fīra aldor,
þæt gefyrðrige ðone wrītre wynsum cræfte,
þe ðās bōc āwrāt bām handum twām,
þæt hē mōte manega gȳt mundum sȳnum
geendigan his aldre tō willan,
þæt him þæs geunne, sē ðe āh ealles geweald,
rodera waldend, þæt hē on riht mōte
oð his daga ende drihten herigan! Amen.

Bei genauerer Betrachtung ergibt sich bald, dafs V. 1a, 3b, 4a und 7a metrisch nicht in Ordnung sind. Der zu kurze

Digitized by Google

Vers 1a ist leicht zu bessern, wenn man *tō éacan* statt *éac* schreibt; in V. 3 ist die Alliteration falsch, da ja *bredu* diese tragen müfste, V. 4a ist zu lang, wie auch 7a. Ich vermute nun, dafs hinter V. 3a ein Halbvers ausgelassen ist, vielleicht das bekannte *burgum on innan*; dann könnte *fīra aldor* mit *þæt gefyrðrige* einen Langvers bilden, woran sich *ðone wrīt⟨e⟩re wynsum cræfte* anschliefsen würde. In V. 7a ist *his* entbehrlich. Das Ganze würde also metrisch richtig lauten:

⟨B⟩iddę ic ⟨tō⟩ éac⟨an⟩ ēghwylcne mann,
brego, rīces weard, þe þās bōc rǣde,
and þā bredu befō ⟨burgum on innan⟩,
fīra aldor, þæt gefyrðrige
ðone wrīt⟨e⟩re, wynsum cræfte,
þe ðās bōc āwrāt bām handum twām;
þæt hē mōte manega gȳt mundum sȳnum
geendigan, aldre tō willan,
þæt him þæs geunne, sē ðe āh ealles geweald,
rodera waldend, þæt hē on riht mōte
oð his daga ende drihten herigan! Amen.

Die Voraussetzung ist natürlich, dafs der Schreiber die Verse nicht selbst gemacht, sondern aus dem Gedächtnis oder nach einer Vorlage geschrieben hat.

Kiel. F. Holthausen.

II. AUS ZEITSCHRIFTEN.

Les Langues Modernes XXIV/8: Chassé, Maupassant et l'Angleterre. — Joussaume, L'Inde, problème impérial.

Schule und Wissenschaft I, 6: Aronstein, Der Geist der englischen Sprache.

[4. 5. '27.]

INHALT.

	Seite
Ia. Paula Matthes, Sprachform, Wort- und Bedeutungskategorie und Begriff (Funke)	161
Ernest Weekley, An Etymological Dictionary of Modern English — A Concise Etymological Dictionary of Modern English (Binz)	176 176
Heinrich Spies, Kultur und Sprache im neuen England (Mühe)	184
J. F. Bense, A Dictionary of the Low-Dutch Element in the English Vocabulary (Holthausen)	186
Scottish Gaelic Studies, ed. by John Macdonald (Krause)	189
Ib. Holthausen, Altenglische Schreiberverse	191
II. Aus Zeitschriften	192

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann** in **Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

SEP 9 1927

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVIII. Bd. Juli 1927. Nr. VII.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

St. Erkenwald, A Middle English Poem, edited with Introduction, Notes, and Glossary by **Henry L. Savage,** Instructor in English in Princeton University. New Haven, Yale University Press, London, Humphrey Milford. Oxford, University Press. 1926. A. u. d. T.: **Yale Studies in English, Albert S. Cook,** Editor. **LXXII.** — LXXIX + 96 S. 8°. Preis $ 2.

Die schöne und merkwürdige Dichtung vom Bischof St. Erkenwald von London liegt nunmehr in einer dritten Ausgabe vor. Zuerst von Horstmann in den Altengl. Legenden, N. F. Heilbronn 1881, S. 265 ff. gedruckt, wurde sie 1922 von neuem durch I. Gollancz veröffentlicht, der sich um die Erklärung des Textes grofse Verdienste erwarb, aber auch recht frei mit der Überlieferung umging. Herr Savage hatte mit seiner Arbeit bereits begonnen, ehe die seines Vorgängers erschienen war, und man kann wohl sagen, dafs sie durchaus nicht überflüssig ist. Alle sich an das Gedicht knüpfenden literarischen, historischen, grammatischen, stilistischen und metrischen Fragen sind in der Einleitung gründlich und gewissenhaft behandelt worden. Der Text ist konservativer als bei G. behandelt, alle Schwierigkeiten desselben sind in umfangreichen Anmerkungen besprochen und ein ausführliches Glossar gibt über jedes Wort und jede Form Auskunft. Den Schlufs bildet eine vollständige Bibliographie. Ohne Zweifel bedeutet die neue Ausgabe einen Fortschritt über die vorhergehende, die natürlich dem neuen Herausgeber seine Arbeit sehr erleichtert hat, und darf wohl als eine definitive bezeichnet werden.

Die Quellenstudie kommt zu dem Ergebnis, dafs der Dichter sein Werk selbständig aus fünf verschiedenen Teilen zusammen-

Digitized by Google

gesetzt hat; dem unbekannten Verfasser werden auch, wie üblich, Sir Gawain, Patience, Purity und The Pearl zugeschrieben, wofür Beweise aus Stil, Sprache und Metrik beigebracht werden. Entscheiden kann diese Frage m. E. nur die Schallanalyse! Als Abfassungszeit der Dichtung setzt Savage das Jahr 1386 an.

Der Text, den S. in Vierzeilern druckt, gibt nur zu wenigen Bemerkungen Anlafs. V. 64 ist überliefert:

þat as alle þe worlde were þider walon within a honde quile.

S. 30 wird dieser Vers eingehend besprochen, aber die Möglichkeit, *walande* oder *wallande* für *walon* zu schreiben, nicht erwogen.

V. 75: *So was þe glode within gay.*

Auch diesen Vers hat S. S. 31 ausführlich erörtert und setzt als Bedeutung von *glode* mit Gollancz 'bright inside' an. Wenn es geschlossenes *ō* hat, entspricht das Wort genau dem norw. *glōd*, aisl. *glóð* 'Glut', eigentlich 'Glanz'.

V. 192: *þurghe sum lant goste lyfe of hym þat al redes.*

Dafs hier mit Fischer *of* vor *lyfe* zu ergänzen ist, halte ich jetzt für sicher; *lant* ist entstellt aus *ant* = *and* 'Atem', also l. *ant-goste* < *of* > *lyfe*. Die Alliteration liegt auf *ant* und *hym*, da der Dichter gehauchte und ungehauchte Vokale bindet, vgl. S. XLVI.

V. 297: *Ȝe were entouchid with his tethe, and take in þe glotte.*

Das letzte Wort ist wohl nichts anderes als ne. *glut* 'verschlingen, schlucken', das ausgezeichneten Sinn gibt! Weder frz. *gledde*, noch aisl. *glotta*, noch norw. *glott* kommen in Betracht.

Zum Glossar. *baythe* V. 257 würde ich lieber mit 'anreden' als mit 'ask' übersetzen, vgl. aisl. *beiða e-n máls, orða*. — *fulsen* gehört zu ae. *fylst*, nicht *filst*. — Zu *glode* und *glotte* vgl. oben. — *hathel* kann auch aus ae. *œðele* + *hæleð* entstanden sein; ich hörte einmal *Säuler* < *Säule* + *Pfeiler*. — *loffyng* scheint mir jetzt von einem ae. **lāfian* (zu *lāf*) abgeleitet zu sein, dem ahd. *leibēn*, as. *lēƀon* entsprechen würden. — Zu *malten* vgl. mhd. *malzen*, mnd. *molten*. — *oþer* 'or' beruht auf ae. *oððe*, das *-r* stammt von *whether*, vgl. auch nhd. *oder* nach *weder*. — *rat* 'Lumpen, Fetzen' ist wohl = norw. *rat(e)*, aisl.

Digitized by Google

hrati 'Kram, Plunder, Abfall, Gerümpel'. — Gehört *skelte* 'eilen' vielleicht zu schwed. *skala* 'laufen' und zu gr. σκέλος 'Bein'? — *þof* beruht auf urnord. **þoh* (Orrms *þohh*), nicht auf aisl. *þó!* — *uche* geht auf ae. *gehwylc*, nicht auf *ylc* zurück.

Noch ein Wort zur Alliteration! V. 2:

sythen Crist súffirde on cròsse, and Cristendome stáblyde

soll nach S. XLVI Anm. 9 gegen die Regel verstofsen, dafs *s* nicht auf *st* reimen darf. Aber hier steht doch *cr*-! — V. 129:

þe býshop hym shope sólemply to sýnge þe héghe masse

ist ebenfalls ganz in Ordnung: es alliteriert *s*, nicht *sh*! — V. 132:

of spíritus domini for his spéde, on sútile wíse

wäre durch Änderung von *sutile* in *special* leicht zu bessern.

Kiel. F. Holthausen.

An Anglo-Saxon Chronicle from Brit. Museum, Cott. MS., Tiberius B. IV, ed. by **E. Classen**, M. A., Ph. D. and **F. E. Harmer**, M. A. (Modern Lang. Texts, English Series). Manchester, At the University Press. 1926. XVI + 150 S. 8°.

Das gefällig ausgestattete Büchlein enthält den mit den notwendigsten Besserungen[1]) versehenen schlechten Text der ae. Annalen nach der Hs. Tib. B. IV des Brit. Museums nebst einer kurzen Einleitung und einem ausführlichen Glossar sowie einer Namenliste. Es beweist, dafs die ae. Studien in England neuerdings einen Aufschwung nehmen, während sie bei uns eher zurückgehen. Für deutsche akademische Belange kommt das Werkchen jedoch kaum in Betracht.

Im Glossar ist mir aufgefallen: *ǣsc* für *æsc*; *ǣrnemergen* 'early morning' ist doch kein Wort; *Crist* hat ae. Kürze; *ecg* hat kurzen Vokal; *geblētsian* hat Länge; *getāwian* desgl.; *hlǣfdīge* hat langes *i*; *īlca* desgl.; *mēce* hat langes *e*; *ōretmæcg* langes *o* (< **or-hāt*); *scipflotan* kurzes *o*, desgl. *unfriðˇ*; *up* = *upp* hat natürlich Kürze, trotz mhd. *ūf*. Im Namenverzeichnis, das auch die heutigen Formen der Ortsnamen angibt, fehlt alle Qualitätsbezeichnung, obgleich sie in vielen Fällen möglich gewesen wäre.

[1]) Nur in den Gedichten sind die dümmsten Schreibfehler stehengeblieben, die dann im Glossar verbessert werden. Warum erst da?

Kiel. F. Holthausen.

Digitized by Google

Essays and Studies by **Members of the English Association.** Collected by **John Buchan.** Vol. XII. Oxford, at the Clarendon Press 1926. 7 s. 6 d. net. 119 pp.

The last volume of *Essays and Studies* contains six papers which treat of subjects ranging over several hundreds of years — from Spenser to the 19th century. In the case of the last paper — on Scottish Ballads — the investigation extends even into the Middle Ages on some points.

H. W. Garrod's *Milton's Lines on Shakespeare* discusses the text of the poem in question, the sources, and Milton's part in the insertion of the poem in its different versions into the editions of Shakespeare — particularly *Poems: Written by Wil. Shakespeare Gent.*, 1640, and the second Folio, 1632. The author has succeeded in gleaning not a little fresh material which he considers with much judiciousness. Particular interest attaches to some parallels between Milton's *Lines on Shakespeare* and passages in Massinger & Field's *Fatal Dowry*:

> He cannot raise thee a poor monument; ...
> Thy worth, in every heart, builds one,
> Making their friendly hearts thy funeral stone,

in Th. Tomkins' *Albumazar*:

> Wonder for me, admire and be astonished,
> Marvel thyself to marble,

in *Britannia's Pastorals*, etc. Source-hunting ever was a dangerous undertaking, but I think the author is sufficiently cautious, and his paper as a whole is now particularly refreshing on account of its display of real knowledge and information.

Herbert Wright writes a very interesting paper on *The Associations of Thomas Love Peacock with Wales.* The author ascribes Peacock's predilection for Wales to the general love which Romanticism bore to mountain scenery and to the traditions, literature and history of remote periods. The impressions which the scenery of Wales left on Peacock's mind are traceable in *The Philosophy of Melancholy* and his first visit to this country led up to his marriage with a Welsh lady and wakened — or strengthened — his interests in Celtic literature, which were to become particularly marked towards 1830 (*The Misfortunes of Elphin*).

Digitized by Google

R. W. Chapman proposes a new edition of *Johnson's Letters* and notes down some dates and facts about the earlier editions. The author has studied the corruptions or omissions in the text no less than the palæography of the letters. The problems offered by the latter science are most interesting, the instance of how "easily" really looks much more like "safely" being the most obvious one.

H. Clement Notcutt has set himself a less profitable task trying to prove in detail that *The Faery Queene* is one of the finest achievements in English poetry. There is a general agreement as to this fact, but the author thinks that current criticism of particulars tends to obscure or disprove the above opinion. The discussion must needs be a barren one, in my opinion. It is quite useless trying to induce those who steep themselves in the music of Spenser's stanzas, in his gorgeous imagery, in the radiance and beauty of his poetic inspiration — it is quite useless trying to induce them to get up any enthusiasm for his form, or better, his plan of the whole. It is a mistake to believe that great poetry is one and indivisible. It is our right — or even our duty — to recognize that there are parts in Shakespeare, Milton, Spenser, Keats, and so on, which have died, if they were formerly living poetry to men. If we are inclined to accept works of art without reservation, as infallible and as patterns to the full, we are classicists unable to understand the essence of poetry. To make clear to our understanding the nice arrangement of matter and thought in *The Faery Queene*, will not make us enjoy its poetic quality. No amount of information as to the construction of Kant's *Kritik der reinen Vernunft* will make us think this work poetry.

I should like to add that, whoever reads Emile Legouis' admirable book on *Spenser*, will be able to appreciate the poet in the right way. I must repeat what I said on a former occasion: "The moral qualities of the poem is one thing, its poetic beauty another, and a different one.

Archibald MacMechan writes on the beginning of *Canadian Literature* and furnishes some valuable information about the literary activities in this part of the British Empire. To those who are acquainted with Sam Slick, there is no real difference between the States and Canada in the essential

Digitized by Google

manifestations of literary life. The Clockmaker's attitude of mind is American, not Canadian. And the author fails to make out what is Canadian and what is not. Or he has not even put the problem?

The last essay — by Alexander Keith — is on *Scottish Ballads: Their Evidence of Authorship and Origin.* The subject is difficult and the author approaches it with befitting caution. He discusses oral tradition and written copy; the *terminus a quo* of the ballad; the means of fixing its date; parallel versions in different countries; authorship; "incremental repetition", commonplaces and refrains as characteristics of the ballad, and ends with a plea for the individual authorship of ballads.

Greifswald. S. B. Liljegren.

Morris Palmer Tilley, Elizabethan Proverb Lore in Lyly's Euphues and in Pettie's Petite Pallace. With Parallels from Shakespeare. Macmillan, New York 1926. X + 461 pp. $ 3.50.

A. u. d. T.: **University of Michigan Publications. Language and Literature.** Vol. II.

Richard Jente, The Proverbs of Shakespeare with Early and Contemporary Parallels. Reprinted from Washington University Studies, Vol. XIII, Humanistic Series, No. 2. pp. 391—444. 1926.

Mr. Tilley states in his present work that the final study of Shakespeare's proverbs has still to be made and it is thus a curious incident which has put Mr. Jente's study into the reviewer's hands together with the larger work. As a matter of fact the two books supplement each other in many ways. It is even regrettable that both collections have been conducted independently, as both authors have evidently had to go through much the identical books and sources. Proverb collecting ought to be systematized and confided to a staff of co-workers, just like dictionary work. The chief aim of investigations like the present one must be to facilitate the understanding of texts. Thus Hamlet's "Let the galled jade wince; our withers are unwrung", which taken alone presents several difficulties and which may give rise to different interpretations, becomes clear and unmistakeable in view of a series

Digitized by Google

of instances from Euphues, Chaucer, Heywood, Howell, Kelly, etc. (Tilley, p. 261 f., Jente, p. 423).

Mr. Tilley's aims go beyond the one indicated above. He has noted that the characteristic feature of Elizabethan proverbs in contrast with English proverbs before that time, is the large increase in the number of foreign proverbs. This is evidently due to the endeavours of Elizabethan writers to refine and broaden the English language and to increase its power of expression. In particular, borrowings from contemporary sources introduced a novel element, as classical proverbs had been adopted by English authors from a much earlier date (p. 1).

Out of Euphues alone, Mr. Tilley has won seven-hundred and fifty seven proverbs. One hundred and forty-eight of them are likewise found in George Pettie's *Petite Pallace* from which work it seems that Lyly borrowed freely.

Another thing results from Mr. Tilley's investigations. While formerly, Lyly was credited with having invented his proverbs just like sentences, the present work shows how far he is indebted to other authors, English and foreign, in this respect. Also, Mr. Tilley shows how the use of proverbs was part of Lyly's art intended to make truth more grateful while attired and adorned with fine figures and choice phrases (p. 30 n.). A following chapter is devoted to the later reaction against the use of proverbs which seems to have culminated — as regards Euphues — in the first half of the 19th century when literary men like Southey characterized the proverbial element in Euphues as vulgarities or vulgar errors (p. 38). This reaction evidently extends to proverbs in general and to the 18th century as a whole.

The book is made particularly useful by means of very full indexes.

Jente's study is of a very much more modest kind and is in fact only an instalment of a forthcoming larger work on old proverbs which the author announces as now nearly ready for publication.

Greifswald. S. B. Liljegren.

Digitized by Google

Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz. Von **Josef Kohler.** Zweite Auflage. Mit einem Bildnis des Verfassers. Berlin-Leipzig, Dr. Walther Rotschild, 1919. XI und 366 S.

Beim Erscheinen der ersten Auflage dieses vielumkämpften Buches (1883/84) schrieb Leo im Shakespeare-Jahrbuch XX, 291: „Wir Shakespearianer haben keine Veranlassung, dem Werke eine Bedeutung beizumessen." Das würde heutzutage niemand mehr so ohne weiteres zu sagen wagen. Denn wir haben inzwischen gelernt, dafs das Recht ebenso der Ausdruck eines Kulturzustandes ist wie die Dichtung, die bildende Kunst, die Musik, die Religion und die Philosophie. Wir sind uns heute bewufst, dafs all diese Kulturerrungenschaften die Schöpfungen ein und derselben psychischen Struktur sind, und wir glauben, dafs die hervorstechendsten Zielstrebungen und Wertsetzungen, welche für die Psyche einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Volkes charakteristisch sind, in allen Kulturäufserungen zur Geltung kommen müssen, soweit es der Sache nach möglich ist. So würde auch der Philologe wie jeder Kulturhistoriker ein Buch gern zur Hand nehmen, das ihm hülfe, sich über die Rechtsanschauungen des englischen Volkes zur Shakespeare-Zeit zu orientieren. Besonders gern würde er erfahren, inwieweit etwa Rechtsgedanken der elisabethanischen Zeit in den Shakespeareschen Dramen ihren Niederschlag gefunden haben, sei es, dafs Shakespeare selbst — was natürlich a priori wenig wahrscheinlich ist — oder andere die Schöpfer dieser Gedanken gewesen sind.

Ein weiterer uns sich aufdrängender Fragenkomplex wäre: Entsprechen die rechtlichen Probleme und ihre Lösungen bei Shakespeare dem Rechtszustande des elisabethanischen Englands, oder reflektieren sie Rechtsanschauungen und Rechtsbräuche einer älteren Zeit? Oder auch: Mischen sich in Shakespeares Dramen etwa Rechtsnormen verschiedener Zeiten und verschiedener Völker, — was nicht zu verwundern wäre, da Shakespeares Dramenstoffe letzten Endes vielfach aus mittelalterlichen oder gar antiken Quellen stammen? Mit anderen Worten: die Zeitbedingtheit der bei Shakespeare vorkommenden Rechtsprobleme würde uns Philologen am meisten am Herzen liegen.

Wer mit solchen Fragen an das Buch des berühmten Berliner Universalrechtshistorikers herantritt, wird einiger-

Digitized by Google

mafsen enttäuscht sein. Denn dies sind nicht die Probleme, die den Verfasser geleitet haben. Zwar läfst sich mancherlei aus dem von ihm Vorgebrachten zur Beantwortung unserer Fragen lernen. So erfahren wir z. B., dafs ein solch blutiger Vertrag wie der Fleischpfand-Pakt Shylocks nicht nur eine Märchenphantasie ist, sondern dafs es wirklich Zeiten und Völker gegeben hat, wo ein solcher Vertrag ethisch möglich und rechtlich gültig war. Aber unser Verfasser legt keinen Wert darauf näher zu bestimmen, aus welchem zeitlich und völkisch begrenzten Kulturmilieu eine solche Rechtsanschauung stammte und ob sie etwa noch in Shakespeares England Gültigkeit beanspruchen konnte.

Dafs dies nicht der Fall war, wissen wir jetzt durch die Forschungen von Niemeyer[1]) und Eberstadt[2]), deren Arbeiten Kohler merkwürdigerweise keine Beachtung geschenkt hat. Ebenso ist uns klar geworden, dafs „der Prozefsablauf [im 'Kaufmann von Venedig'] den Mafsstäben des englischen Rechtes im 16. Jahrhundert schlechterdings nicht standhält". Es handelt sich also im „Kaufmann von Venedig" um Rechtsgebräuche, die nicht aus Shakespeares Umwelt genommen sind, und um Rechtsgedanken, die nicht Shakespeares Kopf oder dem seiner englischen Zeitgenossen entwachsen sind. Shakespeare hat vielmehr, als ein echter Dichter mehr auf Phantasiespiel als auf Wirklichkeit bedacht und als ein echtgermanischer Dichter weniger um Stofferfindung als um Stoffgestaltung besorgt, auch für Shylocks Rechtsstreit alle stofflichen Elemente irgendwelchen Quellen entnommen, die wir heute nicht mehr besitzen oder nicht mehr genau bestimmen können. Wir können aber klar ersehen, dafs die juristischen Verhältnisse im „Kaufmann von Venedig" nicht auf elisabethanischem Boden und überhaupt nicht in England entstanden sind, sondern aus der italienischen Frührenaissance, wohl des 14. Jhs., stammen. Im einzelnen kann man den Ursprung noch näher bestimmen. Der Fleischpfand-Vertrag ist römisch-rechtlichen Ursprungs, wie das Zwölftafelgesetz uns das zeigt, konnte aber, wie Nie-

[1]) Th. Niemeyer, Der Rechtsspruch gegen Shylock im „Kaufmann von Venedig" (Leipzig 1912). Dazu Oetker in Shakespeare-Jahrbuch 49, 206 ff.

[2]) R. Eberstadt, Der Shylockvertrag und sein Urbild, im Shakespeare-Jahrbuch 44 (1908), S. 1—85. — Huvelin, Le procès de Shylock (1920) kenne ich nur dem Titel nach.

Digitized by Google

meyer darlegt, noch im venezianischen Stadtrecht des 13. Jhs. Gültigkeit beanspruchen. Das antike Recht kannte keine Scheidung von Fleisch und Blut. Daher ist die Entscheidung des Rechtsstreites, „Fleisch, aber kein Blut", durchaus unrömisch und vielmehr mittelalterlich, nämlich scholastisch-kirchlich. Die Herbeiziehung eines römisch-rechtlich geschulten Juristen, eines sog. *amicus curiae*, durch das venezianische Stadtgericht zur Rechtsbegutachtung — das ist die eigentliche Funktion der Portia bei Shakespeare — entspricht italienischem Renaissancebrauch, kann also (falls der *amicus curiae* nicht doch noch in England nachgewiesen wird) nicht erst von Shakespeare in die Fabel eingeführt sein, sondern mufs so, wie sie bei Shakespeare erscheint, schon in einer verlorengegangenen italienischen Fassung gestanden haben, was man bisher, soweit ich sehe, nicht beachtet hat. Diese italienische Fassung würde dann die Mittlerrolle gespielt haben zwischen dem verlorenen, bei Gossen erwähnten „Juden"-Drama (1576), das man gemeinhin als Shakespeares Vorlage betrachtet, und der italienischen Prosanovelle (um 1378) des Florentiner Notars Giovanni, dem wir sicherlich die Herausarbeitung des juristischen Elementes in dem alten, ursprünglich wohl orientalischen Erzählungsstoffe zu verdanken haben, bei dem aber Portia noch nicht als Berater des Stadtgerichts, sondern als ganz selbständiger Richter auftritt.

All diese Fragen interessieren Kohler nicht. Ihm sind die Shakespeareschen Rechtsfragen nur ein Vorwand, nur Beispiele, um daran die historische Entwicklung des Rechts zu veranschaulichen, wie ich ähnlich einmal einen hervorragenden Leipziger Juristen zwei Märchen aus „Tausendundeine Nacht" zum Ausgangspunkt für die Klarlegung einer Rechtsfrage nehmen hörte. Nicht die Aufhellung Shakespeares, sondern die Darlegung der allmählichen Fortentwicklung des menschlichen Rechtsempfindens aus rohen Anfängen zur heutigen Auffassung ist das eigentliche Ziel des Kohlerschen Buches. So gibt ihm der Fall Shylock Anlafs, auf 154 Seiten, mit staunenswerter Gelehrsamkeit und reichlichem Quellenmaterial auseinanderzusetzen, dafs „die Haftung des Schuldners mit seinem Leib", wie altrömische, indische, altgermanische und ägyptische Gesetze zeigen, „eine universalhistorische Institution" ist, die jedoch im Laufe der rechtshistorischen Entwicklung

Digitized by Google

nach und nach Milderungen annimmt, wie private Schuldhaft, später öffentliche Schuldgefängnisse oder Zulassung der Güterabtretung, Ehrverlust u. dgl. m. Das strengere Gläubigerrecht sucht sich aber in allen Entwicklungsphasen seinen Fortbestand durch besondere Vertragsklauseln, wie vertragsmäfsige Schuldknechtschaft, vertragsmäfsigen Schuldkerker, vertragsmäfsige Verpfändung von Leib und Leben oder das Ehrenwort, zu sichern, bis das fortschreitende Rechtsgefühl auch solche Bindungen als unmoralisch betrachtet und schliefslich die Rechtsordnung ihnen die bindende Kraft entzieht. Welche von diesen Entwicklungsstufen die Rechtsanschauung im „Kaufmann von Venedig" erreicht hat, das ist nach unserem Autor das juristische Kernproblem dieses Dramas. Es ist leicht einzusehen, dafs wir uns bei Shakespeare auf einer Zwischenstufe der Entwicklung befinden: der Fleischpfand-Vertrag ist formal rechtsgültig, wird aber vom Volksbewufstsein als gesellschaftlich unzulässig, als unmoralisch betrachtet, ja sogar von dem feineren Rechtssinn als Rechtsmifsbrauch empfunden. Darf indes das Gericht ein Jota des Rechts aufgeben, weil die Volksanschauung in der Geltendmachung des Rechts eine Verletzung des gesellschaftlichen Anstandes sieht? Nein, zunächst sicherlich nicht. So entsteht eine tragische Situation für den Richter. Aber die Rechtsentwicklung zur Zeit des „Kaufmanns von Venedig" war bereits soweit vorgeschritten, dafs der Shylock-Vertrag nicht mehr blofs als Moral und Anstandsverletzung empfunden wird, sondern bereits dem Rechtssinn, dem Gerechtigkeitsgefühle widerspricht. Zwar ist es noch nicht gelungen, diesem Rechtsbewufstsein in den geltenden Satzungen den entsprechenden gedankenmäfsigen Ausdruck zu verleihen. Aber der vom Rechtsbewufstsein durchglühte Richter wird in solchen Situationen jeden irgendwie erdenklichen formal-juristischen Ausweg benutzen, um dem lebendigen Zuge des Rechts zum Siege zu verhelfen. So wird er wie der Richter Shylocks ein gutes Urteil fällen, wenn auch mit schlechten Entscheidungsgründen.

Nach dem, was wir oben gesagt haben, wenden sich all diese an sich interessanten Erwägungen nicht eigentlich an Shakespeare, sondern an seine Vorläufer, vor allem an den Florentiner Notar Giovanni, dessen *Pecorone* (ca. 1378) die Shylock-Geschichte im wesentlichen schon in der juristischen

Digitized by Google

Form bietet, wie sie der von Kohler für Shakespeare geschilderte Rechtszustand voraussetzt. Nicht von Shakespeares „Rechtsgedanken" dürfen wir hier also sprechen, wie es Kohler in der Vorrede seines Buches tut, sondern höchstens von denen eines italienischen Juristen des 14. Jhs. Nicht Shakespeare steht hier vor dem „Forum der Jurisprudenz", sondern andere Leute aus anderen Völkern und anderen Zeiten.

So wie das Buch vorliegt, wendet es sich trotz seines Titels nicht eigentlich an den Shakespeare-Forscher, sondern an den juristischen Universalhistoriker, wenn auch jeder literarisch Interessierte das glänzend geschriebene Werk mit grofsem Interesse lesen wird.

München. Max Förster.

Dr. N. Zwager, Glimpses of Ben Jonson's London. XXII + 215 pp. gr. 8°. Swets & Zeitlinger, Amsterdam 1926.

Ben Jonsons London — warum gerade Ben Jonsons London? Der Verfasser des vorliegenden Buches spricht sich hierüber in der Einleitung aus. „Ben Jonson", sagt er mit Recht, „ist der typische Satyriker und realistische Dramatiker des gleichzeitigen London." Seine Kunst will die ihn umgebende Wirklichkeit darstellen, und er selbst steht, weit mehr als etwa Shakespeare, im Mittelpunkt des literarischen Lebens seiner Zeit. Auf dem Zeugnisse Ben Jonsons ist daher dies Bild des Londoner Lebens im 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts in erster Linie aufgebaut. Aber der Verfasser beschränkt sich keineswegs auf Ben Jonson. Er zieht auch das ganze übrige Schrifttum der Zeit, Dramen wie Satiren, Poesie wie Prosa, im weitesten Umfang heran und ist auch erstaunlich belesen in der späteren Literatur über Dichtung und Leben im alten London.

Das Buch zerfällt in sieben Kapitel: 1. die alte St.-Pauls-Kirche, 2. der Wirtshaustisch — Spielen — Zutrinken, 3. Tabak, 4. übertriebener Luxus im äufseren Auftreten, 5. die Affektiertheit der Melancholie und andere typische elisabethanische Torheiten und Laster, 6. Puppenspiele, 7. Bären- und Stierhetzen. Das ist keine vollständige, erschöpfende Darstellung der Zeit — der Verfasser strebt gar nicht nach Vollständigkeit, wie er selbst in der Vorrede sagt —, aber sie genügt doch, um uns jene Epoche lebendig zu machen, in der das Drama seine

Digitized by Google

höchste Blüte erlebte und der Grund zur Gröfse Englands gelegt wurde. Der Verfasser selbst enthält sich aller allgemeinen Betrachtungen und Schlüsse. Aber dem Leser drängen sie sich auf. Er sieht als Dominante der damaligen Zeit, als herrschenden Charakterzug eine unendliche Lebenskraft, die sich auf allen Gebieten des Lebens in immer neuen Experimenten zeigt, aber auch keine moralischen Schranken und Bedenken kennt. In dem Zeitalter Spensers, Shakespeares und Bacons lag mehr als vielleicht zu irgendeiner anderen Zeit das Gröfste unmittelbar neben dem Gemeinsten und Niedrigsten, das Zarteste neben dem Rohesten, das Lächerliche und das Laster neben dem Erhabenen und Bewundernswerten. In unmittelbarer Nähe der Bühne, auf der Macbeth und König Lear gespielt wurden, erfreuten sich Hof wie Volk an der Roheit und dem Schmutz der Bären- und Stierhetzen; Ben Jonsons Meisterkomödie *Bartholomew Fair* wurde im Jahre 1614 in demselben Hope-Theater aufgeführt, das an andern Tagen der Bärenhetze diente, und die Besitzer dieses Theaters, der bekannte Theaterunternehmer Henslowe und sein Schwiegersohn und Teilhaber, der grofse Schauspieler Alleyn, waren zugleich „Meister" der Bären- und Stiergefechte, die ihnen gewifs mehr einbrachten als das Theater. Als Reaktion auf diese Zeit der Blüte der Phantasie und der moralischen Zügellosigkeit folgte dann jene Zeit moralischer Strenge und Enge, die die Kunst für eine Zeitlang zerschlug und dann lange in engen Banden hielt, die aber auch das Angelsachsentum diesseits und jenseits des Weltmeeres zur gröfsten Weltmacht erhoben hat. — Das Buch ist mit hübschen, gut ausgewählten Illustrationen aus zeitgenössischen Werken, einem Index und einem allerdings keineswegs vollständigen Druckfehlerverzeichnis ausgestattet.

Berlin, Januar 1927. Ph. Aronstein.

Alexander Pope, The Rape of the Lock Pandora No. 11, Insel-Verlag, Leipzig, 51 S.

Lord Byron, Poems. Bibliotheca Mundi, Insel-Verlag, Leipzig, 1921, 328 S.

Percy Bysshe Shelley, The Cenci. Pandora No. 22, Insel-Verlag, Leipzig, 94 S.

Digitized by Google

Charles Dickens, A Christmas Carol. With Six Illustrations by John Leech. Pandora No. 13, Insel-Verlag, Leipzig, 104 S.

Die Insel-Ausgabe von Popes „Rape of the Lock" weist in ihrer Textbehandlung gegenüber der sehr konservativen Globe Edition und der grofsen Ausgabe von Elwin Abänderungen auf, die sich vom wissenschaftlichen Standpunkt kaum verteidigen lassen. Es ist nicht recht zu verstehen, dafs der Herausgeber hier zwar in der Beibehaltung der alten Schreibungen *knock'd, press'd, return'd, prolong'd, summon'd, caus'd, seem'd* usw. weiter geht als Elwin, obwohl hier metrisch keinerlei Zweifel über das Verstummtsein des Endsilbenvokals herrschen kann, dafs er aber andrerseits die viel wichtigeren Apostrophierungen der ausfallenden Silben in Fällen wie *tim'rous, am'rous, glitt'ring, treach'rous, advent'rous* durchgehends beseitigt. Aber gerade hier weicht die metrische Gepflogenheit des 18. Jhs. von der heutigen ab. Auch Schreibungen wie *th'inferior, th'ethereal plain* hätten lieber beibehalten werden sollen. Das biographisch-kritische Nachwort informiert bei aller notwendigen Gedrängtheit sehr gut über Popes Bedeutung im Rahmen der englischen und der Weltliteratur; leider ist es aber in einem völlig unenglischen Englisch gehalten, bei dem man in Syntax und Phraseologie die ursprünglich deutsche Entwicklung der Gedanken fast aus jeder Zeile herausfühlt. Welcher Engländer würde z. B. sagen: "Suddenly in 1712 we behold the poet developing into mastership, when he produced the delicacy of the 18th century, his "Rape of the Lock". During his growth into full maturity he undertook his translation of Homer etc."? Warum dann nicht lieber ein deutsches Nachwort, da ein solcher Stil auf Engländer nur unangenehm, auf Deutsche nur irreführend wirken kann?

Bei einer Auswahl von Dichtungen, wie sie die Bibliotheca Mundi von Byron bringt, läfst sich natürlich ein objektiver Mafsstab für die Bewertung der Auslese kaum ansetzen und jeder Herausgeber wird in einem solchen Falle einen eigenen Kanon des Notwendigsten aufstellen. Die meisten Byronkenner dürften sich jedoch wundern auf dem Umschlag zu lesen, dafs das Hauptziel dieser Auswahl sei "to give a full view of the poet" und "to be a striking, true and unique portrait of the most un-insular Britain", und dann zwar mehrere seiner schoolboy-Übersetzungen aus antiken

Digitized by Google

Dichtern, aber kein einziges seiner satirischen Werke vorzufinden, auch nicht ein kürzeres wie „The Vision of Judgment" oder „Beppo". Dies wäre zu verstehen, wenn nur lyrische Gedichte Aufnahme gefunden hätten. Dem ist aber nicht so, denn „Manfred", „The Giaour", „Mazeppa", „The Prisoner of Chillon" werden ganz abgedruckt. Unter den kürzeren Gedichten vermisse ich das schöne „Sonnet to Chillon" (Eternal spirit of the chainless mind ...), das kaum jemand unter eines der hier gebotenen Jugendgedichte stellen wird. Ebenso fehlen unter letzteren die zwar unreifen, aber wirklich schwungvollen Strophen auf den Lochnagar (Lachyn-y-Gair), die mehr von dem aussagen, was den jungen Byron bewegte und für die Dauer auf ihn einwirkte, als etwa "And wilt thou weep when I am low." Sehr zu begrüfsen ist dagegen die Aufnahme der meist unterschätzten „Lament of Tasso" und der „Prophecy of Dante".

Die Ausgabe von Shelleys „Cenci" gibt im wesentlichen den Text der Oxford Edition von Hutchinson wieder. Die vorgenommenen Änderungen betreffen fast ausschliefslich die Interpunktion. Viele der in Shelleys und Byrons Manuskripten so häufigen Gedankenstriche sind durch Semikolons ersetzt worden. Auch hier wäre ich lieber konservativ verfahren. Zuweilen, wie S. 11, Zeile 23, beruht die Interpungierung wohl auf einem Druckfehler:

"Ah no! Forgive me; sorrow makes me seem" ...

Die Oxford Edition hat "Ah, no!" und die Ausgabe von 1821 "Ah! No, forgive etc." S. 6, V. 25—27, findet sich ein normalisierender Eingriff in den Wortlaut der Überlieferung: *you might* für *thou mightst*, *yourself* für *thyself*, *your God* für *thy God*. Im Nachwort vergleicht der Herausgeber die „Cenci" mit Websters „White Devil" und bemerkt mit Bezug auf beide Dramen feinsinnig: "Their personages suffer from central self-combustion combined with peripherical glaciation."

Einen guten Eindruck macht die Pandora-Ausgabe von Dickens' „Christmas Carol" (ohne Nachwort). Sie bringt, wie die bei Chapman und Hall erschienene Authentic Edition (1901), die zeitgenössischen Illustrationen von John Leech; doch wurden zwei davon — und zwar die auch nach unserem Urteil am wenigsten gelungenen — nicht mitaufgenommen,

Digitized by Google

während umgekehrt Seite 39 ein Bild, den „Tanz", von diesem Illustrator darbietet, das der Authentic Edition fehlt.

Köln. Herbert Huscher.

Der Machtgedanke und die Friedensidee in der Philosophie der Engländer. Bacon und Bentham. Von Dr. **Oskar Kraus,** o. ö. Professor der Philosophie an der deutschen Universität in Prag. C. L. Hirschfeld, Verlag. Leipzig 1926. M. 1.20.

A. u. d. T.: **Zeitfragen aus dem Gebiet der Soziologie,** in Verbindung mit Oskar Kraus hg. v. Julius Benzel. III. Reihe. 1. Heft.

Das vorliegende 64 Seiten starke Heftchen enthält eine Rede und einen Zeitungsartikel. Die Rede wurde am 20. Januar 1917 unter dem auch hier vorangestellten Titel „Jeremy Bentham, der Vater des modernen Utilitarismus und Pazifismus" in der Soziologischen Gesellschaft in Wien gehalten; der Zeitungsartikel über Bacons Imperialismus erschien in der Kölnischen Zeitung vom 17. April 1917, Beilage Nr. 16.

In der Bacon-Abhandlung wird der Verfasser des Novum Organum als erster Methodiker des Imperialismus (p. 26) hingestellt, der von einem dreifachen Machttrieb, 1. für sich, 2. für das eigene Land, 3. für die Menschheit über die Natur beseelt gewesen sei, und (p. 8) einen intellektuellen, einen technisch-physikalischen und einen politischen Imperialismus verkündigt habe.

Der, soweit wir vermuten können, wenig sympathische Charakter und die nicht eben einwandfreie Lebensführung Bacons lassen ihn für Kraus offenbar besonders dazu berufen erscheinen, als grundlegender Theoretiker des Imperialismus angesprochen zu werden, da sie die moralische Kreditwürdigkeit aristokratischer, monarchistischer und national-völkischer Bestrebungen, denen zumeist das Merkmal des Imperialismus angeheftet zu werden pflegt, von vornherein zu erschüttern vortrefflich geeignet sind.

Auf der anderen Seite erstrahlt dann das Bild des Utilitariers und Pazifisten Bentham in um so hellerem Glorienschein. Mag auch sein allzu hedonistischer Standpunkt einer leichten Korrektur etwa im Sinne Franz Brentanos nicht entraten können (vgl. p. 40 f.), damit „der unvergängliche Wahr-

Digitized by Google

heitsgehalt des Utilitarismus" mit dem ethischen Ziel, „sich in allen Fällen so nützlich zu machen als möglich" (p. 45 f.), zu tage trete, mag auch im Gegensatz zu diesem Wahrheitsgehalt Bentham „an manchen Stellen das höchste praktische Prinzip aus einem egozentrischen Standpunkt abzuleiten versuchen" (p. 42); wenn von ihm daraufhin Wilhelm Wundt in einer Rede zu Beginn des Weltkrieges (doch wohl nicht ganz ohne Logik!) behaupte, sein Axiom sei: „Jedes tue, was ihm selbst nützlich ist" (p. 38), so könne zur Entschuldigung solchen Frevels nur dienen: der Affekt, die Kriegspsychose und die physiologischen Wirkungen des Alters" (!). Jedenfalls glaubt Kraus in seiner „Einleitung zu Benthams internationalen Grundsätzen" dargelegt zu haben, dafs er Benthams Utilitätsprinzip „für wissenschaftlich besser fundiert" hält „als den kategorischen Imperativ" (p. 48).

Es ist nur zu befürchten, dafs seine durch und durch pazifistisch tendenziöse und zum Teil recht unvornehm gegen Wilhelm Wundt polemisierende Schrift über den Machtgedanken und die Friedensidee in der Philosophie der Engländer nicht in dem Grade „wissenschaftlich fundiert" erscheint, wie es erforderlich wäre, um den kategorischen Imperativ durch das Utilitätsprinzip für endgültig überwunden zu halten und in jedes Menschenherz „die werktätige Überzeugung" (was ist das?) einzupflanzen, „dafs es kein höheres praktisches Ideal gibt als das Beste oder die Wohlfahrt des erreichbar weitesten (sic!) Kreises anzustreben".

Hamburg. Th. Mühe.

Berkeley, Philosophisches Tagebuch (Commonplace Book). Übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen und Registern versehen von **Andreas Hecht.** Der Philosophischen Bibliothek Band 196. Leipzig 1926. Verlag von Felix Meiner. XVI und 173 Seiten.

A. Hecht hat seiner Übersetzung den in Band IV der 1871 erschienenen Berkeley-Ausgabe von Fraser enthaltenen Text des „Commonplace Book of Occasional Metaphysical Thoughts" zugrunde gelegt. Er hat dabei die Korrekturen berücksichtigt, die Theodor Lorenz auf Grund einer Kollektion der Fraser-Ausgabe mit dem Manuskript vorgenommen und zum Teil im „Mind" N. S. XIII, 1904, S. 304 f. und im Archiv

Digitized by Google

für Geschichte der Philosophie XVIII, 1905, S. 155 veröffentlicht, zum Teil in das Handexemplar des Philosophischen Seminars in Berlin eingetragen hat. Die Einteilung in 917 Abschnitte entspricht der Numerierung, die Benno Erdmann: „Berkeleys Philosophie im Lichte seines wissenschaftlichen Tagebuchs". Abhandlungen der Preufsischen Akademie 1919. Phil. Hist. Klasse Nr. 8 vorgenommen hat. Mit guten Gründen weifs A. Hecht dies Verfahren im textkritischen Teil seiner Einleitung zu rechtfertigen.

Bei der diesem Einleitungsteil vorangehenden Beurteilung des Autors zeigt sich das übliche Schwanken, das die klare Entscheidung über eine Alternativfrage scheut. Es ist nicht wohl denkbar, dafs Berkeley, wie Hecht mit G. A. Johnston, The Development of Berkeley's Philosophy, London 1923, annimmt, sowohl aus Überzeugung als auch aus geschäftlicher Berechnung orthodox war. Und der Satz (p. VII): „Da aber religiöse Fragen in allen seinen Werken eine führende Rolle spielen und überall stark gefühlsbetont behandelt sind, mufs man doch wohl auch ein ursprünglich religiöses Interesse bei ihm annehmen" gewinnt erst dann Sinn und Berechtigung, wenn das Wörtchen „auch" darin gestrichen wird.

Zu den im ganzen dem tatsächlichen Bedarf angepafsten Anmerkungen sei einiges Wenige geäufsert. Berkeleys Aufzeichnung 5: „Dauer nicht verschieden von Sein" hätte neben der Erläuterung „Gegen die leere abstrakte Zeit" wohl einen Hinweis auf ihr Vorläufertum zu Henri Bergsons „Durée réelle" verdient.

Ebenso hätte zu 24: „Es existiert eigentlich nichts aufser Personen, d. h. selbstbewufsten Dingen. All die anderen Dinge sind weniger Existenzen als Arten der Existenz der Personen" die Parallele zu William Sterns Philosophie des Personalismus nahegelegen.

Irrig scheint mir der Kommentar zu 778 zu sein. Berkeley sagt: „Den Menschen zum Genufs der Augen und Ohren zu bewegen, der nicht übersättigt und auch nicht jene Übel mit sich führt, wie die anderen." Zu ergänzen ist hier doch wohl „Genüsse", nicht, wie die Anmerkung will, „Sinne".

In 434 liegt wohl ein Übersetzungsmifsverständnis von „on second thought" vor, wenn gesagt wird: „Bewegung an zweiten Gedanken scheint eine einfache Vorstellung zu sein."

Digitized by Google

Was Berkeley meint, ist offenbar: „Bei näherem Nachdenken scheint Bewegung eine einfache Vorstellung zu sein.“ Damit erledigt sich auch die unbefriedigende Anmerkung zu dieser Aufzeichnung.

648 besagt: „Genau gesprochen ist die Vorstellung das Bild vom Werke der Einbildungskraft. Diese ist das Ebenbild der ‘wirklichen Vorstellung’, auf die sie auch bezogen ist, oder (wenn man will) des Dinges.“ Hier ist — fast könnte man sagen: die Quintessenz der modernen Phänomenologie vorweggenommen. Freilich mufs am Anfang des zweiten Satzes statt des Wortes „Diese“ die Form „Dieses“, nämlich das Werk der Einbildungskraft (die Intuition) stehen. Die Interpretation der Anmerkung, die „Diese“ auf „Vorstellung“ beziehen will, hat den Sinn völlig verfehlt.

Zu Berkeleys Notiz 525: „Nun sagen Sie, nach dieser Lehre ist alles bloſse Vorstellung, — es gibt nichts, was kein ens rationis wäre. Ich antworte, daſs die Dinge genau so wirklich sind und in rerum naturae existieren, wie vorher. Die Unterscheidung zwischen entia realia und entia rationis kann man jetzt mit ebensoviel Recht vornehmen, als je zuvor. Man sollte bloſs denken, ehe man spricht ...“ verweist die Anmerkung auf einen vermeintlichen Widerspruch in 536, wo es heiſst: „Entia realia et entia rationis eine nichtige Unterscheidung der Scholastiker.“ Tatsächlich liegt hier ebensowenig ein Widerspruch vor, wie es — nach der Anmerkung zu 460 — eine „Schwankung Berkeleys“ bedeutet, wenn er 459 sagt: „Nach meiner Lehre sind alle Dinge entia rationis, d. h. Solum habent esse in intellectu.“ und 460 hinzufügt: „Nach meiner Lehre sind nicht alle entia rationis. Die Unterscheidung zwischen ens rationis und ens reale wird von ihr ebensogut aufrecht erhalten, wie von irgendeiner anderen Lehre.“

Es handelt sich hier um zweierlei Arten der Unterscheidung von ens rationis und ens reale. Die von Berkeley abgelehnte scholastische Unterscheidung setzt dualistisch zwei verschiedene Substanzen, während Berkeley von der monistischen Auffassung ausgehend, daſs alle Substanz rational, d. h. Vorstellung ist, die Unrichtigkeit einer ontologischen Unterscheidung von ens reale und ens rationis nachweist, dann aber (so ist 525 der Satz zu verstehen: „Man sollte bloſs denken,

Digitized by Google

ehe man spricht") innerhalb der allein existierenden Welt der entium rationis Vorstellungen mit dem (vorgestellten) Merkmal der Realität von solchen ohne dieses Merkmal unterscheidet und in diesem Sinne nunmehr auch nach seiner Lehre die Unterscheidung von ens rationis und ens reale aufrecht erhält. Der Satz (459) „Nach meiner Lehre sind nicht alle entia rationis." bedeutet also lediglich „Nicht alle entia rationis werden als wirklich vorgestellt."

Die Anmerkung zu 425 gibt im Gegensatz zu Fraser für die Abkürzungen M. V., M. T. und M. S. die zutreffenden Interpretationen minimum visible, tangibile und sensibile. Da aber diese Abkürzungen wiederholt vorher im Text vorkommen, hätten sie schon früher kommentiert werden sollen.

Hamburg. Th. Mühe.

William James, Unsterblichkeit. Übersetzt von Prof. **E. v. Aster**-Gießen. Berlin 1926. Philo-Verlag und Buchhandlung G. m. b. H. Berlin 1926. 38 S. geh. Preis etwa 1.50 RM.

A. u. d. T.: **Die Morgen-Reihe, 1.** Schrift. Herausgeber Prof. Dr. **Julius Goldstein.**

Im Jahre 1897 erhielt William James die Aufforderung, im Rahmen der alljährlichen „Ingersoll-Vorlesung", einer Stiftung zur Verteidigung des Unsterblichkeitsgedankens, zu diesem Thema als Philosoph und Psychologe zu sprechen. Er tat es, indem er zwei populäre Einwände gegen die Unsterblichkeit zu entkräften suchte. Der erste Einwand wird von der materialistischen Physiologie erhoben und lautet: „Das Bewußtsein ist eine Funktion des Gehirns." James macht geltend, daß es sich hierbei um die Auslegung des Begriffs „Funktion" handle. Wäre diese Funktion des Gehirns eine „produktive" (wie etwa der Dampf im Teekessel erzeugt wird und mit der Zerstörung des letzteren verschwindet), so wäre allerdings das Bewußtsein zerstörbar und ein Fortleben der Seele nach dem Tode, nach Beendigung jeglicher Gehirnfunktion, nicht zu denken. James aber faßt diese Funktion als eine „transmissive", eine durchlassende, auf (wie etwa ein Prisma oder eine Linse den Lichtstrahl durchläßt). Das menschliche Gehirn habe lediglich die Aufgabe, ein außerhalb der realen Welt existierendes, transzendentes Bewußtsein „durchzulassen" und

Digitized by Google

so die begrenzte menschliche Individualität zu erzeugen. In echt pragmatischer Weise ermuntert James dann seine Zuhörer zu „hoffen“: sie „dürfen“ glauben, dafs es eine Unsterblichkeit gibt — der Gedanke enthält nichts Unlogisches. Und mit einer für das rechte Erfassen seines Spiritualismus ungemein wichtigen Wendung legt er schliefslich dar, wie seine Theorie einerseits in der Gedankenrichtung des neuenglischen Transzendentalismus liegt (vgl. James' Anm. 5), andrerseits aber durch die Fechnersche Lehre von der „Bewufstseinsschwelle“ und die moderne parapsychologische Forschung gestützt wird.

Höchst seltsam mutet uns nach diesem tiefgründigen, von persönlicher Anteilnahme und wissenschaftlichem Ernst getragenen Bekenntnis zum Idealismus (James' Gegner warfen ihm unchristlichen Pantheismus vor) der zweite Einwand und seine Widerlegungsart an. Der Unsterblichkeitsgedanke sei nämlich — um parlamentarisch zu reden — „untragbar“ auch wegen „der unerträglich grofsen Anzahl von Wesen, denen nach unserer modernen Auffassung Unsterblichkeit zugeschrieben werden mufs, wenn es eine gibt“. James behauptet, dafs diese Auffassung auf eine ursprünglich „aristokratische“ Vorstellung vom Himmelreich zurückgehe, das heifst, nach seiner Auslegung, auf die Vorstellung der mittelalterlichen Kirche. An deren Stelle habe dann die Neuzeit eine „demokratische Vorstellung der Unsterblichkeit“ entwickelt, die auch „alle Hottentotten und Australneger“ und „Millionen von Chinesen“ in Betracht ziehen müsse. Ich mufs gestehen, dafs mir (bei allerdings geringer Belesenheit) diese schrullige Art der Argumentation im religiösen Bewufstsein europäischer Länder noch niemals begegnet ist und dafs dieser mifsgestaltete Sprösling des „demokratischen“ Gedankens mir auch für die Vereinigten Staaten eine ganz neue Bekanntschaft ist. Seltsam, dafs James es für nötig hielt, sich noch 1897 damit ernsthaft auseinanderzusetzen. Der Gedanke selbst, so wie er ihn darstellt, enthält neben jenen vergröberten mittelalterlichen Vorstellungen auch Bestandteile eines ebenfalls vergröberten Kalvinismus. Denn die krasse Scheidung zwischen „Saints“ und „Sinners“ scheint dem Argument zugrunde zu liegen. Und wiederum sind es, so will mich bedünken, kalvinistische Vorstellungen von der Allmacht Gottes, wenn James, nun ein Verkünder wahrer Demokratie und allumfassender Menschenliebe, dem Einwand

Digitized by Google

begegnet und mit den Worten des Alten Testaments ausruft: „'Verehre den Meister, hebe Deine Augen auf zu seiner Grōfse und der Weite des Himmels' und Du wirst glauben an ein demokratisch gestaltetes Weltall, das nichts weifs von Deiner kleinlichen Auswahl. Wurde Dein Geschmack befragt, als Gott den Erdball bevölkerte? Wie wollte er ihn befragen, wenn er die Stadt Gottes bevölkert?" [1])

Der Übersetzer hat sich durch seine gewandte, flüssige Übertragung, die durch eine kurze Charakteristik James' eingeleitet ist, ein wirkliches Verdienst erworben, und jedermann, dem *On Human Immortality* in der Ursprache nicht zugänglich ist, wird gerne nach dieser sorgfältigen Verdeutschung greifen.

Gieſsen. Walther Fischer.

Eine neue italienische Version von der „Bezähmung der Widerspenstigen".

Wenngleich Shakespeares Drama jetzt allgemein als Bearbeitung eines älteren Stückes „The Taming of a Shrew" angesehen wird, so geht doch letzteres auf eine italienische Quelle, wahrscheinlich Straparolas Novelle, zurück, die freilich auch nicht allen Anforderungen als Vorlage genügt. Ebenso ist die Episode von Lucentios und Biancas Liebe durch das Bindeglied von Gascoignes „Supposes" auf Ariosts „Suppositi" mit Sicherheit zurückzuführen. Der Gegenstand ist, mag er auch ein Gemeingut vieler Völker und Zeiten sein, offenbar viel in der italienischen Literatur behandelt worden. Einen Beweis hierfür liefert die von uns im folgenden wiedergegebene Novelle, die zwar in keinem direkten Zusammenhang mit dem Shakespeareschen Stück steht, denn sie ist erst 1620 erschienen und weist mancherlei Abweichungen auf, die aber so viele eigenartige Züge in der Handlung zeigt, dafs sie verdient, weiteren Kreisen bekanntgemacht zu werden.

Sie ist in Ottaven geschrieben und unter dem Titel veröffentlicht: *Novella de Madonna Isotta da Pisa; doue si comprende la sapientia d' un Giouane nel correger la superba Moglie.* Der Verfasser ist ein gewisser *Carlo Ridolfa da Lunigo*,

[1]) Zu diesem letzten Gedanken vergleiche die bekannte Paulus-Stelle, Röm. 9, 20—21.

Digitized by Google

ein sonst nicht bekannter Dichter, der durch seine breite Darstellung derber und Widerwillen erregender Szenen keine allzu hohe dichterische Begabung verrät und in uns die Vermutung aufkommen läfst, dafs seine Schöpfung für kein besonders erlesenes Publikum bestimmt war.

Interessant ist nun, dafs der Verfasser seine Erzählung als wirklich geschehen hinstellt[1]) und dafs er, wie aus der letzten Strophe des Gedichtes hervorgeht, seinen Stoff von dem Hauptheldeu der Handlung, dem aus dem Kampfe mit seiner widerspenstigen Frau siegreich hervorgegangenen Gatten bekommen haben will, der seine reichen Erlebnisse in einer schlaflosen Nacht niedergeschrieben hätte. Der Inhalt der Dichtung ist kurz folgender:

In der Stadt Pisa lebten zwei reiche Kaufleute, von denen der eine, Marc' Antonio, eine zwar äufserlich ansprechende, innerlich aber um so widerwärtigere, d. h. zanksüchtige und lieblose Tochter, Isotta genannt, besafs. Der andere Kaufmann, Giacobo, erfreute sich eines wackern Sohnes, Andrea, an dem ihn nur das eine verdrofs, dafs er, obwohl im besten Mannesalter, sich nicht zum Heiraten entschliefsen konnte. Als nun Giacobo eines Tages wiederum in seinen Sohn dringt, seinen betagten Eltern doch die ersehnte Schwiegertochter zuzuführen, und auch dessen Ausflüchte und Hinweise auf die allgemeinen Fehler der Frauen nicht gelten läfst, bekennt Andrea, dafs, wenn er durchaus heiraten solle, er nur Marc' Antonios Tochter Isotta wählen würde.

Vergebens sind alle Vorstellungen und Bitten des greisen Vaters, der den Charakter jenes Mädchens nur zu gut kennt; sein Sohn beharrt bei seinem Entschlusse, so dafs ihm nichts anderes übrigbleibt, als in diesen gewagten Schritt seines Sohnes, wenn auch schweren Herzens, einzuwilligen. Es bedarf nicht vieler Zureden Giacobos, als er für seinen Sohn um Isottens Hand wirbt, das Jawort zu erhalten, und bald wird mit grofsem Gepränge die Hochzeit gefeiert.

Wir müssen hier auf einen Augenblick in unserer Inhaltsangabe stehen bleiben. Es kann nicht geleugnet werden, dafs bisher schon unsere Novelle viele bemerkenswerte Eigenheiten zeigt und nur entfernt an das Shakespearesche Lustspiel erinnert; es ist darum nötig, uns nach einem Bindeglied zwischen den beiden Stücken umzusehen. Eine solche vermittelnde Fassung bietet sich in einer spanischen Erzählung des Conde Lucanor,[2]) welche in ihrem Anfang weitgehende

[1]) S. Strophe 4: Nouella dico, e fermola per vero,
caso successo in la Citta di Pisa.

[2]) Simrock I, S. 349 ff.

Digitized by Google

Übereinstimmungen mit unserer Novelle verrät, in ihrem Hauptteil dagegen, in der Schilderung der Unterwerfung des trotzigen Weibes, sich dem englischen Lustspiele anschliefst. Denn auch dort finden wir, dafs ein angesehener Mann seinem Sohn vergeblich davon abrät, die böse Tochter eines vornehmen Herren, eines Mauren, zu heiraten; glücklicherweise gelingt es jedoch dem jungen Manne, seine Frau durch ein angenommenes hitziges und gewalttätiges Wesen einzuschüchtern.

Wir hielten es für notwendig, schon jetzt auf diesen Zusammenhang hinzuweisen, da unsere Novelle auch in dem Bericht von dem, was nach der Hochzeit zwischen den jungen Eheleuten sich ereignet, ihre eigenen Wege geht. Während nämlich in den meisten Erzählungen die Bekehrung des launenhaften und keifenden Weibes durch Einflöfsung von Furcht gelingt, genügt dieses Mittel in dem italienischen Gedichte nicht. Hier zeigt sich der junge Mann nicht brutal gegen unschuldige Wesen in seiner Umgebung, sondern gegen seine Frau selbst, er greift zu dem äufsersten Mittel, zu Schlägen.

Wenn auch dadurch ein niedriger und roher Zug in die Erzählung hineingetragen wird, so dürfen wir doch nicht vergessen, dafs in der Anwendung solcher Mittel die italienische Novelle nicht vereinzelt dasteht. So wird in einem mittelhochdeutschen Schwank[1]) der Trotz einer widerspenstigen Frau nicht allein durch fortwährende Furcht gebrochen, sondern auch durch wütenden Hunger, und in dem von Simrock mitgeteilten Gedicht[2]) vom Zornbraten erfolgt die Besserung einer bösen Sieben erst durch eine schmerzhafte Operation. Kehren wir nun zu unserer Novelle zurück.

Der junge Gatte hat bald nach der Hochzeit Gelegenheit, wahrzunehmen, dafs seine Frau auch in den neuen Verhältnissen ihre Sinnesart beibehalten hat und dafs sie entschlossen ist, auch gegen ihn ihren Willen durchzusetzen. Denn als er ihr die Pflichten einer braven, tugendhaften Frau vorhalten will, wirft sie ihm einen wütenden Blick zu und erklärt, dafs, wenn er ihr stets mit der einer Dame schuldigen Achtung begegnete, sie ihm zwar mit Liebe entgegenkommen wolle, im andern Falle aber sich nicht das geringste aus ihm machen würde. Der beleidigte Ehemann sieht nun ein, dafs er gegen seine Frau eine schärfere Tonart anschlagen mufs.

---

[1]) Vgl. einen Aufsatz von J. Bolte, „Eine Parallele zu Shakespeares The Taming of the Shrew", im Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, 1892.

[2]) Simrock I, S. 349 ff.

Digitized by Google

Eines Tages kommt er spät nach Hause und verlangt von ihr, dafs sie ihm noch seinen Mantel reinigen solle; als sie das Gesicht höhnisch verzieht und auch seine Drohungen verspottet, kommt Andreas mühsam verhaltener Zorn zum Durchbruch: er greift zum Stock und macht seiner Frau gegenüber davon ausgiebigst Gebrauch. Diese aber ist nicht von so nachgiebiger und sanfter Natur, dafs sie die Hiebe ruhig hinnimmt, sondern sie wehrt sich so verzweifelt, dafs ihr Gegner in dem erbitterten Kampf nur mit Aufbietung all seiner Kräfte die Oberhand behält.

Freilich sind die Folgen des Kampfes für Frau Isotta um so fühlbarer, denn am ganzen Körper zerschlagen, wird sie von ihren Schwiegereltern zu Bett gebracht und mufs sich nun einer langwierigen ärztlichen Behandlnng unterziehen. Aber auch jetzt ist ihr Trotz noch nicht völlig gebrochen, denn sie überschüttet ihren Mann, sobald sie seiner ansichtig wird, mit den giftigsten Reden. Dieser verfällt nun auf das richtige Mittel, das die Sinnesänderung seiner Frau zu einer vollständigen macht. Denn als er in Gegenwart seiner immer noch bettlägerigen Frau den Arzt nach seiner Forderung fragt und dieser ihm für die Kur fünfzehn Scudi berechnet, bezahlt er nicht allein diese Summe, sondern fügt auch noch zwanzig Scudi mit den Worten hinzu: „Ihr kennt den Charakter meiner Frau; sie wird sicherlich einen ähnlichen Auftritt heraufbeschwören, und deshalb bezahle ich gleich zwanzig Scudi voraus, damit ihr in diesem Fall sofort wiederkommt und meine Frau wohl kuriert." Das Mittel hilft. Die sichere Aussicht auf eine womöglich noch gröfsere Tracht Hiebe bringt Isottens Blut zum Erstarren, sie schreit und schimpft jetzt nicht mehr in ohnmächtiger Wut, sondern sie weint und klagt in dem Gefühl ihrer Hilflosigkeit, bis endlich ihr Schwiegervater kommt, dem sie ihre Not klagt. Dieser stellt ihr zunächst das Unpassende ihres Wesens vor, verspricht ihr aber dann, wenn sie sich zu bessern gelobe, ein gutes Wort für sie bei seinem Sohne einzulegen. Da sie hierauf alles genau so ausführt, wie es Giacobo ihr angeraten, ihren Mann nämlich um Verzeihung bittet und ihm unbedingten Gehorsam zusagt, so ist damit der Friede zwischen den beiden Gatten hergestellt und jedes Hindernis zu einem glücklichen Leben aus dem Wege geräumt.

Leipzig. W. Vollhardt.

II. UNTERRICHTSWESEN.

Students' Series, Neue Folge, herausgegeben von **Dr. Karl Wildhagen,** o. Professor der englischen Sprache an der Universität Kiel. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1926.

Nr. 6. The Country of the Blind by **H. G. Wells.** Mit Anmerkungen und Wörterbuch bearbeitet von **Dr. Max Müller,** Studiendirektor an der Freiligrathschule in Lage (Lippe). 55 + 30 S. Preis: M. 1.20.

Digitized by Google

Nr. 7. Reynard the Fox or **The Ghost Heath Run** by **John Masefield.** Mit Wörterbuch herausgegeben von **Dr. Albert Eichler,** Professor an der Universität Graz. 104 + 76 S. Preis: M. 2.—.

Nr. 8. The Innocence of Father Brown by **G. K. Chesterton.** Mit Anmerkungen u. Wörterbuch bearbeitet von **Dr. H. T. Price,** Lektor am Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel 116 + 52 S. Preis: M. 1.80.

Nr. 9. Elsie and the Child by **Arnold Bennett.** Mit Anmerkungen und Wörterbuch herausgegeben von **Dr. Helmut Kifsling,** Leipzig. 96 + 63 S. Preis: M. 1.80.

Die im Jahre 1911 erschienene Erzählung *The Country of the Blind* führt den Leser in ein einsames Tal in den Anden von Ecuador, in das sich einige Familien von Mischlingen aus Peru vor der Tyrannei eines bösen spanischen Herrschers geflüchtet hatten. Diese ohnehin schwer zugängliche Schlucht wurde durch den Ausbruch eines Vulkans und die damit verbundenen Erderschütterungen und -veränderungen vollends von der Aufsenwelt abgeschnitten und seine Bewohner fielen einer Krankheit anheim, die allmählich zu ihrer Erblindung führte; die Kinder der späteren Generationen wurden blind geboren, so dafs es bald in dem Orte nur Blinde gab. In dieses Land wurde ein Fremder verschlagen, der bei der Besteigung des Parascotopetl abstürzte, aber in den weichen Schneemassen, in die er fiel, unverletzt blieb. Auf das Sprichwort *'In the Country of the Blind the One-eyed Man is King'* bauend, glaubte der Fremdling, die Blinden, die ihn gastfreundlich aufnahmen, beherrschen zu können. Aber er sah sich im Gegenteil gezwungen, die Gewohnheiten der Blinden anzunehmen und sich den Anordnungen ihrer Obrigkeit zu fügen. Ja, als er zu einem blinden Mädchen eine tiefe Neigung faſste, die auch erwidert wurde, und um ihre Hand anhielt, war er sogar bereit, sein Augenlicht zu opfern, um sich in jeder Beziehung seinen neuen Mitbürgern anzugleichen. Am Tage vor der geplanten Operation ging er zum letztenmal auf die angrenzende Bergwiese, um noch einmal den Anblick des Himmels und der Blumen zu genieſsen. Doch der Glanz der Sonne und die Pracht der Natur überwältigten ihn derart, dafs er immer höher stieg und auf seine Braut verzichtete.

Digitized by Google

In dieser Geschichte sind, wie in den meisten Werken von Wells, Darwinsche Gedanken, wie seine Lehre von dem beherrschenden Einflufs der Umwelt auf die Lebewesen, sowie sozialistische Theorien, z. B. die Ansicht, dafs ein Musterstaat nur bestehen kann, wenn alle Menschen gleich sind, mit dem erdichteten Stoffe innig verknüpft.

Die „Anmerkungen" beziehen sich auf sachliche Bemerkungen und Erklärungen sprachlicher und stilistischer Art. In der Anmerkung zu der Stelle S. 26, Z. 10 *lest the children be afraid* heifst es: „jetzt ist nach *lest* nur der umschriebene Konj. (*should be*) üblich. Neben *should* dient auch *might* zur Umschreibung des Konjunktivs nach *lest*; vgl. Bennett, *Elsie and the Child* (a. a. O., S. 72, Z. 14/15): Neither of the women dared touch her, *lest* worse horrors *might* ensue. — In dem sorgfältig angelegten „Wörterbuch" wird die phonetische Umschrift schwierigerer Wörter nach Daniel Jones, *An English Pronouncing Dictionary* (London 1924) gegeben. —

Die 2680 Verse zählende, im Jahre 1919 erschienene Dichtung *Reynard the Fox* schildert in epischer Breite eine Fuchshetzjagd auf der Gespensterheide in Gloucestershire. Sie zerfällt in zwei beinahe gleiche Teile, die, obwohl innig zusammenhängend, sich doch im Aufbau wie im Versbau deutlich voneinander abheben. Der erste Teil ist dem Eintreffen der Jagdgäste gewidmet, die uns der Dichter in vortrefflicher Nachahmung der *Canterbury Tales* Chaucers einzeln vorführt und charakterisiert. Dieser Teil schliefst mit dem Aufbruch der Jagdgesellschaft zur Aufstöberung des Fuchses, der seine Deckung verläfst. Der zweite Teil ist der Verfolgung des Fuchses durch die Meute und die Reiter gewidmet. Der schlaue Reineke flieht in Todesangst vor seinen Verfolgern, bis es ihm nach verschiedenen aufregenden Wechselfällen gelingt, im finsteren Wald die Fährte eines anderen Fuchses zu kreuzen und die Hunde endgültig abzuschütteln. Dieses wilde Rennen auf Leben und Tod drückt sich auch in dem galoppierenden Rhythmus der Verse aus; z. B. S. 77, Z. 1872—1880:

> The fox was strong, he was full of running,
> He could run for an hour and then be cunning,
> But the cry behind him made him chill,
> They were nearer now and they meant to kill.

Digitized by Google

They meant to run him until his blood
Clogged on his heart as his brush with mud,
Till his back bent up and his tongue hung flagging,
And his belly and brush were filthed from dragging.

Während Meister Reineke "came home and went to ground", kehren die todmüden Jäger im Wirtshaus ein und gönnen auch ihren Rossen und Hunden eine Ruhepause, bevor sie sich gegen Mitternacht nach Hause begeben.

Der Text dieses Bändchens ist für Ausländer nicht leicht zu lesen. Denn die in dem Gedichte auftretenden zahlreichen Personen sprechen nicht nur in der gewöhnlichen Umgangssprache und zum Teil in ihrer heimischen Mundart, sondern gebrauchen auch Ausdrücke der Sport-, Jäger-, Militär- und Seemannssprache und des Slangs. Der schwierigen Aufgabe, alle diese Ausdrücke zu erklären, hat sich der Herausgeber mit sachkundigem Verständnis unterzogen. Seine gediegenen sachlichen Erklärungen hat er in das „Wörterbuch" selbst einbezogen, eine Neuerung, die nachahmenswert ist. In der Zeile 935 *Err out the road, the dogs won't hurt 'ee* („Geht aus dem Weg, die Hunde werden euch nichts zuleide tun") kommt *out* als Präposition vor, was Professor Eichler als vulgär und dialektisch erklärt. Es scheint sich aber der Gebrauch von *out* (ohne *of*) als Präposition in der Schriftsprache zu verbreiten; so lese ich in der Wochenschrift *The Literary Digest*: 21. 10. 1922, p. 60: A parrot will screech *out the window* and become hated in the neighbourhood. — 7. 4. 1923, p. 70: "What comes next?" asked Hazel Eyes, who was gazing impatiently *out the window* at the sunshine that flooded the street. — 5. 12. 1925, p. 58: The next morning on the railroad journey from Portland Kate looked *out the window* when the train stopped at North Berwick. — p. 65: The girl turned, ran to the kitchen, and hurried *out the back door* as fast as her legs would carry her. Vielleicht wirkt hier die Analogie von *outside, inside* etc. mit. —

G. K. Chestertons Bändchen *'The Innocence of Father Brown* besteht aus vier Erzählungen, in denen Vater Brown, ein schlichter römisch-katholischer Priester, die Hauptrolle spielt. Es ist eine Art Parodie auf die Detektivgeschichten Conan Doyles. Wie hier Sherlock Holmes durch eine verblüffend einfache Erklärung der Indizienbeweise dem Verbrecher

Digitized by Google

auf die Spur kommt, versteht es Vater Brown, durch seine scharfe Beobachtungsgabe und seinen Mutterwitz den Verbrecher zu entlarven oder ihn an der Verübung des Verbrechens zu hindern. — In der ersten Geschichte (*The Blue Cross*) reist Vater Brown mit mehreren Paketen gleichen Formats, in deren einem sich ein silbernes mit Saphiren besetztes Kreuz befindet, zum eucharistischen Kongrefs, der im Jahre 1908 in London abgehalten wird. Unterwegs schliefst sich ihm ein anderer Priester an, der aber in Wirklichkeit der gefährliche Dieb und Einbrecher Flambeau ist, der von dem berühmtesten französischen Detektiv Valentin verfolgt wird. Flambeau lockt den Priester in eine einsame Gegend, um sich des kostbaren Kreuzes zu bemächtigen. Doch Vater Brown, der Verdacht geschöpft hatte, hat das kostbare Paket in einem Hotel, wo sie eingekehrt waren, mit der Weisung zurückgelassen, es an einen Freund in Westminster zu schicken, und weifs zugleich die Detektivs an sich zu locken, denen er Flambeau übergibt. — Die zweite Geschichte ist betitelt *The Flying Stones*. Dies ist der Name von drei grofsen herrlichen Diamanten, die Sir Leopold Fisher, ein reicher Londoner Bankier, seinem Patenkind, der Tochter eines verwitweten Obersten, der in Putney wohnt, als Weihnachtsgeschenk überreicht. Dieses Schmuckstück wird während der dem Diner folgenden Unterhaltung von Flambeau, der sich dem Obersten als sein ihm bisher unbekannter Schwager aus Kanada vorstellt, gestohlen. Wieder ist es Vater Brown, der den Diebstahl entdeckt und den Dieb zur Herausgabe seiner Beute zwingt. — In der dritten Erzählung (*The Honour of Israel Gow*) handelt es sich nicht um einen Diebstahl, sondern um die „sonderbare und verschrobene Ehrlichkeit" (*a strange and crooked honesty*) des einzigen Dieners eines Earl of Glengyle, der ihn wegen seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit so liebgewinnt, dafs er ihn testamentarisch zum Erben des Goldes, das er angesammelt hat, macht. Da die zurückgezogene Lebensweise des Verstorbenen und sein plötzlicher Tod zu verschiedenen beunruhigenden Gerüchten Anlafs geben, kommen eines Tages Detektivbeamte aus London und durchsuchen das Schlofs. Sie finden zwar nichts Verdächtiges, aber es fällt ihnen auf, dafs auf Tischen, Kästen und anderen Möbeln Dinge liegen, die sie sich nicht erklären können, wie z. B. ganze Haufen von

Digitized by Google

Schnupftabak, eine Menge loser Kerzen, Diamanten und andere Edelsteine ohne Einfassung, Uhrwerk usw. Vater Brown, der das Gebaren des Dieners aufmerksam beobachtet, klärt das Geheimnis auf, indem er findet, dafs der Diener in allzu pedantischer Auffassung des geschriebenen Wortes nur die goldenen Dosen, Leuchter, Ringe, Uhrgehäuse usw. genommen und den Inhalt liegen gelassen hat. — In der vierten Erzählung (*The Sign of the Broken Sword*) will der Verfasser zeigen, dafs zuweilen Männer, die nach ihrem Tode als Helden gefeiert werden, alles andere eher als diesen Ruhm verdienen. Vater Brown führt einen Freund auf einen Dorffriedhof und zeigt ihm einen Grabstein mit folgender Inschrift: "Sacred to the Memory of General Sir Arthur St. Clare, Hero and Martyr, who Always Vanquished his Enemies and Always Spared them and was Treacherously Slain by them at Last." Diese Inschrift bezieht sich auf die Tatsache, dafs der englische General mit einer kleinen Truppe gegen ein überlegenes brasilianisches Heer unter Olivier kämpfte, gefangengenommen und dann gehenkt wurde. Man beschuldigte allgemein den siegreichen Olivier dieser feigen und unritterlichen Tat, und doch verhielt sich die Sache ganz anders, wie es Vater Brown aus verschiedenen glaubwürdigen Dokumenten nachweist. Der General St. Clare, der dringend Geld benötigte, leistete dem Feinde Spionagedienste. Ein Major, der davon Wind bekam, forderte den General unter vier Augen auf, auf seine Stelle zu verzichten oder sich vor ein Kriegsgericht zu stellen. Da diese Unterredung an einer einsamen Stelle geführt wurde und kein Zeuge in der Nähe war, zog der General den Säbel und erstach den Major, wobei die Säbelspitze abbrach. Um diese schreckliche Tat zu verheimlichen, gab er den Befehl zum sofortigen Angriff auf den weit stärkeren Feind, der überdies eine günstige Stellung auf einer Anhöhe hatte. Er kämpfte mit dem Mute der Verzweiflung und ergab sich erst, als sein Regiment auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen war. Olivier gab alle Gefangenen frei, auch den General. Als aber die Feinde abgezogen waren, wandten sich die überlebenden Engländer, mit Kapitän Keith, der mit der Tochter des Generals verlobt war, gegen den General und vollzogen an ihm die schimpfliche Strafe, die einem Vaterlandsverräter gebührt. Dann aber schwuren sie, um Englands und der Generalstochter

Digitized by Google

willen die Geschichte von dem Verrat und Mord des Generals verschweigen zu wollen.

Die zahlreichen „Anmerkungen" und das „Wörterbuch" klären den Leser über alle sachlichen und sprachlichen Schwierigkeiten des Textes auf. Zu der Stelle (S. 24, Z. 8/9) *He stood in the middle of the road that bewildered that ...* bemerkt der Herausgeber: "*that* (*bewildered*); *that* adv., Sl. = so, in dem Mafse (verwirrt)". Der Gebrauch von *that* als Adverb kommt aber nicht nur im Slang vor, sondern wird sehr häufig in der modernen Literatur auch gebildeten Leuten in den Mund gelegt. Vgl. Cooper, The Two Admirals, p. 241: Did you ever hear an old seaman say *that much* for the Plantagenet? p. 428 I am glad to hear *that much*, Sir. Wilkie Collins, After Dark, 114: I have a claim to ask *that much* of you. Kipling, Wee Willie Winkie: "Oh, you have had *that much* sense, you young Rip", groaned poor Coppy. Beatrice Harraden, The Fowler, II, ch. 4: Nora ... was vexed with herself for having said *that much*. The Literary Digest, July 15, 1922, p. 54: Although Sam proposes to the girl and is accepted before the steamer docks at Liverpool, he does not win her *that easily*. —

Die Erzählung *Elsie and the Child* von Arnold Bennett ist die Fortsetzung seines im Jahre 1924 erschienenen Romans *Riceyman's Steps*. Der Verfasser erzählt darin die einfachen, wenig aufregenden Vorkommnisse in dem alltäglichen Leben einer Londoner Mittelstandsfamilie. Elsie ist eine Dienstmagd bei dem Arzte Dr. Raste; sie verwöhnt die einzige Tochter des Doktors, Miss Eva, derart, dafs diese, als ihre Eltern sie in ein Pensionat nach Eastbourne schicken wollen, sich entschieden weigert, in der Fremde ohne Elsie zu leben. Erst als diese ihr sagt, sie werde sich gezwungen sehen, den Dienst zu kündigen, um nicht Anlafs zu Zerwürfnissen zwischen Mutter und Tochter zu geben, entschliefst sich endlich Miss Eva zum Gehorsam und fährt mit der Mutter nach Eastbourne. Das Buch schliefst mit der Rückfahrt der Elsie vom Bahnhofe, wohin sie ihre Herrschaft begleitet hat.

Die „Anmerkungen", die sich meist auf sprachliche Erklärungen beschränken, und das ausführliche „Wörterbuch" sind mit grofsem Fleifse ausgearbeitet.

Diese vier Bändchen, denen der Umstand gemeinsam ist,

Digitized by Google

dafs sie Werke von lebenden Schriftstellern bringen, sind sehr schön ausgestattet und gut gedruckt. An Druckfehlern sind mir nur aufgefallen: Nr. 7, Wörterverzeichnis: S. 44 mistletœ, S. 62 sqeal; Nr. 9, Anmerkungen, S. 10, Z. 7 v. u.: versprechen statt vorsprechen.

Die Texte eignen sich wegen ihres anziehenden Inhaltes vortrefflich zur Schul- und Privatlektüre und können wärmstens empfohlen werden.

Wien. Joh. Ellinger.

III. AUS ZEITSCHRIFTEN.

Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV, 11/12: Behaghel, Die Alten und die Jungen. — **Max J. Wolff**, Die Freude am Tragischen. — Cohen, Prinzip oder Stil? (Wiederholung oder Neuschöpfung?) — Schumann, Die deutschen Strophen der Carmina Burana. — v. Hibler, Wordsworth in seinen Tiroler Sonetten und in seinem Verhältnis zu Österreich.

Neophilologus XII/3: Salverda de Grave, Indirekte Rede in onafhankelike Zinnen. — Alker, Psycho-Analyse und Literaturwissenschaft I. — Kern, *Phoenix 25.* — van der Gaaf, Contributions to the History of English. — Stijfhoorn, Hamlet II.

[12. 5. '27.]

INHALT.

		Seite
Ia. St. Erkenwald. A Middle English Poem, ed. with Introduction, Notes, and Glossary by Henry L. Savage. . .	(Holthausen)	193
An Anglo-Saxon Chronicle, ed. by E. Classen and F. E Harmer		195
Essays and Studies, John Buchan	(Liljegren)	196
Morris Palmer Tilley, Elizabethan Proverb Lore in Lyly's Euphues and in Pettie's Petite Pallace. With Parallels from Shakespeare		196
Richard Jente, The Proverbs of Shakespeare with Early and Contemporary Parallels		198
Josef Kohler, Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz	(Förster) . .	200
N. Zwager, Glimpses of Ben Jonson's London	(Aronstein)	204
Alexander Pope, The Rape of the Lock	(Huscher)	205
Lord Byron, Poems.		205
Percy Bisshe Shelley, The Cenci		205
Charles Dickens, A Christmas Carol		206
Oskar Kraus, Der Machtgedanke und die Friedensidee in der Philosophie der Engländer	(Mühe)	208
Berkeley, Philosophisches Tagebuch (Commonplace Book). Übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen und Registern versehen von Andreas Hecht		209
William James, Unsterblichkeit. Übers. v. E. v. Aster-Giefsen	(Fischer) .	212
Ib. Vollhardt, Eine neue Version von der „Bezähmung der Widerspenstigen"		214
II. Students' Series, Neue Folge, by Members of the English Association, coll. by Karl Wildhagen:	(Ellinger)	
Nr. 6. H. G. Wells, The Country of the Blind. Mit Anmerkungen und Wörterbuch bearbeitet von Dr. Max Müller		218
Nr. 7. John Masefield, Reynard the Fox or The Ghost Heath Run. Mit Wörterbuch herausgegeben von Dr. A. Eichler		219
Nr. 8. G. K. Chesterton, The Innocence of Father Brown. Mit Anmerkungen u. Wörterbuch bearbeitet von Dr. H. T. Price		220
Nr. 9. Arnold Bennett, Elsie and the Child. Mit Anmerkungen und Wörterbuch herausgegeben von Dr. Helmut Kifsling		223
III. Aus Zeitschriften		224

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann** in **Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Digitized by Google

OCT 24 192

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVIII. Bd. August 1927. Nr. VIII.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Satz und Wort. Eine kritische Auseinandersetzung mit der üblichen grammatischen Lehre und ihren Begriffsbestimmungen. Aus **A. Martys** Nachlafs herausgegeben von **Otto Funke.** Reichenberg 1925, Verlag der Gebrüder Stiepel. 93 S. Preis 3.20 M.

Die Fortsetzung von Anton Martys „Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie" war seit 1916 (Gesammelte Schriften, I. Band, 1. Abt., S. VI) angekündigt. Nach mannigfachen Hindernissen legt nun Otto Funke, der schon mit seiner „Inneren Sprachform" (vgl. Beibl. 36, 97; 37, 56) zum Verständnisse der Martyschen Lehren wesentlich beitrug, einen Teil davon aus A. Martys Nachlafs vor, über dessen mühsame Herrichtung und Bearbeitung seine Einleitung (S. 7—12) Aufschlufs gibt. Der Hauptteil enthält zwei Abschnitte: I. Kritische Auseinandersetzung mit der üblichen Lehre von Satz, Wort und den Redeteilen mit den Unterabschnitten 1. Zur Lehre vom 'Satz'; 2. Zur Lehre vom 'Wort', vom Kompositum und der Wortfügung; 3. Zur Lehre von den Redeteilen: die Klasse 'Verbum'; 4. Zur Lehre von den Redeteilen. II. Von der geeigneten Darstellung der Resultate der deskriptiven Semasiologie: Zur Lehre von der Syntax. Besonders wichtig scheint mir — auf Einzelheiten einzugehen ist nicht möglich — Martys Definition des Satzes (S. 16) „als sprachliche Einheit, ..., von der man üblicherweise zugibt, dafs wir durch sie zueinander reden oder dafs durch sie etwas gesagt sei". Da dies den Satz nur gegen unten abgrenzt, ergänzt er das durch: man wird „nur ein Glied, welches abgetrennt selbst eine Rede bildet, gleich-

Digitized by Google

falls als Satz bezeichnen". Sonstige Definitionen des Satzes wie „Verbindung von Subjekt und Prädikat" oder „der sprachliche Ausdruck für die willkürliche Gliederung einer Gesamtvorstellung in ihre in logische Beziehung zueinander gesetzten Bestandteile" (Wundt) werden damit abgelehnt. Bei den Redeteilen widerspricht Marty „der üblichen Meinung, dafs die Scheidung der Redeteile durchaus eine auf der Funktion begründete sei (43)". Am Verbum zeigt er, dafs Wundts Abgrenzung dieses Redeteils als „Begriffe von Zuständen" gegenüber den Begriffen von Gegenständen und Eigenschaften unhaltbar ist. Er kommt zu dem Schlusse, dafs in den überlieferten Sprachen die Redeteile „nicht lediglich vom Standpunkte der Bedeutung gebildete und keineswegs durchgehend logisch begründete Klassen von Bezeichnungsmitteln" sind. Der zweite, wesentlich kürzere Hauptabschnitt ist eine eingehende Kritik von J. Ries' Buche „Was ist Syntax?". Ein Nachtrag setzt sich mit einem Einwande Jabergs auseinander, dafs auch, wie toskan. *accio* „schlecht" aus *libraccio, donnaccia* zeigt, Suffixe mitunter als lebendige Redeteile empfunden werden (vgl. e. *ana*). Im Anhange (S. 76—88) würdigt Otto Funke in einer den allgemeinen Stand der neueren Sprachforschung ausgezeichnet darstellenden Abhandlung Martys Bedeutung für die Sprachwissenschaft. Bei der Untersuchung, warum Martys sichere Grundlage der Sprachphilosophie gegen Wundts „Sprache" zurückstehen mufste, hat er mit den Worten: „Sein Hauptwerk, die 'Untersuchungen' (1908), liegt gewifs der konkreten sprachlichen Einzelforschung ferner" (88) einen Grund der geringen Beachtung der Martyschen Schriften kaum angedeutet. Wundt bringt in seinen Schriften eine reiche Fülle von Belegen aus allen möglichen Sprachen, allerdings manchmal nicht sehr sorgfältig oder allzusehr als klassischer Philolog (L. Sütterlin, Das Wesen der sprachlichen Gebilde 9, 11); Marty aber hat sich, wie mir mein hochverehrter Lehrer A. Pogatscher versichert, mit konkret sprachwissenschaftlichen Dingen weniger beschäftigt und mit Beispielen allzusehr gespart. Daher ist es verständlich, dafs Martys bahnbrechende Anschauungen auch heute noch nicht durchgreifen, wie sie es verdienen; ist doch sein Name in dem eben erschienenen Buche von Paula Matthes „Sprachform, Wort- und Bedeutungskategorie und Begriff"

Digitized by Google

überhaupt nicht erwähnt; hingegen hat W. Brandensteins „Kritische Musterung der neueren Theorien des Nebensatzes“ (Indogerm. Forsch. 44, 117) durch Anziehung Martyscher Anschauungen sehr gewonnen. Nur ein Beispiel soll dartun, wie mifslich diese Sparsamkeit mit Belegen ist. S. 27 sagt Marty in einer Kritik der Gliederung der Sätze: „Wie doch, wenn ich nach sokratischer Methode zu einem Schüler belehrend sage: 'Ist nicht 2 × 2 vier?' Ist dies eine Frage zu nennen oder nicht vielmehr eine Aussage, die blofs die sprachliche Gestalt der Frage annimmt? Und andrerseits, wenn ich höflich befehle: 'Die Herren x und y sind ersucht, morgen bei mir zu erscheinen' und nicht die Betonung und die Interpunktion der Ausrufung, sondern den Punkt verwende: ist dies deshalb eine Aussage? Nur die Farbe hat sich geändert, im übrigen bleibt die Bedeutung dieselbe!“ Dagegen erhebt J. Ries, der im übrigen die Bedeutung dieser Martyschen Ausführungen durchaus anerkennt, einen Einwand (Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. 47, 370): „... nur weil jene Sätze in Wirklichkeit Fragen und Aussagen zum Ausdruck bringen, können sie der weiteren Absicht dienen, das wirklich Gemeinte aus Höflichkeit oder sonstigen Gründen zu verschleiern oder zu mildern. Fragen können Aussagen vertreten, Aussagen können Befehle ersetzen, sie ändern aber darum ihr eigenes Wesen nicht.“ Das heifst doch wohl, dafs die Milderung oder Verschleierung des Befehls, die hier durch den Aussagesatz gegeben ist, den Befehlscharakter zerstört. Der Engländer empfindet das einsilbige 'thanks' als weniger höflich als 'thank you', verbessert und verschleiert also mit der Kontamination 'thanks very much' (A. Hope, The Dolly Dialogues), was ihm unhöflich dünkt. In einem solchen Falle ist Ries im Recht. Man kann aber doch kaum annehmen, dafs in *Kindly* tell me, Pass the salt, *please*, *Veuillez* venir u. ä. die Verschleierung eines unzweideutigen Befehls, die infolge der Macht der Erziehung gewohnheitsmäfsig geübt wird, den Befehlscharakter aufhebt. Noch schärfer wird das beim Heischefuturum klar. Lerch scheidet da (nach Vofsler, Frankreichs Kultur², 384) a) ein „suggestives, höflich bittendes und b) ein kategorisches, keinen Widerspruch duldendes Heischefuturum: a) Die Herren werden sich jetzt in das Nebenzimmer begeben (ich erwarte keinen Widerstand), b) Du wirst jetzt deine

Digitized by Google

Suppe essen (ich habe einen Widerstand zu überwinden, den ich nicht dulde). Ist es Befehl oder Aussage, wenn ich einem um den Ausgang trotzenden Kinde sage: „So geh!"? Nur eine ganz äufserliche Auffassung kann hier meinen, dafs das doch eigentlich ein Befehl sei. Auch in der Frage kann bald ein verschleierter (would you mind shutting the window?), bald ein ganz rauhbeiniger Befehl (Now will you go? τί οὖν οὐχ ἐρωτᾷς; Plato. Bist [wirst] net stad [sein]? Willst du wohl stille sein?) gegeben, bei letzterem aber doch keine Rede von Milderung oder Verschleierung sein. Wir wissen nicht, in welchem Tone das freilich wohl der lebhaften, ungeduldigen Rede angehörende abin e conspectu meo (Plautus Amph. 518) gesprochen wurde; aber ein Befehl als ungeduldige Frage wurde im Lat. mit quin eingeleitet (Brugmann, Syntax des einfachen Satzes 206), das infolge „Mechanisierung dieser Aufforderungsform" früh auch vor Imperative gesetzt wurde: quin audi, quin tu tace modo (Plautus). Soll man in dem Nebeneinander ὡς οὖν ποιήσετε καὶ πείθεσθέ μοι (Plato) einen Unterschied im Tone der beiden Verba konstruieren? Hier ist es überall der Ton, der die Musik macht und die nach den Kriterien der Satzgestalt gezogenen Grenzen durchbricht. Ich glaube, Marty hat hier durchaus recht; aber durch eine breitere Darlegung der sprachlich nicht ganz einfachen Verhältnisse hätte er Ries keinen Angriffspunkt gegeben.

Trotz dieser Schwierigkeit wird sich aber jeder Philolog — mit grofsem Gewinn — mit diesem Buche vertraut machen müssen; Funke aber, der inzwischen einen zweiten Teil des Nachlasses „Über Wert und Methode einer beschreibenden Bedeutungslehre" folgen liefs und weitere Veröffentlichungen in Aussicht stellt, gebührt für diese aufopferungsvolle Arbeit unser herzlicher Dank.

Graz. Fritz Karpf.

Phonetic Transcription and Transliteration. Proposals of the Copenhagen Conference April 1925. Oxford, at the Clarendon Press, 1926. 32 pp.

Das Schriftchen ist die Zusammenfassung der Verhandlungen einer Tagung, an der die hervorragendsten Vertreter verschiedener Philologien (von Deutschen Karl Brockelmann, Karl Meinhof und F. Sommer) teilnahmen und die sich

Digitized by Google

das doppelte Ziel setzte, eine einheitliche wissenschaftliche Lautumschrift und eine Umschrift aufsereuropäischer Alphabete festzusetzen. Dabei mufste praktischen Erwägungen in manchen Fragen ein gewisser Spielraum gegeben werden; so ist zwischen dem System aus einem Stück bestehender (monotyper) Zeichen und dem System der diakritischen Zeichen keine eindeutige Entscheidung getroffen, sondern bald monotype, bald diakritische Schreibung, bald beides, festgesetzt worden. Auch Zugeständnisse an das Herkömmliche waren unvermeidlich, während in anderen Fällen die Verwirrung des bisherigen Gebrauchs durch völlige Ausscheidung des vieldeutigen Zeichens, z. B. [c], beseitigt wurde. Im einzelnen bedeuten a", a', a., a überlang, lang, halblang, kurz; der Druck wird durch Striche wie in [ˌepiˈdemik] angezeigt, n̩ ist silbisches n, u̯ unsilbisches u. Untergesetztes v (ı) bedeutet stimmlosen (-haften) Laut; für retroflexe Laute sind zwei Schreibungen: Schwänzelung und untergesetzter Punkt, gleichberechtigt. Auch [ʃ, ʒ] und ž, š werden neben genaueren Zeichen zugelassen; ebenso ẹ und ę für geschlossenes, e̱ und e̩ für offenes e. Die von Jespersen verfafsten Abschnitte 1—28 behandeln ganz erschöpfend, mit interessanten phonetischen Randbemerkungen, die Lautumschrift; im Abschnitt 29 gibt Pedersen die Grundsätze für die Umschrift fremder Alphabete. Es wäre sehr zu wünschen, dafs das hier dargestellte System möglichst allgemein verwendet würde; der Verbreitung der höchst dankenswerten Arbeit dieser Tagung wird auch die von Meinhof besorgte, im selben Verlage erschienene deutsche Fassung der Schrift dienlich sein.

Graz. Fritz Karpf.

Dr. Hereward T. Price, Volkswirtschaftliches Wörterbuch. Erster Teil: Englisch-Deutsch. 220 S. Berlin, J. Springer, 1926.

Felix Liebermann hat in der Palästra 147, 93 auf die Lücken hingewiesen, die auch unsere besten Wörterbücher bei fachlichen Ausdrücken zeigen. So ist das vorliegende Buch unter allen Umständen freudig zu begrüfsen; wenn es sich auch, wie Price selbst hervorhebt, um einen ersten Versuch auf einem sehr schwer abzugrenzenden Gebiete handelt, der zunächst aus dem täglichen Verkehr mit ratsuchenden Studenten entstand, so ist er doch sehr gut gelungen. Ich habe eigene,

Digitized by Google

in ziemlich langer Lektüre angelegte Aufzeichnungen mit dem Buche verglichen nnd festgestellt, dafs der Wortschatz hinlänglich verzeichnet und zuverlässig erklärt ist, von einzelnen Fällen wie 'Barth system eine Art Prämiensystem (Ryall)' abgesehen, womit man nicht viel anfangen kann, da das angeführte Werk wohl kaum allgemeiner zugänglich ist. Ich habe nach meinen Sammlungen nur vermifst intelligentzia (Told by an Idiot 77, Christina Alberta's Father 46), shop keeper (während shopman angegeben ist), patrio-profiteering (Captures 90), sabotage, birth control mit dem Euphemismus contraception, plutocrat (Kurzform plute), die indischen Wörter hartal und swadeshi (Boykott englischer Waren). Die Pfundnote heifst neben bradbury auch fisher nach Francis Marion Bates Fisher, Minister of Trades and Customs 1912—1915. Establishment ist, wie Spies' vom Verfasser anscheinend leider nicht benutztes Buch 'Kultur und Sprache usw.' sagt, swank für shop und neben den Sb. bear, bull stehen to bear, to bull im Preise herab-, hinaufdrücken.

Leider ist die Aussprache oft nicht verzeichnet, wo sie nötig wäre, so bei sb. lóck-óut gegenüber vb. lock-óut (Jones), bei c. i. f. (= sif?), oleo-oil, (contango) -account, ad valorem (æd vælɔ:rem) duty, bonanza, ca-canny, demesne, laissez-faire (das überhaupt fehlt), schedule u. a. m. Vielleicht hätte auch die deutsche, auch spezifisch anglistische Literatur mit leicht zu schaffenden Abkürzungen herangezogen werden können; manches wäre aus Di[belius], Le[wy], Sp[ies], We[ndt] zu holen gewesen; über die englische Gildenbewegung unterrichtet ein sehr guter Aufsatz von Max Müller (Neuere Sprachen 31, 377); zum Christian Socialism sind die Arbeiten von Karl Brunner und Ella Juhnke (Anglia N. F. 34, 289; 35, 1; 37, 32) sehr beachtenswert und in diesen Blättern haben B. Fehrs Beiträge zur Erforschung des modernen Englands manches Einschlägige in ausgezeichneter Darstellung geboten. Auch anderes fehlt, so G. H. D. Coles von Thesing 1921 übersetztes Buch Selbstverwaltung und Industrie oder das billige Bändchen der Home University Library von Ramsay Macdonald 'The Socialist Movement, das besonders für die Scheidung der Labour Parties nützlich ist. Auch Hinweise auf E. Brandenburgs Commercial Synonyms hätten sich für die Synonymik, die übrigens bei Price ganz gut behandelt ist, empfohlen. Hier wäre Genaueres

Digitized by Google

erwünscht bei work(ing) man, operative, das z. B. in England in der Verbindung building operative vorkommt. Bourse festländische Börse, transmission (by post) neben transport, make, operation als eigentlich amerikanisch fehlen auch, shop und store könnten genauer abgegrenzt sein.

Es fehlen noch Volstead Act, das mit 'evading the last Amendment to the American Constitution' (Incredulity of Father Brown 56) einen hübschen Euphemismus für 'drinking hard' geliefert hat; blackcoated proletariat waren bei uns die „Stehkragenproletarier"; die fair wage clause (Lewy 100), das Anti-Waste-Movement (gegen das Zuviel an Beamten), appropriation act, Bankruptcy Departement als Abteilung des Handelsamtes, time keeping Einhalten der Arbeitszeit, Mining Industry Act, Mines Department (und Area Boards), agricultural organization society, free farm der freie städtische Boden (hist.), arts and crafts schools, article vb., prohibition, to *float* loans, investment *for* capital, investor, Socialist League (William Morris), Toynbee Hall (zu settlement, bei dem W. Picht, England nach dem Kriege angeführt sein könnte), death duties: estate, legacy, succession duty, Encumbered Estates Act (1850), factory department (untersteht dem Secretary of State for Home Affairs), slogan Parteischlagwort, prime materials Rohstoffe, Die-hards die Unentwegten. Die Grundbedeutung von window-dressing „Schaufensterherrichtung" fehlt bei Flügel, Grieb-Schröer und Muret-Sanders (dieser hat nur window-dresser), sie wäre daher anzugeben. Middle class(es) ist jedenfalls nicht mit Mittelstand zu erklären. Beim works (shop) committee fehlt die Gliederung industrial committee, welfare committee, social union. Es wäre überhaupt praktisch gewesen, sachlich Zusammengehöriges noch mehr als es Price getan hat, in einen Artikel (mit Hinweisen bei den Einzelwörtern) zusammenzufassen; es werden ja wohl die meisten Benutzer des Buches nicht einen Ausdruck, sondern eine Reihe demselben Sachgebiete angehöriger suchen, so dafs ihnen ein zusammenfassender Artikel, der auf demselben Raum ausführlicher sein kann, dienlicher ist.

Vielleicht berücksichtigt der Verfasser einzelne dieser Winke bei einer dem tüchtigen Buche gebührenden Neuauflage; er hat jedenfalls eine peinlich empfundene Lücke in unserer Wörterbuchliteratur sehr befriedigend ausgefüllt.

Graz. Fritz Karpf.

Digitized by Google

Otto Jespersen, On some disputed points in English grammar. S. P. E. Tract No. XXV. Clarendon Press 1926. 34 pp. 2/6.

The pamphlet here brought to notice has been called forth by Fowler's recent Dictionary of Modern English Usage. Every reader of that remarkable work will certainly endorse Jespersen's prophecy that it is sure to exert a deep and lasting influence on the way in which English is written, but all the same it cannot claim to be regarded as authoritative on every point. Fowler speaks, on p. 372, about the need of an *index expurgatorius*, and his book is obviously meant to fill the gap. However, not a few of the innumerable words and constructions Fowler deprecates seem to be good enough, and we have every reason to be grateful to Jespersen for his having exposed to criticism two of Fowler's "sturdy indefensibles".

That which interests Jespersen above all is of course the general principles for judging linguistic phenomena. He justly attacks those instinctive grammatical moralizers for whom Latin grammar is the only guide to be trusted to, and whose particular dislike is aroused by everything that has, or is supposed to have, risen recently. Jespersen is no purist; he only wishes to look at the facts of English and other languages in a scientific spirit, and in doing so he is able to prove that much of what is rejected by narrow-minded cocksureness is in reality both easily explained from an historical point of view and psychologically justifiable. — If some of the principles Jespersen advocates here anew, with his usual elegance and acumen, appear self-evident to the linguist, it should be willingly acknowledged that this is largely due to himself. His life-long work has borne fruit among philologists at least, and even if we do not believe in everything coming from his pen, we are all more or less his pupils. But to the general public plain facts cannot be repeated too frequently.

The first of the two constructions discussed is *that long nose of his*, which has been ordinary English for at least five hundred years. Fowler puts it on a par with *a friend of mine*, i. e. 'among my friends', and considers *that long nose of his* illogical, since it would mean 'among his noses'. Now similar constructions are found, however, both in recent colloquial Danish and in a Norwegian dialect, and here it is

Digitized by Google

the singular of the pronoun that is used: *en kniv af min.* According to Jespersen, *of* should not be regarded as partitive; he calls it instead appositional: its function is to join two words which are notionally parallel. Thus *that nose of his* is equal to *that nose which is his.* He also compares expressions such as *the City of Rome, the name of Trotwood, that clever little wretch of a Rebecca.*

The greater part of the tract is devoted to an examination of *-ing* in phrases of the type occurring in Thackeray's *I insist upon Miss Sharp appearing*, as to which there is some uncertainty among grammarians partly with regard to the terminology (gerund or not?), and partly concerning its correctness as against the genitival construction: Miss *Sharp's* appearing. The common-case construction, likewise disapproved of by Fowler, is copiously illustrated in the works of nearly every prose writer of repute from the beginning of the eighteenth century till our own days. In Jespersen's opinion, *-ing* here is not the present participle, but the verbal substantive, and the rise of the construction is only the latest step in a long development, which the author analyses in a manner that seems altogether conclusive. The construction with the common-case instead of the genitive begins to appear about the year 1700, and the change is due to a variety of causes. Jespersen enumerates no less than eight, and these are only the most important. Thus, for instance, (5) there is some difficulty in forming a genitive of many groups, and so we get constructions of this kind: He would not hear of *Mrs. Mackenzie and her daughter* quitting his house / what is the good of *mother and me* economizing? / He had no objection to *some of them* listening. The disinclination to use the *s*-genitive of words denoting things accounts for the use of the common-case in, e. g. (6): a ministry could now be formed without *Mr. Bright's name* appearing in it / there is a chance of *some record* being left. — Jespersen formulates the rule as follows: in a nexus containing an *-ing* as its predicate-part the subject-part may be either in the genitive (possessive) or in the common-case, and the latter is preferred in some cases specified by him.

Göteborg. Mats Redin.

Digitized by Google

Augusta Björling, Studies in the Grammar of the Early Printed English Bible Versions. Lund, A.-B. Gleerupska Univ.-Bokhandeln, 1926. 197 pp.

So much has been written on the history of the English Bible that a work of this kind may at first seem to be rather superfluous, but a close study of the book will acknowledge it as a very useful complement to the vast literature already existing. The author, a pupil of Professor Ekwall's, started her investigation with a view to ascertaining in what way the Authorized Version of 1611 has grown out of the preceding editions of the Bible, but eventually had to concentrate her research upon the linguistic usage of these editions, her highest ambition being, she informs us in her preface, to give a reliable, even though limited, account of the grammar of the early Bible versions in a form which would provide historical philologists with useful material. And although it may be regretted that she has not been able to carry out her original plan, it would perhaps be ungrateful to take her to task on that score: the book as it is has obviously cost her an incredible amount of labour, which has resulted in an imposing collection of materials.

The examination has been limited to the Psalter and the Gospel according to St. Matthew, other parts of the Bible having been taken into account where the material of these two books proved insufficient. The treatise deals with parts of the nine chief versions, viz. Tindale 1525 and 1534, Coverdale, the Great Bible, Whittingham, Geneva, Bishops', Rheims, and the Authorized Version.

The material is presented in seventeen chapters, in each of which the history of some grammatical category is followed from Tindale down to the Authorized Version. This arrangement makes it easy for the reader to find information on any particular problem of grammar he happens to be interested in; but in view of the general results it may be doubted whether it would not have been advisable to adopt a different method of investigation. Surely the author herself must be aware of the fact that her "summing up" at the end of the book cannot but leave even a sympathetic reader somewhat disappointed. Thus, with regard to the influence of the earlier versions on the AV, the only thing she has to say is that

Digitized by Google

a greater stress than has been done by other writers should be laid on the influence exercised by Geneva on the AV, a fact that, moreover, has already been characterized by others as unrivalled. Besides the writers mentioned by Miss B., we may refer to the explicit words of Herbert Smith, Anglia XXX (1907), p. 421: "die neue version (i. e., AV) schloss sich in wirklichkeit enger an die Genfer bibel an als an irgend eine andere, die "Bishops"-bibel nicht ausgenommen." The distinctive features of the various versions, of which a short survey is given pp. 176—178, are really not very distinctive — with a few remarkable exceptions — and even if the author had found it possible to pursue her research, it seems doubtful whether an investigation on such a broad basis, and started from that direction, would have led to more tangible results. In spite of this, the material brought together by Miss B. is most valuable, and the following suggestion is not meant to invalidate the acknowledgement which is her due.

If the linguistic genesis of the AV is to be studied, would it not be most practical to take one single part of the AV, one of the gospels, for instance, and trace it backwards, not only to the earlier English versions, but also to the Vulgata, and to the original Greek text. If the problem is only the influence of previous English versions, as in the present work, the Greek original may be thought irrelevant, but it is not. Miss B. sometimes adduces the Vulgata or, very rarely, the Greek text, in order to explain some English construction, but often she omits to take either into account in cases where a comparison is really quite indispensable. Thus, on p. 109 she quotes as an example of anacoluthon Matt. 2. 18, where all the versions read: *Rachel weeping for her children, and would not be comforted* (AV). Miss B. seems to have overlooked that this is merely a literal rendering of the Greek original: *Ῥαχὴλ κλαίουσα τὰ τέκνα αὐτῆς, καὶ οὐκ ἤθελεν παρακληθῆναι.* Consequently the construction is of no interest as an example of an English anacoluthon, and it proves in no way that Tindale influenced later versions. It is of importance in so far only as it shows how slavishly the text was translated into English. On p. 112 we find some instances of a singular predicate belonging to two or more subjects connected by *and*, e. g. Matt. 16. 17: *for flesh and blood hath not reueiled*

Digitized by Google

it unto thee (AV). Here the end of the sentence should also have been quoted: *but my Father which is in heauen.* The Greek text, too, has a singular form (*ἀπεκάλυψεν, revelavit*). Likewise Matt. 6. 19 *doth corrupt* (*ἀφανίζει, demolitur*), 13. 22 (Rheims) *choketh vp* (*συνπνίγει, suffocat*).

Göteborg. Mats Redin.

Beatrice Daw Brown, A Study of the Middle English Poem Known as The Southern Passion, Diss. Bryn Mawr College (Pennsylvania, U. S. A.) 1926. Oxford, Printed by John Johnson, Printer to the University, 1926. 110 S. geh.

Diese tüchtige, schon 1917 fertiggestellte Dissertation der Gattin Professor Carleton Browns, des bekannten amerikanischen Anglisten, ist die Einleitung zu einer Ausgabe der „Südenglischen Passion" für die *Early English Text Society* (im Druck). Sie enthält in fünf Abschnitten sorgfältige Untersuchungen über das Verhältnis der Passion zur Südenglischen Legendensammlung, über das Handschriftenverhältnis, Herkunft und Dialekt, Quellen und mögliche Beziehungen des Verfassers zu den Bettelorden. Vieles von den Aufstellungen der Verfasserin wird sich erst nachprüfen lassen, wenn der Text selbst vorliegt; inzwischen müssen wir erraten, dafs sie die Passion (im ganzen etwa 2550 Verse) nach Ms. Harley 2277 (H) fols. 4a—26a abdrucken wird, mit Ergänzung eines mangelnden Mittelstückes (etwa 900 Verse) aus Pepys Ms. 2344 (P).

Verf. nimmt einleitend gegen C. Horstmanns Anschauung Stellung, dafs die Legendensammlung, als deren integrierender Bestandteil die Passion von Anfang an erscheint, „durch die Mitwirkung Vieler in demselben Sinne und Stile" (*Altenglische Legenden*, Neue Folge, Heilbronn 1881, S. XLIV) entstanden sei, übersieht aber dabei, dafs Horstmann hinzufügt, „wahrscheinlich von einem Grundstock aus", so dafs ihre und Horstmanns Anschauung über die Entstehungsart schliefslich doch nicht gänzlich voneinander abweichen. Als letzter Zeitpunkt der Abfassung der Passion kommt 1290 in Betracht, das Datum der Vertreibung der Juden aus England; im Gedichte (v. 475—76) wird zur Duldsamkeit gegen die noch in England lebenden *gywes* ermahnt:

Leteþ hem lybbe among vs as ȝe now yseoþ.

Digitized by Google

Für einen frühesten Zeitpunkt gibt die Passion selbst keinen Anhaltspunkt; für das Legendarium (d. h. genauer nur für die Lebensbeschreibung St. Eduards des Bekenners) bietet sich der Regierungsantritt Edwards I. (1272). Auf Grund dieser beiden Daten will die Verfasserin das Legendarium, und damit die Passion, etwa zwischen 1275 und 1285 entstanden sein lassen.

Entgegen der gewöhnlichen Anschauung, dafs Robert von Gloucesters Chronik und die Legendensammlung sich gegenseitig beeinflufst hätten (Horstmann, a. a. O.), hält Verfasserin dafür, dafs die Priorität in allen Fällen dem Legendarium zukäme.[1]) Auch seien die Autoren der Legendensammlung nicht in einem der alten Ordensklöster zu suchen, sondern unter den Bettelmönchen, die sie bei ihren an ein breites Publikum gerichteten Predigten wohl verwenden konnten; und dafs die Bettelmönche tatsächlich auch in Versen predigten, das bezeugt uns Wiclif, freilich erst hundert Jahre später. Weitere Beweise, die diese Theorie stützen sollen, werden darin gefunden, dafs das Legendarium (und auch die Passion) sich in ernsten Worten gegen die Weltgeistlichen wende, dafs das Legendarium die Lebensbeschreibungen der Heiligen Franziskus und Dominikus enthalte, dafs eine gewisse Sympathie mit dem niederen Volke festzustellen sei, dafs die optimistische Haltung der Passion der Frau gegenüber ganz im Einklang mit der vernünftigen Stellung der Bettelmönche zur Frauenfrage stehe, und dafs schliefslich gerade die Bettelmönche eine Reihe beliebter lateinischer Exempla-Sammlungen zusammenstellten. Aus dem Unterschiede endlich, dafs in der Legendensammlung im Leben des heiligen Dominikus der letztere im Vergleich zu Franziskus als der gröfsere erscheint, wird gefolgert, dafs „die Verfasserschaft des Legendariums einem Dominikaner zuzuschreiben" sei (so Vorrede S. 3, vgl. auch S. 109—110). Die Verfasserin wird nicht erwarten dürfen, dafs man ihrer Beweisführung in allen Stücken zustimmt, solange die Entstehungsgeschichte und insbesondere die Stilgeschichte dieser Sammlung nicht feststeht. Horstmann, der

[1]) Vgl. hierzu ihren interessanten Aufsatz in *Mod. Lang. Notes* 41 (1926) S. 13–23, in dem der m. E. schlüssige Nachweis geführt wird, dafs Robert seine geographische Einleitung aus der Kenelm-Legende entlehnt hat; die Frage nach der Herkunft des Legendariums sei daher zu erörtern "without initial presumption in favour of the Abbey of Gloucester".

Digitized by Google

doch gewifs ein Kenner der Materie war, spricht ausdrücklich (a. a. O.) „von der Verschiedenartigkeit des Stils, Tons, der individuellen Färbung, in einzelnen Teilen der Sammlung ebensowohl wie in verschiedenen fast gleichzeitigen Versionen." Hier gälte es, m. E., mit der kritischen Sonde einzusetzen, um die relative Einheit oder Mehrheit der Verfasserschaft festzustellen.

Ebenso schwierig ist die Lokalisierung der Sammlung. Die Verfasserin führt den gut gelungenen Nachweis, dafs die Lebensgeschichte Kenelms deutlich nach Somerset weist; aber das beweist nichts für die übrigen Stücke, noch für die Passion. Eine eingehende philologische Ausbeutung der zugänglichen Texte nach den neuesten dialektologischen Gesichtspunkten, und zwar zunächst der Handschrift H., könnte hier vielleicht doch noch engere Begrenzungen aufstellen. Die Verfasserin selbst hat einen guten Anfang damit gemacht, indem sie für Zwecke der Chronologie und Filiation die herangezogenen sechs Handschriften auf Grund einiger Dialektkriterien (nach Morsbach und Kaluza) einer Durchsicht unterzog mit dem zu erwartenden Ergebnis, dafs sich, bei deutlicher südwestlicher Herkunft des Originals, im Laufe von anderthalb Jahrhunderten die mittelländischen Formen in den Handschriften immer mehr ausbreiten. Die Handschrift H ('general South-western, with a stronger Midland shading than the early MSS. of Robert of Gloucester's *Chronicle*', S. 37—38) will sie nach Hereford lokalisieren, P ist „südwestlich mit mittelländischem Einschlag" (S. 40). Von P wird in der Textausgabe zum erstenmal ein Teil gedruckt; auf den philologischen Wert dieses ziemlich folgerichtig geschriebenen Textes wird besonders aufmerksam gemacht (S. 16).

Sehr sorgfältig gearbeitet und weite kulturgeschichtliche Ausblicke eröffnend ist das Kapitel über die Quellen. Die Hauptquelle ist natürlich die Vulgata, deren Wortlaut die Südenglische Passion sich zum Teil recht eng anschliefst, stets darauf bedacht, eine folgerichtige Entwicklung der Ereignisse zu bieten. Manche Bestandteile des erklärenden Beiwerks stammen aus der *Historia Scholastica* (*Liber in Evangelia*, cap. 116—196) des Petrus Comestor, eines französischen Scholastikers des 12. Jahrhunderts. Einzelnes wurde von andern mittelalterlichen Theologen übernommen, unter denen

Digitized by Google

Bernard von Clairveaux und Bonaventura (*Lignum Vitae*) bemerkenswert sind. Die *Meditationes Vitae Christi*, die früher Bonaventura zugeschrieben, aber von neueren Kritikern dem 14. Jahrhundert zugewiesen wurden, möchte Verfasserin zurückdatieren und ebenfalls als eine wichtige Quelle oder allgemeines Vorbild für die Passion beanspruchen, wennschon sie selbst zugibt, dafs dieses ausgedehnte lateinische Werk nur in bescheidenem Umfang für Einzelheiten in Betracht kommen kann. Auch hierüber ist ein klareres Urteil erst nach Veröffentlichung des Textes zu gewinnen. Aber gleichgültig, ob die kontemplativen Bestandteile der Südlichen Passion durch dieses oder ein anderes lateinisches Vorbild erzeugt wurden, jedenfalls sind gerade die kurzen gefühlsbetonten Betrachtungen und Stilisierungen des Gedichts von besonderem Reize, da sie es mit der grofsen mystischen Bewegung des Mittelalters verbinden. Und wenn man sich die grofse Beliebtheit des Werkes vor Augen hält und im übrigen die rechten Proportionen wahrt, ist dem Gesamturteil der Verfasserin durchaus beizupflichten (S. 14): "The poem serves as interpreter of the mystical ideal — ... [it] is one of the concrete media through which was accomplished the spread of mysticism in the thirteenth century."

Gieſsen. W. Fischer.

Mittelenglische Originalurkunden (1405—1430), mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von **Hermann Flasdieck.** Heidelberg 1926. Carl Winter. 110 pp.

A. u. d. T.: **Alt- und Mittelenglische Texte,** herausgegeben von **L. Morsbach** und **F. Holthausen.** 11.

Professor Flasdieck, author of the well-known treatise Forschungen zur Frühzeit der ne. Schriftsprache, in the book here under discussion continues the work begun by L. Morsbach in his Mittelenglische Originalurkunden von der Chaucer-Zeit bis zur Mitte des XV. Jahrhunderts (Alt- und Mittelenglische Texte 10). The book contains 15 original charters, all hitherto unpublished and referring to various counties. Documents written in the capital and such as may be supposed to be dependent on the scribal tradition of state documents are not included. The purpose of the book is to throw light on

Digitized by Google

the language written in the provinces in the early 15th century and particularly to trace the influence of the standard language developed in London on the language in the provinces.

I have already had an opportunity, in a review of Morsbach's collection, to give my opinion on the value and importance of publications of this nature. The material added by Flasdieck is highly welcome and very important. The various documents are edited with the greatest care and are provided with very valuable notes on palaeographical and linguistic matters and comments on meanings of words, obscure passages, names of persons or places mentioned, and so on.

The documents are arranged chronologically except for the last (no. 15), which is earlier than the rest and stands by itself in more than one respect, being more strongly dialectal in character and difficult to interpret. A number of obscure points await their final solution. A remarkable point not commented on by the editor is the fact that a person often mentioned in the document as *Robart atte Wanstalle* (once in the genitive as *Robart Wanstallys*) is once called *Robart Wanstallen*. Can *Wanstallen* be a late form for *Wanstalling*? The document refers to Kent. To the same county refer three other charters (4, 5, 10) while two refer to Yorkshire (2, 11), one each to Essex (7), Somerset (12), Suffolk (1), Suffolk and Essex (6), Sussex and Hants (9), Cambridge and Hunts (8), Lincolnshire (14), Durham (3). No. 13 refers to places in various counties.

The value of the collection, as pointed out by the editor in the preface, is chiefly of a linguistic nature, especially owing to the light it throws on the history of sounds and inflexion. But the documents also give valuable information on vocabulary, constructions, style, to some extent also on place-names. Occasionally it also throws light on medieval family life and local history. Most of the documents are short and do not allow of definite conclusions as regards the language of the district to which they refer. Further material will be necessary to supplement that given in this collection. An exception is formed by document no. 1, which is lengthy and gives very valuable information on the language written in Suffolk in the early 15th century. It shows a variation between *-s* and *-th* in the 3rd sing. pres. and it contains

Digitized by Google

interesting forms such as *Eld hauen* (*eld* = *old*), *beyyng* for *buying*, *dreyyng* for *drying*. On the whole the documents still show strong traces of the local dialect — this is the case particularly with the Northern ones — but they also testify to the growing influence of the London standard on the written language even in the North.

A few notes on details may be added.

No. 1. I am not sure *breke* l. 19 is correctly explained as a noun meaning 'irruption of the sea'. The passage is as follows: "ȝif ... the forsaide newe hauen ... be stoppyd be rage of the see, or be ony other auenture, and breke vp on auther partie, þat thann the place, ther the forsaid newe hauen is at Walberswyk ... shal bene afulbonde." I am inclined to believe that *breke* is a verb and that *and breke up on auther partie* means "[if] a new channel breaks up (is formed) on either side".

No. 2. It seems to me a little doubtful if *yenges* l. 2 means 'ings'. The form is curious. Could the word stand for *thenges* = *things*? In the document *y* is often used for *th*. *Remandyre* ib. l. 3 might be elliptical for *be remainder*.

Nr. 8, note 14. I doubt if the *th* in *fourthy* (fourty) is meant to denote a special kind of *t* (an aspirated *t*).

No. 9, l. 9. Is *Chanton* a misprint? Ib., note 22. The form *herburgh* points rather to OE. **herebeorg* than to ON. *herbergi*.

In his preface the editor gives a half promise of a further collection of a similar nature to follow "in absehbarer Zeit". It is to be sincerely hoped that it will soon be forthcoming. Many points bound up with the history of English in the late Middle English period await their final solution, and for the purpose we need a good deal of fresh material.

Lund. Eilert Ekwall.

Morgan Callaway, Jr., The Historic Study of the Mother-Tongue in the United States: A Survey of the Past.

Ders., The Present-Day Attitude toward the Historic Study of the Mother-Tongue. Reprinted from the University of Texas Studies in English, No. 5, [Austin, Texas], 1925, S. 1-38, 39-67.

In diesen zwei Vorträgen schildert Prof. Callaway zunächst die Entwicklung der Anglistik in den Vereinigten Staaten von

Digitized by Google

den Tagen Jeffersons bis zu den Forscherleistungen von Carlton Brown, A. S. Cook, Fr. Klaeber u. a., und beklagt dann die Verständnislosigkeit, mit der an den mittleren und höheren Schulen Amerikas das Studium der englischen Grammatik und Sprachgeschichte abgekehrt werde. Interessant ist dabei ein längeres Zitat (S. 48—49) aus dem Buche des englischen Unterrichtsministers Hon. H. A. L. Fisher, *The Teaching of English in England*, 1922. Hier spricht sich ein Ausschufs, der die Stellung des Englischen innerhalb des Lehrplans der einzelnen englischen Schulen feststellen sollte, dahin aus, dafs die Trennung von Sprache und Literatur, wie man sie in England seit der Mitte des 19. Jhs. verfolgen könne, dem Studium der mafsgebenden Gelehrten an deutschen Universitäten und dem Einflufs deutscher Erziehungsideale und -methoden zuzuschreiben sei. Callaway Jr. zeigt, dafs der wahre Philologe aus der feineren Kenntnis der Sprache und ihres Werdens heraus den Geist der Literatur erfasse und fordert verständigerweise für die amerikanischen Schulen den Unterricht in beiden Fächern, in englischer Sprache (Grammatik) und Literatur.

Gieſsen. Walther Fischer.

Otto Heinzel, Kritische Entstehungsgeschichte des ags. Interlinear-Psalters. (Palaestra 151), Leipzig, Mayer & Müller, 1926. II + 119 S. M. 8.—.

Die mit allen Materialbelegen ausgestattete sorgsame Untersuchung setzt sich nach einer Charakteristik der Überlieferung und der Ausgaben der Hss. mit der bisherigen Forschung im allgemeinen auseinander; dann folgt eine historisch-kritische Ausgabe von 12 Psalmen und des Hymnus *Magnificat* samt dem lateinischen Text. Auf diese Textauswahl ist alles folgende aufgebaut: die „Inhaltliche Kritik der Überlieferung“ (A. Ältere Gruppe: Hss. A—C; B. Jüngere Gruppe: Hss. D, F—K und C. Kontaminierte Hss.: E, H, L). Der Stammbaum am Schlufs dieses Kapitels nimmt zwischen dem Original und den Hss. A—L eine Reihe hypothetischer Zwischenglieder (α—ζ) an. — Die „Grammatische Kritik der Überlieferung“ operiert hauptsächlich mit der sehr genauen Scheidung von Altwests. und Anglisch in den Lesarten, erkennt die Vokalsynkope beim Verbum (mit starker Korrektur von Sievers' Synkopegesetz, Gramm., § 371)

Digitized by Google

nur als Alters-, nicht als Dialektmerkmal an und interpretiert die mercischen Formen des Verbum substantivum. — Die „Geographie der Wortwahl" fafst zusammen und stellt die anglischen Elemente in α, aber auch in einigen jüngeren Filiationen fest. — Eine „Synoptische Ausgabe von Ps. 70" nach Hss. A—I, L bringt die erfreuliche Bestätigung der Ergebnisse von H.'s Methode. — H.'s „Übersicht der Ergebnisse" ist klar und gut gegründet. Er setzt die Urentstehung der Ps.-Glosse ins 8. Jh. (etwa gleichzeitig mit Li-Glossen) und in mercische Gegend. A ist noch reiner von ws. (speziell altws.) Formen als R_1; die Ps.-Glosse mufs in dieser Form bereits früh verbreitet gewesen sein. Die Fassung E (> Hss. G, H, I) gehört in die Periode des Ps. Gallicanum (spätestens ausgehendes 10. Jh.); diese Hs. setzt H. mit Wildhagen in den Anfang des 12. Jhs. Sie allein berührt sich mit dem Pariser Psalter (kein anglisches oder altertümliches Wort!). Daraus schliefst H., dafs die Urfassung der Interlinear-Glosse mit dem Pariser Ps. nichts zu tun gehabt habe.

H.'s Kritik hat hier sehr förderliche Resultate gezeitigt: seine Aufstellungen sind selbständig gewonnen und recht mafsvoll formuliert. S. 66 oben nimmt er an Wildhagens Terminus „mercisch-kentisch" (Morsbach-Festschr. 437) Anstofs, „da diese Dialektgebiete gar nicht aneinandergrenzen". Wildhagen spricht aber a. a. O. von der raschen und tiefgehenden Verbreitung des Mercischen nach der Eroberung des Südostens durch Æthelbald, hat also kulturell-literarische Sprachbeeinflussung im Auge und H. selbst gebraucht S. 66 unten unbedenklich „anglisch-kentisch" für *ê* als Vertreter des westgerm. *â*, was doch auch nicht auf nachbarliche Durchdringung gehen kann.

Graz, im März 1927. A. Eichler.

Massinger's A New Way to Pay Old Debts. Ed. by **A. H. Cruickshank.** Oxford, at the Clarendon Press, 1926. XXXIV + 141 S. 6/—.

Der Herausgeber, dem wir eine gründliche Monographie „Ph. Massinger" (1920) verdanken, hat ganze Arbeit geleistet, indem er den Quartotext des Jahres 1633 in einem verläfslichen kritischen Druck zugänglich machte und vorzüglich einleitete und kommentierte.

In seiner Introduction darf er darauf hinweisen, dafs sich diese Komödie, wenn wir von Shakespeare-Stücken absehen,

Digitized by Google

von allen fne. Dramen am längsten auf der Bühne gehalten hat. [Sein Appendix II. Stage History stellt auf Grund mühsamer Arbeit die Aufführungen in London, in der Provinz und in Nordamerika nach dem Datum und womöglich mit Angabe der Hauptbesetzung von 1635—1923 zusammen und gibt interessante Details dazu in Anmerkungen.] Trotz der entschieden originellen Stilgebung des Hauptmotivs erkennt Cr. Middletons 'A Trick to Catch the Old One' als Quelle für einzelnes an [gibt offenkundige Parallelen in Motiven und Textierung in seinen Notes passim und im Appendix I]. Als Aufführungsdatum erschliefst er: 'in or after 1625'. — Musterfiguren für Overreach und Greedy sind nach seinen überzeugenden Ausführungen Sir Giles Mompesson (1584—1651), ein skrupelloser 'special commissioner for granting licenses to keepers of inns', der wegen seiner rücksichtslosen Chikanierung von 3320 Gastwirten 1621 seines Amtes entsetzt und seiner Ritterwürde entkleidet wurde, und Sir Francis Michell (geb. 1556), sein ähnlich gearteter und zur Rechenschaft gezogener Helfershelfer. Das Verhältnis der selbständigen Tochter zum liebenden Vater erscheint Cr. — und man mufs ihm da beistimmen — besser gestaltet als das zwischen Jessica und Shylock. Obwohl manche Figuren die Geschehnisse weniger aus sich heraus entwickeln, sondern sich blofs ihnen anpassen, sind die drei Schurken von M. doch real und packend gestaltet und geben dem Stück einen ernsten und bedeutenden Gehalt, wie er der schwerblütigen Anlage des Dichters entsprach. Namentlich Overreach ist eine ausgezeichnete Bühnenfigur, wie sich in den zahllosen älteren und neueren Reprisen immer wieder gezeigt hat, und die Charakteristik der menschlichen Seite dieses moralischen Ungeheuers (p. XXII ff.) ist ganz vortrefflich: sie darf Leslie Stephens und selbst M. Chellis Bewertungen entgegengestellt werden. Der straffe Aufbau, der gute, klare Stil und die sorgfältige Metrik Massingers erfahren eine ebenso feinsinnige wie profund gelehrte Würdigung.

Die Notes legen das Schwergewicht auf motivliche und wörtliche Parallelen in M.'s sonstigen Dramen und im Drama seiner Zeitgenossen; leider begnügen sie sich oft blofs mit Ziffernzitaten und werden dem veralteten Sprachgebrauch nicht stets durch Worterklärungen und Auflösung der fne. Orthographie ganz gerecht. Sie enthalten aber eine erstaunliche

Digitized by Google

Fülle literar-historischen, kultur- und theatergeschichtlichen Materials und ergänzen die Ausführungen der 'Introduction' über Technik und Metrik im einzelnen sehr glücklich. [IV, II, 75 ist mifsverständlich kommentiert: es spricht Greedy: was heifst da zu 'emolument' der Satz: a 'bug-word' for the unlearned Froth?] Alles in allem eine förderliche, sehr gut gedruckte Ausgabe.

Graz, Februar 1927. Albert Eichler.

Venus and Anchises (*Brittain's Ida*), *and Other Poems* by **Phineas Fletcher.** Edited from a Sion College MS. for the Royal Society of Literature by **Ethel Seaton.** With a Preface by **F. S. Boas.** Oxford University Press, 1926. LI + 125 S.

Die Herausgeberin entdeckte 1922 an einer Bibliothek, wo man es kaum erwarten konnte, in einem Sammelkodex „Latin and English MSS., on Paper, Ff. 266 [recte 267], 17th Century" der Sion Coll. Libr., Signatur Arc. L. 402./L. 40 eine Anzahl von Gedichten, die sie nun nach gründlichster Durcharbeitung aller Probleme als Eigentum Ph. Fletchers vorzüglich erläutert und veröffentlicht. Die ohne Titel, Verfassernamen und Unterschrift vorliegende Partie des Kodex ist nicht wie Ph. Fl.'s authentische Schriftproben in „Italian hand", sondern in sehr eleganter „secretary hand" aufgezeichnet, somit wohl kein Autogramm; trotz der Brandbeschädigungen des Jahres 1666 ist der Text sehr gut zu entziffern. Er enthält „Venus und Anchises", ferner ein „Epithalamium", ein Gedicht „Non invisa cano" [= Ph. Fl.'s „To Mr. Jo. Tomkins"] und vier Eklogen [= Fl.'s „Piscatorie Eclogues IV, VI, II, V"]. Ein gedrängter selbständiger Abrifs über Fl.'s Leben und Werke gibt wichtige Details für die späteren Interpretationen, dann folgt die eingehende Erörterung der textkritischen Fragen. Aus den Abweichungen, Zusätzen und Auslassungen von „Venus and A." gegenüber dem solange irrtümlich Spenser zugeschriebenen Gedicht „Brittain's Ida" der Spenser-Ausgabe Walkleys aus dem Jahre 1628, mit dessen Hauptkörper sich der neuentdeckte Text deckt, zieht S. den bündigen Schlufs, dafs nur Phineas Fletcher der Verfasser sein könne: er nennt sich in der 1. Einleitungsstrophe Thirsil, wie Ph. Fl. in seinen unangezweifelten Dichtungen, er dichtet am Cam (2. Strophe); zu seiner Stilart,

Digitized by Google

die S. feinhörig herausarbeitet, stimmen viele Einzelheiten aus „The Purple Island" usf. So wird die von Grosart und F. S. Boas vermutungsweise vorgenommene Zuweisung dieses Renaissance-epyllions, das man nun wohl unter dem neuen Namen wird zitieren müssen, zur Gewifsheit erhoben. Kann S. das quo, quomodo, quando trotz Herbeiführung umfänglichen familiengeschichtlichen Materials auch nicht restlos beantworten, so sind kentische Umgebung (Ide Hill) und Jugendzeit des Dichters für die Abfassung doch mehr als wahrscheinlich: 'certainly written before Fletcher took up the ministry about 1616' erklärt S. und rührt hier, anscheinend unbewufst, an die von H. Schöffler in „Protestantismus und Literatur" (vgl. besonders S. 32 f.) entwickelte hundertfältig belegte Einstellung der Geistlichen des 17. und 18. Jhs. gegenüber weltlichen — und „Venus and A." ist sehr weltlich — Veröffentlichungen: Die stumme Hinnahme der frechen Walkley-Zuweisung an Spenser erklärt sich S. daraus und wertet eine Stelle aus Fl.'s „Way to Blessedness" (1632) richtig aus persönlicher Stimmung, übersieht aber dabei eben die grofse allgemeine Bedeutung dieses geistlich gebundenen Standpunkts. — Noch sinnlich-heidnischer als diese Venusdichtung erscheint das für uns ganz neue „Epithalamium", eine wahre Perle stattlich-strophischer und doch frei-rhythmischer Lyrik. Es zeigt überzeugende stilistische Ähnlichkeiten mit Fl.'s „Hymen at the marriage of my most deare Cousins Mr. W. and M. R." (vor 1614) und scheint an eine vornehme Hochzeit in Norfolk anzuknüpfen. — Für die übrigen, schon bekannten Gedichte ergibt sich aus S.'s Darstellung viel Neues für eine ursprünglichere, noch nicht geistlich beschränkte Haltung Fl.'s gegenüber dem Quartotext von 1633.

Den umsichtigen und dabei sehr bescheiden vorgebrachten Anschauungen S.'s wird man zustimmen, wenn sie die Bedeutung ihres Fundes dahin formuliert, dafs Ph. Fl. nunmehr als weitaus selbständigerer Dichter (gegenüber Spenser als Meister) und als sehr sorgsam feilender Stilist (Vergleich der Quarto mit unserem MS.) zu bewerten ist. — Dem Textabdruck folgen „Textual Notes and Commentary", letzterer reich an Parallelstellen aus Ph. Fl.'s anerkannten Werken und aus der gesamten jakobitischen Epik und Gedankenlyrik.

Graz, im April 1927. A. Eichler.

Digitized by Google

Emile Legouis, The Bacchic Element in Shakespeare's Plays. (From the Proceedings of the British Academy.) Humphrey Milford, London, 1926. 20 S. 1/—.

Nach einer Einleitung über bacchischen und anakreontischen Geist in der Literatur, über die beiden grofsen Kenner und Verherrlicher des Zechens in Frankreich, Rabelais und Ronsard, zeichnet der geistvolle Literarhistoriker den englischen Renaissance-Epikuräismus, als dessen Vertreter er Spenser in seinen Lyricis, Milton in der lateinischen Freundschaftsode an Diodati und eben Shakespeare und seine Trinkgenossen unter den Dramatikern der Zeit näher beleuchtet. Er ist geneigt, die Gerüchte über Shakespeares eigene Trinkfestigkeit als nicht ganz unglaubhaft zu betrachten, und verfolgt dann die Darstellung des Alkoholismus in den Dramen, wobei sich ihm drei Perioden offenbaren: eine rosige, fröhliche, humorvolle Wein- und Bierseligkeit (Sir John Falstaff, Sir Toby Belch), eine ernste Ablehnung des Dämons Alkohol, dessen üble Folgen krafs ans Licht gezogen werden (Cassio, Claudius, die Zecher in *Ant. and Cleop.*, die Atmosphäre in *Macbeth* u. a. m.) und schliefslich eine Überwindung der bösen Einflüsse in den Stücken der Ausklangsepoche. — So richtig beobachtet und interpretiert alle einschlägigen Einzelstellen auch sind, geht L. doch wohl zu weit, die gesteigerte Leidenschaftlichkeit des Temperaments der grofsen Tragödiengestalten und ihres Gesamtmilieus nur oder fast nur dem Trinkteufel, der sie oder ihre Vorfahren besessen hat, zuzuschreiben. Ebenso ist der Schlufs aus der ausgezeichneten Verlebendigung von Säufern und Saufgelagen bei Shakespeare, aus 'the matchless competence of the poet for all his drinking-scenes' auf die Trinkneigungen Shakespeares sehr kühn: wir kommen auch in dieser Temperamentsfrage wieder in die gefährliche Sackgasse der Annahmen eines Juristen, eines Jägers usf. Shakespeare, da sich bei ihm so viele richtige Rechtsausdrücke, Jagdvorstellungen usf. finden. Eben hat auch der Arzt A. Guthmann im Sh.-Jahrb. 61. Bd., S. 89 ff. den Dichter unter anderem als Alkoholiker zu diagnostizieren unternommen: auch er stützt sich auf das späte Überlieferungsgerede und auf andere Argumente, die teils dem Nichtmediziner nicht nachprüfbar sind, teils literarhistorischen Tatsachen widersprechen. — Legouis' feine Charakteristik der künstlerischen Formung der Trink-

Digitized by Google

lust oder Trunkenheit (den Pförtnermonolog aus *Macbeth* vermifst man ungern bei L.!) in dieser Akademierede bleibt durch die obige ablehnende Kritik unberührt.

Graz, 21. Februar 1927. A. Eichler.

W. Marschall, Aus Shakespeares poetischem Briefwechsel. Bei Dr. Herbert Grofsberger. Heidelberg. 1926. Preis 2 M.

Wilhelm Marschall bekennt sich zwar nicht zur Raleigh-Bacon- oder Rutland-Southampton-Theorie, aber man sieht doch, dafs er nicht die schmalen, dornigen Pfade ernster Forschung gegangen ist, sondern seine Anregungen von Delila Bacon und ihren sensationslüsternen Anhängern, vielleicht auch von dem Wiener Literaten v. Weber-Ebenhof erhalten hat.

Für ihn ist William Shakespeare nur ein Bühnengeschäftsmann, der, durch seinen Freund R., „den Inaugurator des modernen Theaters", zum Dichten angeregt, mit Venus und Adonis seine Schwingen selbständig entfaltete und seinen Freund — auf dem Gebiete der Versdichtung wenigstens — so vollkommen überflügelte, dafs R. mit Lucretia daneben stark abfiel. Ein grofser Teil der Shakespeare-Dramen verdankt seine Entstehung der gemeinsamen Arbeit der beiden Dichter, die einige ihrer Dichtungen „aus bestimmten Gründen" unter dem Namen William Shakespeares veröffentlichen liefsen.

Ihre Stilunterschiede lernt man am besten aus Venus und Adonis und Lucretia kennen. „In den Sonetten", so fährt Marschall fort, „verschmilzt der Stil der beiden Freunde mehr zu einer Einheit, und die Dichter werden voneinander „wechselweise beeindruckt"".

Er stellt deshalb 35 Sonette in eigener Übersetzung mit der Absicht zusammen, die bisher übersehenen Gegensätze zwischen den beiden Persönlichkeiten zur Geltung zu bringen, von denen diese Gedichte geschrieben sind, und knüpft an die „neuen Erkenntnisse", die seine Feder uns vermitteln soll, die Hoffnung, dafs sie uns mit der Zeit das Verständnis für die Dichtung Shakespeares bis ins kleinste ermöglichen werden.

Der von Marschall gebotenen Auslese von Sonetten ist die Überschrift gegeben: Aus dem Leben der beiden Freunde R. und W. nach ihrem poetischen Briefwechsel. Sämtliche

Digitized by Google

Gedichte gehören zu den Freundschaftssonetten und sind nach folgenden Gesichtspunkten zusammengestellt:

I. Alter: Sonett 2 und 126 (R.); Sonett 22 und 104 (W.).
II. Laster: Sonett 67 und 95 (R.); Sonett 71 und 121 (W.).
III. Eifersüchteleien: Sonett 57 (W.); Sonett 41 und 61 (R).
IV. Die Trübung: Sonett 33—35 (R.); Sonett 36 und 39 (W.).
V. Zwist, Bruch und Versöhnung: Sonett 76, 80, 83, 86, 94, 98 (W.); Sonett 78, 79, 87, 91, 97 (R.).
VI. Lebensverhältnisse: Sonett 111 (W.).
VII. Weltanschauung: Sonett 59 (W.); Sonett 60 (R.).
VIII. Politische Einstellung: Sonett 124 (W.); Sonett 125 (R.).
IX. Buchgeschenke: Sonett 77 und 122 (R.).

Macht nun zwar die Thorpesche Anordnung keinen Anspruch auf chronologische Exaktheit, so pflegt immerhin der innere Zusammenhang einzelner Gruppen innerhalb dieser Reihenfolge von der Sonettenkritik respektiert zu werden. Sonett 67 gehört beispielsweise zu den Gedichten, die wegen ihrer weltschmerzlichen Stimmung mit der Hamletperiode in Verbindung gebracht werden (Nr. 63—68). Marschall entdeckt in Nr. 67 eine Mahnung R.s an seinen Freund W., von dessen schlechtem Umgang er gehört hat. Dem Inhalt des nächsten „Lastergedichts“ (Nr. 71) wird die Charakterisierung als „sentimentale Antwort W.s“ nicht annähernd gerecht. Nr. 18—74 bilden bekanntlich eine fortlaufende Reihe von Gedichten zur Verherrlichung der Freundschaft, worauf in Nr. 74 deutlich hingewiesen wird:

> Dies Buch enthält ein Stück von meiner Seele,
> Und als ein Denkmal bleib' es Dir bewahrt.
>
> (Übersetzt von Fulda.)

Vermutlich hat Marschall dieses Gedicht ausgelassen, weil es seine Theorie störte.

Das sogenannte Protestgedicht, Nr. 121, richtet sich wie Nr. 61 gegen die Verleumder, die den Dichter angegriffen haben. Marschall bucht dieses Sonett ebenfalls unter „Laster“ und erklärt, 'es höhne die Tadler mit einer frivolen Geste'.

Unter den mit „Eifersüchteleien“ überschriebenen Gedichten befindet sich Sonett 41, von dem es mit Umkehrung der Tatsachen heifst, R. spräche darin die Befürchtung aus,

Digitized by Google

sein Weib an W. zu verlieren. Gestört wurde das Verhältnis der beiden Freunde nach Marschall nicht durch erotische, sondern durch literarische Gründe. Da aber Nr. 40, 42 und 43[1]) fehlen, so ist hierüber nichts weiter zu sagen.

Der „Zwist" umfafst die meisten Nebenbuhlergedichte, doch scheint „der Dichter G." (?) als Rivale nur für Nr. 76 und 80 in Betracht gezogen zu sein. Die Eifersüchteleien der beiden Freunde führen nach Marschall nur deshalb zu einem Bruch, „weil die aus Nr. 48 erkennbare Abhängigkeit W.s von R. den ersteren zu doppelter Ausfälligkeit gegen seinen Gönner reizt."

Von den Gedichten 87—90, welche die Abkehr des Freundes beklagen und somit das Thema von 49, 58 und 61 wieder aufnehmen, wird Nr. 87 herausgehoben, um die Lösung des Bundes durch R. zu demonstrieren. Doch fühlt sich R. ohne W. verarmt (Nr. 91) und „W. spielt sich als der Gekränkte auf".

Die vielleicht an ein Mädchen gerichteten Sonette 97 und 98 sollen nach der Versöhnung R.s mit W. geschrieben worden sein.

Zu Nr. 91 (ohne Text) bemerkt Marschall, dafs dieses Gedicht „die gehobenen Lebensverhältnisse" R.s beleuchte.

Von Nr. 111 wissen wir, dafs es voll Bitterkeit gegen das Schicksal ist, dafs den Dichter auf eine so tiefe gesellschaftliche Stufe stellte. Wurde doch der Schauspielerberuf damals noch sehr gering geschätzt.

Mit Recht warnt Brandl davor, die Selbstanklagen des Dichters auf sein Tun zu beziehen, da man für diese Art poetischer Übertreibung eine literarische Parallele in den Astrophelsonetten des durch seine puritanische Sittenstrenge bekannten Sidney gefunden hat.

Marschall liest aus diesem Gedichte heraus, W. hätte einen lasterhaften Lebenswandel geführt und sei nun durch Krankheit geschlagen und „in voller Dekadenz". In Zeile 4 des Sonetts übersetzt er „public means" usw. mit „Gemeindemittel, die gemein mich machen," und glaubt, dafs W. sich „wegen seiner pöbelhaften Manieren" bei R. entschuldigen wolle. Er fährt dann fort: „Diese pöbelhaften Manieren pafsten auch sehr gut für den Bühnenmann William Shakespeare aus Strat-

[1]) Fort nennt diese Gruppe „The stolen Mistress".

Digitized by Google

ford on Avon ... Was aber das Mitglied eines Geschäftstheaters veranlassen konnte, sich beim Schicksal zu beklagen, dafs er von public means leben müsse, ist wohl nicht einzusehen." Ich zitiere die Anfangszeilen dieses Sonetts in Fuldas Übersetzung:

„O, mir zuliebe sei Fortunen gram,
Der schuldigen Göttin meiner üblen Schritte,
Von der nichts Besseres ich mitbekam
Als Pöbelgeld, verdient durch Pöbelsitte."

Es wird daraus ohne weiteres klar, dafs Shakespeare das am Pöbel verdiente Geld schmäht, um dessenwillen er sich dem Gebahren des Pöbels anpassen mufste.

Aus Nr. 59 und 60 erschliefst sich Marschall die Weltanschauung der beiden Freunde, und zwar erkennt er in Nr. 59 „den fortschrittlichen Sinn" W.s, während in Nr. 60 nach seiner Ansicht die Skepsis R.s zum Ausdruck kommt.

Von den drei politischen Sonetten (Gruppe VIII) fehlt Nr. 107.

Nr. 124 (W.) wird mit der Pulververschwörung in Beziehung gebracht. W. ist froh darüber, meint Marschall, dafs R. auf die politische Laufbahn verzichtet hat und deshalb nicht Gefahr lief, in die Luft gesprengt zu werden. Von Nr. 125 heifst es: „R. beantwortet diesen Glückwunsch (Nr. 124) mit herrlichem (?) Humor". Interessant ist der Nachsatz: „In einem Atem damit, dafs er ja bei der Hochzeit einer Hofdame der Königin den Baldachin getragen habe, erwähnt er (R.) seine unsterblichen Werke."

Im Kommentar zu den „Buchgeschenken" (Sonett 77 und 122) bespricht Marschall die Möglichkeit, dafs R. für die Veröffentlichung des poetischen Briefwechsels gesorgt habe, und schliefst mit der Bemerkung, dafs der Inhalt der Sonette „bei zunehmender Beschäftigung für die Gelehrten zu einem immer unlösbareren Rätsel wurde".

W. Marschall lehnt die Resultate der Forschung ab, ohne sich der Mühe unterzogen zu haben, sie kennenzulernen, und seine eigenen „Erkenntnisse" spriefsen wie Unkraut aus ungepflegtem Boden. Er nennt die Thorpesche Anordnung der Sonette ebenso eigenmächtig chronologisch richtig, wie er Shakespeares Autorschaft für die ganze Sammlung bestreitet. Wir erfahren nicht einmal, wen er sich unter R., „dem In-

Digitized by Google

augurator des modernen Dramas" vorstellt, und „der Rivale G." ist von demselben geheimnisvollen Dunkel umgeben.

Zweifelhaft bleibt es, ob er die Authentizität der Dedikationen zu Venus und Adonis und Lucretia als echte Shakespeare-Dokumente absichtlich ignoriert oder wirklich nichts davon gehört hat, und infolge seines autokratischen Verfahrens kann man nicht erkennen, ob er irgendwie von Sievers schalltheoretischen Studien beeinflufst wurde.

So kommt es, dafs er mit lauter unbewiesenen Behauptungen operiert, die leider allzudeutlich die Absicht verraten, Shakespeare als Mensch und Dichter herabzusetzen. Auf den sieben knappen Druckseiten, die neben dem Text der 35 von ihm übersetzten Sonette den Gesamtinhalt seines Buches ausmachen, bringt er es fertig, Shakespeare so auszuplündern, dafs von seinem Schaffen nichts bleibt als Venus und Adonis, ein Teil der Sonette und die Mitarbeit an seinen Dramen. W. Marschall vermifst bei den Baconianern und Rutlandianern „den Willen zur Wahrheit". Sollte es ihm daran nicht mangeln, so wäre ihm ein gründliches Studium der einschlägigen Literatur und eine Pilgerfahrt nach Stratford zur Stärkung seines historischen Verständnisses zu empfehlen.

Die Übersetzung der Sonette ist stellenweise nicht übel, da dem Verfasser ein reicher Wortschatz zu Gebote steht. Doch gelingt es ihm selten, sich in den Geist des elisabethanischen Zeitalters einzufühlen.

Auf einige Entgleisungen, die seiner Auffassung der Persönlichkeit Shakespeares entsprechen, ist bereits hingewiesen worden. In Sonett 59, 1—4 stört Schmöker für some antique book, Tracht für burden (d. h. burden of a former child); in 98, 4 Klotz-Saturn für heavy Saturn. Wenig geschmackvoll klingen die Zeilen 3—4 in Sonett 71:

> Nach meinem Tod nicht länger um mich trauert,
> Als Ihr die triste, brumm'ge Glocke hört,
> Die anzeigt, dafs aus dieser schoflen Welt
> Ich floh, bei schofelstem Gewürm zu wohnen."

Shakespeare schrieb:

> No longer mourn for me when I am dead
> Than you shall hear the surly sullen bell
> Give warning to the world that I am fled
> From *this vile world*, with *vilest worms* to dwell.

Digitized by Google

Recht salopp wirkt 80, 12:

Er bleibt von kühnem Bau und — netter Würde
für He of tall building and of goodly pride

oder 94, 7:

Sie sind die Herrn und Eigner ihrer Fratzen
für They are the lords and masters of their faces.

Das burschikose Element, das W. Marschall in Shakespeares Sonette hineinkonstruiert, entstellt eben die Kunst des Dichters, wie es seine Persönlichkeit zum Zerrbild herabwürdigt, und des Verfassers „Auslese" gleicht hierin dem Buche v. Weber-Ebenhofs, dessen phantastische Theorien sich innerhalb derselben Richtlinien bewegen. Wir lehnen diese Art Shakespeareliteratur nachdrücklich ab. Besitzen wir doch ein zuverlässiges Zeugnis für den Menschen wie für den Dichter in den Versen, die Ben Jonson in der ersten Folio seinem geliebten Freunde, „dem Autor Mr. William Shakespeare", zum Gedächtnis widmete:

... Look how the father's face
Lives in his issue, even so the race
Of Shakespeare's mind and manners brightly shines
In his well-turned and true-filed lines.

Königsberg i. Pr. Elise Deckner.

A Casual Commentary by **Rose Macaulay.** Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1926. 264 S.

A. u. d. T.: **Tauchnitz Edition.** Vol. 4749.

Die Verfasserin ist durch ihre satirischen Zeitgemälde ("Potterism", "Mystery at Geneva", "Told by an Idiot" usw.) rasch sehr bekannt geworden, auch in Deutschland („T. b. a. I.", wird z. B. von Tauchnitz bereits als Schulausgabe vorbereitet), so dafs man einem neuen Werke mit begreiflicher Spannung entgegensieht. Das vorliegende Buch ist, wie der Titel schon andeutet, eine bunte Sammlung leichtgeschürzter, amüsanter Essays, zwar nicht sehr tief, und auch „als Satire schwach", wie die englische Kritik bemerkte, und ohne den Anspruch auf Formvollendung, den man etwa mit dem Begriff „Essay" verbinden könnte. Es sind kürzere Artikel, in Buchform zusammengefafst, wie sie R. M. öfter veröffentlicht, als Vorarbeiten oder zum Ausruhen von ihren gröfseren Werken. (Vgl. z. B. "A Journalist's Career" in der Oktobernummer von

Digitized by Google

Nash's Magazine 1925, "Love" in der Julinummer des Forum 1926, "A study of the changes since 1914" in der Mainummer des Current History Magazine 1926.) Über alles und jedes weifs sie witzig und geistreich zu plaudern. "The founder of the butterfly school of writing" nennt sie scherzend ein amerikanischer Kritiker. Was schneidet sie nicht alles in dem kleinen Bande an! "Problems of a Journalist's Life", "Problems of a Doctor's Life", "Problems of a Writer's Life", "Problems of a Reader's Life", "Problems of Social Life", "Problems of Married Life" sind einige Kapitelüberschriften. Sie schreibt über "Sanctity of the Home", "Evening Parties", Religion, Wahlen, Wembley, Weihnachtsgeschenke, platonische Liebe, "cranks" usw. In einem Satze wie dem folgenden (aus "Problems of a Journalist's Life") haben wir gleich die Person der Verfasserin ganz vor uns: "In reviewing, you should try to sound more intelligent than you are, and never fall back on saying 'I like this book, it seems to me interesting, and the kind of book I like'. Proper reviewers never write like this". Immer übt sie Zeitkritik, und ihre Aussprüche, mögen sie auch noch so paradox und blofs des bon mots wegen gewählt erscheinen, müssen als solche gewertet werden. Mit dem kirchlichen Problem hat sie sich schon in "Told by an Idiot" eingehend beschäftigt. Kein Wunder, dafs wir auch hier ein Kapitel finden: "How to choose a religion." In ihrer Weise läfst sie die wichtigsten Bekenntnisse Revue passieren: "Presbyterianism has the advantage (if it be one) over the other Protestant Churches of Great Britain that, north of the Tweed, its members are not dissenters ... However, on the whole they do not have a very good time, for it is thought right that they should attend service on Sundays ... Sunday games are not played with that openness practised by Anglicans ... The choice is wide, and the only really dull thing is to have no religion at all. If you really cannot manage any, you had better instead keep pet dogs, children, or a motor car. But your life will, whatever you keep, be a shallow affair, lacking background. It is better to have a religion."

Über die Ärzte weifs sie ("Problems of a Doctor's Life") zu sagen: "You had better be a general practitioner ... but soon it will be well to specialise, as you will earn more that way, and need to know even less ... You can specialise in any

Digitized by Google

organ of the human frame ... In Edwardian days appendices were the most fashionable subject to take up; a few years ago it was complexes; just now it is bones. The osteopath has succeeded the psycho-analyst with the best people ... It is safe to recommend the removal of almost any organ except possibly the heart and brain." Die Ironie ist aber kaum vorhanden in einer Bemerkung wie ("Evening Parties") "We are a haunted race, fleeing from silence and great spaces, feeling safe only when surrounded by warm, comprehensible, chattering humanity like ourselves". Sie wird auch nie bitter, selbst wenn sie ("Increasing Daily") den Vorschlag macht, den Überschufs der Bevölkerung dahin zu lenken, wo er gebraucht wird! Alles ist überfüllt, (trotz Krieg und fallender Geburtenziffer), Schulen, Gefängnisse usw., nur die Kirchen und Wiegen sind leer. "Why not turn some of the politicians, novelists, burglars, or matchsellers into clergymen?" ... Die angeführten Beispiele mögen genügen, um einen Begriff von ihrer Schreibweise und von dem Inhalt des Buches zu geben, der sonst schwer in Worte einzufangen ist, so sehr ist alles an die Worte der Dichterin gebunden.

Wenn der obenerwähnte Kritiker von R. M. sagt, dafs der Humor bei ihr nicht eine höhere Funktion darstellt, sondern meint: "On the whole, Miss M. merely entertains", so möchte ich demgegenüber darauf hinweisen, dafs sie nicht blofs humoristisch wirken, sondern in erster Linie ein Zeitgemälde entwerfen will, wie in allem ihren Schaffen, wobei hier der kritische Einschlag überwiegt. Der Anspielungen auf zeitgenössische Ereignisse und Personen sind unendlich viele, nicht blofs die mit Namen erwähnten, wie Coué, Mussolini, das russische Ballett, "Hats off to France", Mah-jong, "Post Early", die Lamas, Sturz vom Pferd des Prince of Wales; noch vieles andere wäre zu nennen, was zwischen den Zeilen zu lesen ist ("If you are a woman and wish to be in parliament, you should marry a member and then put him out of action, by whatever means seem most suitable!"). Man mufs schon mitten im Leben des Landes darin stehen, um alle die feinen Anspielungen recht verstehen und würdigen zu können, herunter bis auf die öfters von ihr erwähnte Reklame vom "Kruschen feeling". Denn mit Recht sagt sie: "Each advertisement is a vignette of human life." Das ist es, was sie geben will,

Digitized by Google

Ausschnitte aus dem so vielgestaltigen und oft so humoristisch anmutenden menschlichen Leben!

Aus noch einem anderen Grunde ist uns das Buch aber interessant und wichtig. Schon in "Told by an Idiot" hatte die Verfasserin von einer ihrer Heldinnen, Rome, die wohl manche Züge von ihr selber trägt, gesagt: "Rome felt a great, perhaps a morbid, interest in investigating life and language... In one part of her note-book there were pages assigned to "Curious uses of words"." Und so wie der genannte Roman äufserst interessant ist für den, der den modernen Sprachgebrauch studiert, so ist auch das vorliegende Buch voll von Aufschlüssen darüber. Sie gebraucht recht häufig die sonst von der „besseren Literatur" noch pedantisch gemiedenen slang- oder amerikanischen Ausdrücke wie etwa "dinkie", "tabloid", "blurb" (als subst. und v.), "shingle", "Wembling" usw., und bringt vor allen Dingen eigene sprachliche Beobachtungen. So hat sie ein Sonderkapitel: "Some Inquiries into Human Speech". Sie macht humorvolle Vorschläge für offizielle Rundfragen wie die Volkszählung: "Above all, I should include in the question form a series of inquiries on the use and meanings of words." Sie weist feinsinnig darauf hin, dafs doch heute z. B. "suggestive" recht oft = "indecent" oder "improper" ist, "literally" = "nearly", "nominal" = "small" usw., und behandelt Fälle von "oppositionism" und "meiosis", i. e. "understatement to heighten effect, like 'not half'" usw. Aber auch sonst fallen oft sprachliche Bemerkungen ab, z. B. über "Not cricket" oder in dem Kapitel über "Cranks". Alles in allem, ein höchst interessantes Buch (trotz ihrer obigen Bemerkung!), das sich freilich kaum als Schulausgabe eignen wird. Es wäre sehr zu wünschen, dafs der Verlag recht bald nicht nur das letzte Werk, "Crewe train" (1926), sondern auch die früheren Werke von Bedeutung, "Dangerous Ages", "Potterism" u. a. folgen lassen möchte, wie es auch sonst, z. B. bei Sheila Kaye-Smith geschehen könnte, die auch blofs mit einem schwächeren späteren Werk vertreten ist.

Jena. G. Kirchner.

Digitized by Google

Zum Gebrauche des Dativs mit und ohne *to* nach den Verben des Gebens und Sagens im neueren Englisch.

Mätzner, Engl. Gramm. II, S. 220 lehrt: „Im allgemeinen darf man annehmen, dafs das Neuenglische den Personenkasus von dem Sachkasus in der Weise unterscheidet, dafs es im zweifelhaften Falle jenen durch die Umschreibung mit *to* ersetzbar findet. Die Nichtbezeichnung des Verhältnisses durch eine Präposition als Exponenten desselben beschränkt sich meist auf den Fall, in welchem der Personenkasus sich in unmittelbarer Folge dem Zeitworte anschliefst, wobei sich diesem namentlich die Fürwörter (lies: die persönlichen Fürwörter) enklitisch anreihen. Die Verwendung des Exponenten *to* ist durch das Gesetz der Deutlichkeit der Rede, namentlich bei der Inversion der Objekte geboten, oder durch die anderweitig bedingte Hervorhebung des Personenkasus veranlafst; mehrfach entscheidet dabei alte Gewohnheit der Sprache." Weiter heifst es a. a. O., S. 317: „Doch auch da, wo der ursprüngliche Dativ dem Verbum unmittelbar folgt, sei es, dafs der Objektsakkusativ nach jenem auftritt oder dem Verbum voransteht, kann das präpositionale Glied einen sonst geläufigen unbezeichneten Dativ ersetzen. In diesem Falle kann die Hervorhebung desselben beabsichtigt sein (was besonders bei dem enklitischen Fürworte in Betracht kommt), oder die schärfere Scheidung der Objekte und der Wohlklang der Rede (bei der Aufeinanderfolge von Satzgliedern ungleicher Ausdehnung) mafsgebend werden, wodurch der individuellen Freiheit ein weiter Spielraum gegeben wird."

Sweet äufsert sich in seiner *New English Grammar*, Part II (Syntax) zu unserem Gegenstande wie folgt: § 1985. "The common case is used to express the subject, the direct and indirect object, and the vocative relation: *John!, that man gave your brother a book.* In Old English the first two nouns in this sentence would be in the nominative, the third in the dative, the fourth in the accusative." § 1990. "In fact, in Modern English the common case cannot be recognized as an indirect object unless accompanied by another common case serving as a direct object, from which it is distinguished solely by position, so that the relation is always liable to

Digitized by Google

become ambiguous when it is not accompanied by an accusative word, or when removed from its normal position. In such cases the 'prepositional dative' with *to* is substituted, as in *I will write to him about it* compared with *I will write him a letter*; *to the devout believer the Church promised pardons* instead of *the Church promised the devout believer pardons*."

Aus den Ausführungen Mätzners und Sweets lassen sich folgende Richtlinien für den Gebrauch der beiden Dativarten herausheben: 1. Der unbezeichnete oder Stellungsdativ kann nur verwendet werden, wenn über seinen dativischen Charakter kein Zweifel besteht, d. h. wenn er zwischen Verb und Akkusativobjekt zu stehen kommt. 2. Sobald der Dativ von seiner normalen Stellung wegrückt, mufs er mit der Präposition *to* bezeichnet werden. 3. Der präpositionale Dativ kann auch sonst den unbezeichneten Dativ ersetzen, wenn es die Deutlichkeit oder der Wohllaut der Rede verlangt.

Aufser diesen drei Hauptregeln über den Gebrauch der beiden Dativarten geben die Grammatiken Regeln oder Feststellungen über den Gebrauch der einen oder der anderen Dativart in einzelnen besonderen Fällen. So sagt z. B. Poutsma, A Grammar of Late Modern English, I, 1, S. 156: "Usage is divided a) when the thing-object stands at the head of the sentence" (es folgen ein Beispiel mit bezeichnetem, sieben Beispiele mit unbezeichnetem Dativ); "b) when the direct object is made the subject of a passive sentence" (es folgen je vier Beispiele mit bezeichnetem und mit unbezeichnetem Dativ). Über dieselben zwei Fälle sagt Wendt, Englische Grammatik (1923), S. 121: „Das direkte Objekt kann dem Verbum vorangehen, auch unausgedrückt bleiben, ohne die Form des indirekten zu beeinflussen" (dazu zwei Beispiele mit unbezeichnetem Dativ), ferner S. 122 zu der Passivkonstruktion *A book was given to him*: „Der Fortfall von *to* beschränkt sich im allgemeinen auf die Fälle, wo das indirekte Objekt eine Person, besonders ein persönliches Fürwort ist" (dazu vier Beispiele mit unbezeichnetem Dativ). Doch alle diese Regeln sagen uns so gut wie nichts über das häufigere oder seltenere Vorkommen der beiden Dativarten. Um nun das tatsächliche Verhältnis zu ermitteln, in welchem in der neueren englischen Literatur das Vorkommen des unbezeichneten Dativs zu dem Vorkommen

Digitized by Google

des präpositionalen Dativs steht, habe ich drei bekannte Werke, die in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts erschienen sind, von verschiedenen Verfassern stammen und durchaus verschiedenen Charakter tragen, in bezug auf unsere Frage untersucht und alle darauf bezüglichen Stellen notiert, von denen hier ein Teil abgedruckt werden soll. Diese Werke sind: A. *Little Lord Fauntleroy* von F. H. Burnett (1880), B. *Strange Case of Dr. Jekyll and Mr. Hyde* von R. L. Stevenson (1886) und C. J. A. Symonds, *Shelley* (English Men of Letters, ed. by John Morley, London 1881).

Text A.

Ch. I: They ... were married, although their marriage *brought them the ill-will* of several persons. — But it so happened that Nature *had given to the younger son gifts* which she had not bestowed upon his elder brothers. — The letter he wrote crossed on its way *a letter the Captain had just written to his father* telling of his love for the pretty American girl. — He was always well, and so he never *gave any one trouble.* — He would *give the stranger one sweet serious look* with the brown eyes, and then follow it with a lovely, friendly smile. — His nurse would come home and *tell mamma stories* of the ladies who had stopped their carriages to look at and speak to him. — "He will come and pet me or *show me something.*" — It was Mr. Hobbs who *gave him his first interest* in politics. [6 : 2.]

Ch. II: *The story his mamma told him* was a very curious one. — "The Earl *offers to you* as a home, Court Lodge, which is situated *pleasantly.* — He also offers you a suitable *income.* — Mrs. Errol asked Mary to find her little boy and *bring him to her.* — He shook hands with Mr. Havisham in his friendly way when *they were introduced to each other.* — "Generally, he is made an earl because he *has done some service to his sovereign.*" — "Did you *tell Dearest that*?" — "If I were rich I should *buy her a little tent* to put her stall in, ... and then I should *give her a dollar* every morning it rained ... And then — oh! I'd *give her a shawl.*" — "Of course I should *buy Dearest all sorts* of beautiful things. If she liked pink silk dresses, I should *buy her some.*" — "Once

Digitized by Google

when I was very little, I was walking with Dearest and she *bought me a beautiful ball* that bounced ... Dick caught the ball for me and wiped it off with his coat and *gave it to me.*" — "So if I were rich, I'd buy Jake out and *get Dick a 'boss' sign,* ... and I'd *get him some new clothes and new brushes.*" — "I'd *give Mary some money* for Bridget. She comes here and cries, and Dearest *gives her things* in a basket." — "He once *made me a sword* out of wood." — "The Earl ... *gave me some instructions.* He said that I must let his lordship know that the change in his life would *bring him money and the pleasures* children enjoy. I was to tell him that his grandfather had *given him what he wished.* If it would *give Lord Fauntleroy pleasure* to assist this poor woman, the Earl would be displeased if he were not gratified. His lordship said: "Make the lad understand that I can *give him anything* he wants. *Buy him everything* he takes a fancy to." — "He and Bridget will not be wasteful of *what is given them.*" — "He *told Mr. Havisham so,* and *gave him a great deal of money* for you. You can *give some to Bridget* now." — "Can I *give it to her* this minute?" — Mr. Havisham *handed him the money.* — "My grandpapa *gave it to me.*" — "I think I shall have to go and *explain it to her,*" Mrs. Errol said. — All his wealth and power ... had seemed to him to be things only to be used to amuse and *give pleasure to the Earl of Dorincourt*; and now that he was an old man, all this excitement and self-indulgence *had* only *brought him ill-health and irritability and a dislike of the world.* [24:10.]

Ch. III: Cedric ... understood that he could gratify all his nearest wishes, and he proceeded to gratify them with a simplicity and delight which *caused Mr. Havisham much diversion.* — The lawyer long after remembered the morning they went down together to *pay a visit to Dick.* — "Once when I fell down and cut my knee, she *gave me an apple* for nothing." — "He *sent me a lot of money* by Mr. Havisham, and *I've brought some to you* to buy Jake out." — And he *gave him a slip of paper.* — When his young friend *brought to him* in triumph *the parting gift* of a gold watch and chain, Mr. Hobbs found it difficult to acknowledge it properly. [4:3.]

Das Verhältnis der Dative ohne *to* zu denen mit *to* ist in den ersten drei Kapiteln (55 S.) des *Little Lord Fauntleroy*

Digitized by Google

34 : 15, im ganzen Buche (15 Kapitel) 110 : 62. Die in den obigen Belegen vorkommenden Zeitwörter sind: *to give* (14 ohne, 6 mit *to*), *to buy* (5 ohne *to*), *to tell* (4 ohne *to*), *to bring* (3 ohne, 3 mit *to*), *to get* (2 ohne *to*), *to offer* (1 ohne, 1 mit *to*), *to hand, to make, to send, to show, to cause* (je 1 ohne *to*), *to do, to write, to explain, to introduce, to pay* (je 1 mit *to*). — Der unbezeichnete Dativ ist: a) in 9 Fällen ein Substantiv und steht 7mal vor einem Substantiv, 1mal vor dem Demonstrativpronomen *that*, 1mal vor dem ein Pronomen vertretenden *so*; b) in 24 Fällen ein Personalpronomen und steht 18mal vor einem Substantiv, 3mal vor einem unbestimmten Fürwort, 1mal vor dem Relativsatz *what he wished*, 1mal nach einem zu ergänzenden Relativpronomen, 1mal nach einem passiven Verb in Beziehung zu dem Relativpronomen *what* (*of what is given them*); c) in 1 Falle ein unbestimmtes Fürwort vor einem Substantiv (*he never gave any one trouble.* — Der bezeichnete Dativ steht in 12 von 15 Fällen hinter dem Akkusativ und ist: a) 5mal ein Substantiv, und zwar 3mal nach einem Substantiv, 1mal nach *some*, 1mal nach einem zu ergänzenden Relativpronomen; b) 6mal ein Personalpronomen (5mal nach einem Personalpronomen, 1mal nach *some*); c) 1mal bei einem passiven Verb das reziproke Fürwort *each other.* In den übrigen 3 Fällen steht der bezeichnete Dativ vor dem Akkusativ und ist 1mal ein Substantiv, 2mal ein Personalpronomen, während der Akkusativ ein durch einen Relativsatz oder durch Attribute erweitertes Substantiv ist. In diesen Fällen könnte natürlich auch der Dativ ohne *to* angewendet werden. Doch scheint in den beiden Sätzen: *The Earl offers to you as a home Court Lodge* etc. und *when his young friend brought to him in triumph the parting gift* etc. die Präposition *to* der gröfseren Klarheit halber vor den Dativ gesetzt zu sein, da ja dieser von dem Akkusativ durch einen anderen Satzteil getrennt ist und nach Sweet (s. oben) jede Trennung des Dativs von dem ihn begleitenden Akkusativ seinen dativischen Charakter schwächt. Auch der etwas gewählte Stil dürfte in den angeführten Stellen den Gebrauch des bezeichneten Dativs erklären, wie dies in dem Satze *Nature had given to the younger brother gifts* etc. sicher angenommen werden mufs. Dasselbe gilt auch von dem Satze (V. Kap.): *the feeling of weariness brought to him a vague sense of loneliness.* In folgenden

Digitized by Google

Sätzen ist der von Mätzner (a. a. O.) erwähnte Wohlklang der Grund der Vorsetzung des bezeichneten Dativs: *And this particular footman ... had also repeated to his companions below stairs some of the Earl's remarks to Mr. Havisham. A child ... had suggested to him the curious question whether* etc. (VI. Kap.), *Newick ... had shown to two or three people the note signed "Fauntleroy"* (VII. Kap.), *... to give back to him all that he had been in danger of losing* (XIV. Kap.).

Text B.

Ch. I: He was perfectly cool and made no resistance, but *gave me one look*, so ugly that it brought out the sweat on me like running. — "The fact is, if I do not *ask you the name* of the other party, it is because I know it already." [2 : 0.]

Ch. II: He *gave his friend a few seconds* to recover his composure. — There would stand by his side a figure *to whom power was given*, and he must rise and do its bidding. — "On your side", said Mr. Utterton, "will you *do me a favour?*" — "Will you wait here by the fire, sir? or shall I *give you a light* in the dining-room?" [3 : 1.]

Ch. III: The doctor *gave one of his pleasant dinners to some five or six old cronies.* — "You *have told me so.*" — "I will *tell you one thing*: the moment I choose, I can be rid of Mr. Hyde. I *give you my hand* upon that. — "If I am taken away, Utterson, I wish you to *promise me that you will bear with him.* [4 : 1.]

Ch. IV: She became aware of an aged and beautiful gentleman with white hair, drawing near along the lane; and advancing to meet him another and very small gentleman *to whom* at first she *paid less attention.* — Broken and battered as it (the stick) was, he recognized it for one *that* he *had* himself *presented* many years before *to Henry Jekyll.* — The fog lifted a little and *showed him a dingy street.* — *"You may depend upon it, sir", he told Mr. Utterson*: "I have him in my hand." [2 : 2.]

Ch. V: He did not rise to meet his visitor, but held out a cold hand and *bade him welcome* in a changed voice. — "I *bind my honour to you* that I am done with him in this

Digitized by Google

world." — "I have received a letter; and I am at a loss whether I should *show it to the police.*" [1 : 2.]

Ch. VI: I beg that you will *spare me any allusion* to one whom I regard as dead. — The next day *brought him a long answer.* — "I have buried one friend to-day", he thought, "what if this should *cost me another?*" [3 : 0.]

Das Verhältnis der Dative ohne *to* zu denen mit *to* ist in den ersten sechs Kapiteln (58 S.) von *Dr. Jekyll and Mr. Hyde* **15 : 6**, im ganzen Buche (10 Kapitel) 30 : 14. Die in den angeführten Sätzen vorkommenden Verba sind: *to give* (4 ohne, 2 mit *to*), *to tell* (3 ohne *to*), *to show* (1 mit, 1 ohne *to*) *to ask, to bid, to bring, to cost, to do, to promise, to spare* (je 1 ohne *to*), *to bind* (im Sinne von *to pledge*), *to pay, to present* (je 1 mit *to*). — Der unbezeichnete Dativ ist: a) in 2 Fällen ein Substantiv, und zwar 1mal vor einem Substantiv, 1mal in Verbindung mit einem Objektsatz in Form einer direkten Rede; b) in 13 Fällen ein Personalpronomen, und zwar 10mal vor einem Substantiv, je 1mal vor einem unbestimmten Fürwort (*another*), vor dem pronominalen *so* und vor einem *that*-Satz. — Der präpositionale Dativ ist: a) in 3 Fällen ein Substantiv, und zwar je 1mal nach einem Substantiv, einem Personalpronomen und dem Relativpronomen *that*; b) in 1 Falle ein Personalpronomen nach einem Substantiv; c) in 2 Fällen das Relativpronomen *to whom*, und zwar je 1mal in einem aktiven und einem passiven Satze mit Beziehung auf ein Substantiv.

Text C.

Ch. I: If a fuller *life had been allotted him*, we have the certainty that from the discords of his youth he would have wrought a clear and lucid harmony. — Sir Bysshe Shelley *owed his position* in society ... wholly and entirely *to his own exertions.* — His too frequent tirades against 'Custom' *owed much of their asperity to the early influences* ... — *What is recorded* of these early years we *owe to the invaluable communications* of his sister Helen. — *To his recollections* we *owe some details* of great value. — *To the many 'blue books'* from the Minerva press devoured by him in his boyhood, we may *ascribe the style and tone* of his first compositions. — Such as the child was, we shall find the man to have

Digitized by Google

remained unaltered through *the short space of life allowed him.* [2 : 5.]

Ch. II: His natural aversion to tyranny prevented him from *paying due attention to his school duties.* — Experiments in chemistry and electricity ... *gave him intense pleasure.* — When he first discovered that the four elements were not final, *it gave him the acutest pleasure.* — He managed to *convey a message to his friend* at Eton. — In return for the *help extented to him* at Eton, Shelley conferred undying fame on Dr. Lind. — Not the least cruel of the pangs he had to suffer at that period, was the loss of one *to whom* he *had given his whole heart.* — Miss Shelley speaks of a play written by her brother and her sister Elizabeth, *which was sent to Matthews* the comedian. — In the late summer of 1810 he *introduced himself to Mr. J. J. Stockdale.* — Shelley ... made the acquaintance of a man who was destined ... to *bequeath to posterity the most brilliant record* of his marvellous youth. — He *owed less of his charm to regularity of feature* or to grace of movement, than to an indescribable personal fascination. — The mere fact that Aristotle was a duty, seems to have disgusted him with the author of the Organon, from whom, *had his works been prohibited to undergraduates,* he would probably have been eager to learn much. — He used to speak with aversion of a Parliamentary career, and *told Hogg that* though *this had been suggested to him,* as befitting his position, by the Duke of Norfolk, he *could never bring* himself to mix with the rabble of the House. — They would *give their pamphlet to the world* as her work. — *This document* he *forwarded to his proposed antagonists.* — Their question was probably intended to *give the culprit an occasion* for apology. [4 : 12.]

Ch. III: The experience of years *taught him wisdom* without damping his enthusiasm. — We know that he *paid them frequent visits* at their school on Clapham Common. — Shelley *paid Harriet frequent visits* both at Mrs. Fenning's school and at Mount Street. — He received permission to revisit Field Place and had an *allowance made him* of 200 l. a year. — Shelley spent some time at his uncle's country house, ... *paying one flying visit to his cousin Grove* at Cwm Elan, near Rhayader, in North Wales. — Yet we now find him upon the verge of contracting marriage with a woman ... who *had offered her-*

Digitized by Google

self unreservedly *to him.* — He afterwards *made the Shelleys an allowance* of 200 l. a year. — He began *to teach Harriet Latin.* — He proposed to *make him an immediate allowance* of 2000 l. — The precipitation with which the Shelleys quitted York, scarcely *giving Hogg notice* of their resolution, is insufficiently accounted for in his biography. — Wordsworth *paid him no attention.* — If persecution and injustice suffered in the cause of philanthropy and truth may *commend a young man to William Godwin's regard,* he is not unworthy of this honour. — We have no reason to believe that his father wished to drive him by poverty to accept a commission in some distant regiment, in order that he might ... *convey the family estates to his younger brother.* — *What he tells Godwin* about his want of love for his father, ... represents the simple truth. — *To Godwin* he *resigns himself* with the implicit confidence of admiration. — It appears that for some time past Shelley *had devoted his attention to Irish politics.* — This ... *tells us all* we need to know. — The purpose of this address was to rouse the Irish people to a sense of their real misery, ... and teach *them the spirit* in which they should attempt a revolution. — In after-days he used to hint that the police *had given him warning* that it would be well for him to leave Dublin. — Its contents *gave serious anxiety to the Surveyor of Customs.* — The first impression was a private issue of 250 copies, *which Shelley distributed to people* whom he wished to influence. — It was pirated soon after its appearance, and again in 1821 *it was given to the public* by a bookseller, named Clarke. — In their distress they applied to Mr. T. Hookham, a London publisher, who *sent them enough* to carry them across the Irish Channel. [14 : 9.]

Das Verhältnis der Dative ohne *to* zu denen mit *to* ist in den ersten drei Kapiteln (71 S.) von Symonds' *Shelley* 20 : 26, im ganzen Buche (8 Kap.) 41 : 59. Die in den zitierten Stellen vorkommenden Verba sind: *to give* (5 ohne, 4 mit *to*), *to tell* (3 ohne *to*), *to make* (3 ohne *to*), *to teach* (3 ohne *to*), *to pay* (3 ohne, 2 mit *to*), *to send* (1 ohne, 1 mit *to*), *to allot, to allow* (je 1 ohne *to*), *to owe* (5 mit *to*), *to convey* (2 mit *to*), *to offer, to introduce, to commend, to resign, to devote, to distribute, to ascribe, to extend, to bequeath, to forward, to prohibit, to suggest* (je 1 mit *to*). — Der unbezeichnete Dativ ist:

Digitized by Google

a) in 7 Fällen ein Substantiv, und zwar 6mal vor einem Substantiv, 1mal nach dem Relativpronomen *what* (*what he tells Godwin*); b) in 13 Fällen ein Personalpronomen, und zwar 10mal (darunter 3mal beim passiven Verb) in Verbindung mit einem Substantiv, je einmal vor dem Adverb *enough*, vor dem Indefinitum *all* und vor einem *that*-Satz. — Der bezeichnete Dativ ist: a) in 22 Fällen ein Substantiv, das α) beim aktiven Verb 15mal mit einem Substantiv, 2mal mit einem Reflexivpronomen, 1mal mit einem Relativpronomen, 1mal mit einem Relativsatz (*what is recorded of these early years* etc.), β) beim passiven Verb je einmal mit einem Substantiv, dem Personalpronomen *it* und dem Relativum *which* in Verbindung steht; b) in 3 Fällen ein Personalpronomen, das beim aktiven Verb je einmal mit einem Reflexivpronomen, beim passiven Verb je einmal mit einem Substantiv und dem Demonstrativpronomen *this* verbunden ist; c) in 1 Falle das Relativpronomen *to whom* mit folgendem substantivischen Akkusativobjekt. — Die Stellung des bezeichneten Dativs ist meist hinter dem Akkusativ; nur einmal finden wir die beiden Kasus in umgekehrter Reihenfolge: *to bequeath to posterity the most brilliant record of his marvellous youth.* Charakteristisch für C ist die Hervorhebung des bezeichneten Dativs durch Verlegung desselben an die Spitze des Satzes. Aufser den drei Fällen in den zitierten Belegen finden wir noch zwei Stellen im IV. Kap.: *To the want of sympathy between the father and the mother in this matter of Ianthe, Mr. Peacock is inclined to attribute the beginning of troubles in the Shelley household. To her, ... Bysshe, in burning words, poured forth the tale of his wild past.* Umgekehrt steht das Akkusativobjekt an der Spitze des Satzes aufser in dem obigen Beispiel *This document* etc. (Kap. II) noch einmal in Kap. VII: *This mood he communicated, in some measure, to his friends.*

Aus den gewonnenen statistischen Daten können wir in bezug auf den Gebrauch des bezeichneten und unbezeichneten Dativs bei den Verben des Gebens und Sagens in unseren drei Texten folgende Schlüsse ziehen:

1. Mit dem unbezeichneten Dativ werden gern verbunden: a) Verba germanischen Ursprungs: *to ask, to bid, to bring, to buy, to do, to get, to give, to hand, to make, to send,*

Digitized by Google

to show, to spare, to teach, to tell; b) Verba romanischen Ursprungs: *to allot, to allow, to cause, to cost, to offer, to pay, to promise.* Dazu kommen noch: a) *to deal* (A, ch. 10): *what a blow* it was that he must *deal them*; *to find* (B, ch. 8): "For God's sake", he had added, "*find me some* of the old"; *to keep* (A, ch. 11): It was agreed that Dick should make a visit to the store and *keep Mr. Hobbs company*; *to leave* (B, ch. 9): I will *leave you that amount* of margin; *to owe* (A, ch. 7): her child *owes her everything*; *to play* (B, ch. 10): Hence the apelike tricks *that* he would *play me*; *to reach* (B, ch. 8): "And now *reach me a candle*"; *to write* (A, ch. 6): "Are you going to *write him a letter* now?"; b) *to grant* (C, ch. 4): if longer life *had been granted him.*[1])

2. Nur mit dem bezeichneten Dativ werden gebraucht: a) Verba germanischen Ursprungs: *to bind* (im Sinne von *to pledge*), *to bequeath, to forward*; b) Verba romanischen Ursprungs: *to ascribe, to commend, to convey, to devote, to distribute, to explain, to extend, to introduce, to present, to prohibit, to resign, to suggest.* Dazu kommen: a) *to say* (A, ch. 5: Mr. Havisham *said* a few words *to her*); b) *to address* (C, ch. 6: All the verses he *addressed to her*, passed through her husband's hands), *to attribute* (C, ch. 4: Trelawny *attributes* the derangement of his health *to this carelessness*), *to communicate* (C, ch. 7), *to confide* (A, ch. 6: he *confided* it *to Dawson*), *to dedicate* (C, ch. 5: Shelley *dedicated* 'The Cenci' *to Leigh Hunt*), *to describe* (C, ch. 6: He *described* it [sc. the Epipsychidion] *to Leigh Hunt* "as a portion of me already dead"), *to inclose* (A, ch. 13: He cut out the picture and *inclosed* it *to him*), *to repeat* (A, ch. 6); c) ein Verb fraglichen Ursprungs: *to pour forth* (C, ch. 4).

3. Wie stellen sich unsere drei Texte zu den beiden Dativarten, je nachdem der Dativ ein Substantiv (oder ein substantiviertes unbestimmtes Fürwort) oder ein Personalpronomen ist? Um diese Frage zu beantworten, wollen wir sämtliche Belegstellen der Texte berücksichtigen und den darin enthaltenen Dativ a) nach einem aktiven, b) nach einem passiven Verb prüfen.

---

[1]) H. Poutsma, a. a. O., I, 157—168, gibt eine Liste mit Beispielen von 137 Verben, darunter von mehr als der Hälfte romanischer Herkunft.

Digitized by Google

a) Nach einem aktiven Verb des Gebens und Sagens ist das Verhältnis des substantivischen Dativs ohne *to* zu dem mit *to* in A **29**:**29**, in B **3**:**8**, in C **13**:**42**. Das Verhältnis des pronominalen Dativs ohne *to* zu dem mit *to* ist in A **80**:**24**, in B **27**:**3**, in C **24**:**3**. Wenn also nach dem Aktivum der genannten Zeitwörter der Dativ ein Substantiv ist, wird er in A ebensooft ohne *to* wie mit *to* gebraucht, während in B und C der bezeichnete Dativ dreimal sooft vorkommt wie der unbezeichnete. Ist jedoch der Dativ ein Personalpronomen, übertrifft in allen drei Texten der Dativ ohne *to* an Häufigkeit des Gebrauchs den Dativ mit *to* um ein vielfaches, und zwar in A dreimal, in C achtmal, in B neunmal. Die verhältnismäfsig grofse Zahl der bezeichneten Dative des Personalpronomens in A kommt daher, dafs an 11 Stellen beide Objekte persönliche Fürwörter sind (*him to her, it to me, it to her* etc.), in welchem Falle der unbezeichnete Dativ jetzt selten ist (vgl. Poutsma, a. a. O., p. 154).

b) Ganz anders verhalten sich die beiden Dativarten nach einem passiven Verb, dessen Subjekt aus dem Akkusativobjekt entstanden ist oder nach dem attributiv gewordenen Partizip Perfekt eines solchen Zeitwortes. In A stehen einem Beispiel mit unbezeichnetem Dativ (*what is given them*) neun Beispiele mit bezeichnetem Dativ gegenüber: Ch. 2: they were introduced *to* each other. Ch. 4: She shall have it sent *to* her. Nothing has been said *to* him. Ch. 5: He had ordered that the child should be sent *to* him alone. He got up slowly and put his hand on the small shoulder presented *to* him with so much courage. Ch. 6: He realized very strongly what power for good or evil would be given in the future *to* this one small boy. A great deal of power might ... be given *to* him now. Ch. 10: But she knew that Fauntleroy would not be given up *to* her. Ch. 12: The state of affairs had been explained *to* her. In C stehen 4 Beispielen des Dativs ohne *to* (if a fuller life had been allotted *him*; through the short space of time allowed *him*; he had an allowance made *him*; if longer life had been granted *him*) 14 Beispiele mit *to* gegenüber: for the help extended *to* him; which was sent *to* Matthews; had his works been prohibited *to* undergraduates; this had been suggested *to* him; it was given *to* the public und 9 weitere Stellen in den Kapiteln IV—VIII. In B liegen

Digitized by Google

nur 3 Belege mit dem bezeichneten Dativ vor: *to* whom power was given; ch. 9: the sense of service rendered *to* a man in mortal distress; ch. 10: I knew myself ... to be more wicked, ... sold a slave *to* my original evil. — Wir sehen, dafs in unseren Texten der unbezeichnete Dativ nach einem passiven Verb des Gebens und Sagens selten ist — B hat überhaupt kein Beispiel davon — und dafs er sich auf das persönliche Fürwort beschränkt.

4. In bezug auf die Stellung des Dativs bemerken wir Abweichungen von den oben aufgestellten Regeln nur insofern, als der bezeichnete Dativ in A und C auch vor dem Akkusativ und in C auch an der Spitze des Satzes zu finden ist. In B wird durchweg an der regelmäfsigen Wortfolge festgehalten.

Überblicken wir die Ergebnisse unserer Untersuchung, so sehen wir in der Tat, dafs, wie Mätzner sagt, im Gebrauch des bezeichneten und unbezeichneten Dativs „der individuellen Freiheit ein weiter Spielraum" gelassen wird. Allen drei Autoren gemeinsam ist die Neigung, den unbezeichneten Dativ des Personalpronomens viel öfter zu gebrauchen als den unbezeichneten Dativ des Substantivs. Sonst finden wir manche Unterschiede in ihrem Sprachgebrauch. Mrs. Burnett, die in ihrem Roman *Little Lord Fauntleroy* die ungezwungene, vertrauliche Umgangssprache einführt, gebraucht mit einer ausgesprochenen Vorliebe den unbezeichneten Dativ eines Substantivs oder eines substantivierten Wortes, während Stevenson und Symonds diesen noch als zu *colloquial* empfinden und ihn daher weit seltener verwenden als den bezeichneten Dativ, und zwar nur nach den Verben *to give, to tell* (Symonds auch nach *to make, to pay, to teach*). Die grofse Zahl der bezeichneten Dative bei Symonds hängt mit seiner Verwendung von längeren Verben romanischer Herkunft zusammen, die, weil noch nicht volkstümlich geworden, sich nur mit dem präpositionalen Dativ verbinden können. Andererseits unterscheidet sich Stevenson, der als peinlich sorgfältiger Stilist bekannt ist, von den beiden anderen Autoren dadurch, dafs er strenge an der Stellung des bezeichneten Dativs hinter dem Akkusativ festhält, ferner dadurch, dafs er sich scheut, den unbezeichneten Dativ auch nur des Personalpronomens nach einem passiven Verb zu gebrauchen. Aller-

Digitized by Google

dings kommt in Stevensons Roman *Treasure Island*, der in einem anderen Milieu spielt und für den der Verfasser, wie er selbst in seinem Aufsatz *My first book* (erschienen in *The Idler*, August 1894) sagt, "*a very easy style*" gewählt hat, der unbezeichnete Dativ des Personalpronomens in der Passivkonstruktion an zwei Stellen vor: (Ch. XIV) But he had no time given *him* to recover. (Ch. XXVII) I had no time left *me* to recover.

In der neuesten Zeit hat der substantivische Dativ ohne *to* selbst nach dem Passivum der Verba des Gebens und Sagens, besonders in der periodischen Literatur, entschieden an Boden gewonnen. Einige Belege aus den letzten Heften der Wochenschrift *The Literary Digest* und der Monatsschrift *The Canadian Forum* mögen dies beweisen. *Lit. Dig.* 14. 4. 1923, p. 15: This is the opinion of Major-General Samuel D. Sturgis, ... in a recent interview *given the representatives* of various newspapers present at Balboa. — 21. 4. 1923, p. 35. The camp was situated not far from the German front lines, and no parcels *were permitted the prisoners.* — 28. 4. 1923, p. 50: As we stand around this closed grave, our hearts go out in thankfulness to you for the recognition *shown this member* of our race. — 20. 12. 1924, p. 14: The British Government maintains that France should not be granted easier conditions than *were accorded Great Britain* some two years ago. — On the other hand the Baltimore *Sun* believes a short moratorium should *be granted France.* — 27. 12. 1924, p. 38: It was not until many millions *had been given the institution* that a transfer of stock brought out the fact that the donor was Mr. Eastman. — 3. 1. 1925, p. 7: From the Japanese Premier comes an official appreciation of the attitude of President Coolidge and Secretary Hughes, and of the cordial welcome *given the Ambassador.* — p. 8: The situation is that the measure of self-government *given the Filipinos* ... has borne fruit in a riot of greed, graft and loot on the part of the native politicians. — p. 19: A cordial welcome *is assured the American fleet* in New Zealand, ... should the projected Pacific cruise take place. — p. 29: A splendid prospect of world cooperation fades away with the rebuffs *given Bishop Brent and the American delegation* at the Geneva Conference. — p. 30: If there was any balance, a dividend of 8 per cent.

Digitized by Google

upon the money which he had actually invested in the stock was *to be paid him.* — 10. 1. 1925, p. 10: Would not the desired reform be effected if the judiciary committees were empowered to report of the constitutionality of all new legislation in addition to the consideration which *is given bills* by other committees? — 17. 1. 1925, p. 20: Civil disturbance and overthrow of the existing regime by force, but under a thin cloak of semi-legality, have become so much a matter of course in China that they do not compel the attention that *is given similar events* in other quarters of the globe. — 21. 11. 1925, p. 20: The present justice *accorded Canning* is in curious contrast with the silence, not to say the hostility, with which Monroe's name is surrounded in South America. — 12. 12. 1925, p. 9: we were assured that the deficit of over $ 3000000 *handed the Fergusons* by the retiring governor would be wiped out before the first year ended. — p. 82: Edward A. Preble, in the 'Nature Magazine' (Wash.), speaks of the strange names *given the seal family.* — Can. For., January 1924, p. 105: Another and perhaps greater cause lies in the duty imposed on a declining rural population to build and maintain schools, when the cost of building and the salaries *paid teachers* have doubled or even trebled within the past 20 years. — March 1924, p. 165: In the present session of the Ontario legislature, a member has complained to the House of the treatment *accorded his son* at the hands of the authorities of the University of Toronto. — November 1925, p. 54: There was no permission *given 'the exiles'* to return. — May 1926, p. 254: much may *be forgiven the disillusioned.*

Wien. Joh. Ellinger.

II. AUS ZEITSCHRIFTEN.

Englische Studien 61/2: Harder, Eine deutsche Anregung zu Drydens „Alexander's Feast"? — Shine, The Influence of Keats upon Rossetti. — Milner, On some Marginalia made by Dante G. Rossetti in a Copy of Keats' Poems. — Langenfelt, Die Literatur des Britischen Kolonialreichs.

English Studies IX/2: Falconer, *The Professor* and *Vilette.* — Kruisinga, Contributions to English Syntax. — XI/3: Roorda, Dutch and English Intonation. — Kruisinga, On Some disputed Points in English Grammar (Jespersen). — A Friend of Mine (van der Gaaf). — XVI: Retained Accusatives in Passive Sentences.

Digitized by Google

Germanisch-Romanische Monatsschrift XV/3, 4: de Vries, Die Wikingersaga. — Koch, Sir Walter Scotts Beziehungen zu Deutschland. II. — Hämel, Roland-Probleme. — Spitzer, Als er das hörte, war er überrascht.

Les Langues Modernes XXIV/5: Goll, Thème ou Composition? — XXIV/6: Koszul, L'avenir de nos Etudes Supérieures de Langues Vivantes. — XXV/3: Danchin, Le Collège de Winchester. — Blanquis, Rainer Maria Rilke. — Goll, Thème ou Composition? — XXV/4: Mayoux, Poésie pure et poètes impurs.

Namn och Bygd 14/2: Zachrisson, Topographical Names containing Primitive Germanic **geb.*

Neophilologus XI/4: Borgeld, Verbreiding en verbinding van eenige anecdoten en vertellingen. III. — van Bellen sur le Roman Noir. — Freitag, Wülpen und Môrlant. — Heldt, The Queen's Wake. — Eijkmann, The soft palate and nasality. — van Hamel, De Scandinavische Hamletsage. — Egelie, Aliud est, si.

Språkvetenskapliga Sällskapets i Uppsala Förhandlingar 1925/27: Zachrisson, Some Yorkshire Place-Names.

Studies in English, Number 6 (University of Texas Bulletin No. 2648: December 22, 1926): Slover, Early Literary Channels Between Britain and Ireland. — Harrison, Jr., A Source of Sidney's "Arcadia". — Harrison, Jr., Shakespeare and Montemayor's "Diana". — Stenberg, Sir Thomas Elyot's Defence of the Poets. — Clapp, Peele's Use of the Folk-Lore in "The Old Wives' Tale". — Ratchford, Pope and "The Patriot King". — Ficke, The Source of Rider Haggard's "She".

[26. 6. '27.]

INHALT.

		Seite
Ia. Satz und Wort. Aus A. Martys Nachlaß hg. von Otto Funke		225
Phonetic Transcription and Transliteration. Proposals of the Copenhagen Conference April 1925	(Karpf)	228
Hereward T. Price, Volkswirtschaftliches Wörterbuch. 1. Teil. Englisch-Deutsch		229
Jespersen, On Some Disputed Points in English Grammar	(Redin)	232
Björling, Studies in the Grammar of the Early Printed English Bible Versions		234
Brown, A Study of the Middle English Poem known as the Southern Passion (Fischer)		236
Mittelenglische Originalurkunden (1405—1430), hg. von Hermann M. Flasdieck (Ekwall)		239
Morgan Callaway, Jr., The Historic Study of the Mother-Tongue in the United States: a Survey of the Past	(Fischer)	241
— The Present-Day Attitude toward the Historic Study of the Mother-Tongue		241
Heinzel, Kritische Entstehungsgeschichte des ags. Interlinear-Psalters	(Eichler)	242
Massinger's A New Way to pay Old Debts. Ed. by A. H. Cruickshank		243
Venus & Anchises (Brittain's Ida) and other Poems by Phineas Fletcher, ed. by Ethel Seaton		245
Emile Legouis, The Bacchic Element in Shakespeare's Plays		247
Marschall, Aus Shakespeares poetischem Briefwechsel (Deckner)		248
Rose Macaulay, A Casual Commentary (Kirchner)		253
Ib. Ellinger, Zum Gebrauche des Dativs mit und ohne *to* nach den Verben des Gebens und Sagens im neueren Englisch		257
II. Aus Zeitschriften		271

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann** in **Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM GENERAL LIBRARY UNIV. OF MICH.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVIII. Bd. September 1927. Nr. IX.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

English Place-Name Society. Vol. I. Part I: Introduction to the Survey of English Place-Names. Part I edited by A. Mawer and F. M. Stenton. Part II: The Chief Elements used in English Place-Names edited by A. Mawer.

Vol. II: The Place-Names of Buckinghamshire by A. Mawer and F. M. Stenton.

Vol. III: The Place-Names of Bedfordshire and Huntingdonshire by A. Mawer and F. M. Stenton. Cambridge: University Press 1924, 25, 26. 8°. VIII, 189; VII, 67; XXX, 274; XLII, 316 S. nebst Kartenbeilagen. Preis jedes Bandes 18 sh.

Die Ortsnamenforschung ist zu lange der Tummelplatz dilettantischer Lokalgeschichtsschreiber gewesen. Dafs zu wissenschaftlich befriedigenden Leistungen auf diesem Gebiete nicht nur vielerlei sprachliche, geschichtliche, archäologische und geographische Kenntnisse, sondern auch eine strenge Methode der Verbindung dieser Kenntnisse nötig ist, wird aber seit etwa zwei Jahrzehnten immer lauter betont. Überall dringt die Überzeugung durch, dafs eine methodisch angelegte Sammlung der Ortsnamen eines Sprachgebiets die Voraussetzung für ersprieſsliche Ausschöpfung ihres Zeugniswertes für die Sprach- und Siedlungsgeschichte bilden mufs. Zur Zusammenstellung der grofsen Menge der Namen und der Entwicklungsgeschichte ihrer Formen wie der Zeugnisse über die geographischen und geschichtlichen Tatsachen, die für ihre Bildung mafsgebend gewesen sind, reichen die Kräfte einzelner nicht hin. Nur ein organisiertes Zusammenwirken vieler Mitarbeiter aus den

Digitized by Google

verschiedenen Wissenschaftsgebieten kann zum Ziele führen. Diese Einsicht hat auch in England, wo die Ortsnamen-Studien sich neuerdings besonderer Anziehungskraft erfreuen, Anlafs zur Bildung einer Gesellschaft gegeben, welche, unterstützt und gefördert von der Britischen Akademie, eine vollständige Sammlung der englischen Ortsnamen, nach Grafschaften gesondert, anstrebt, um auf solcher sicheren Grundlage die Geschichte der Besiedelung und der Sprache Englands aufzubauen. Hervorragende Fachleute aus allen in Betracht kommenden Wissenschaftsgebieten haben sich unter dem Vorsitz von Professor James Tait zusammengetan, um Mitarbeiter für ihr grofs angelegtes Unternehmen zu gewinnen und allen Studien über englische Ortsnamen einen Mittelpunkt zu bieten. Die Mitgliedschaft kann durch Anmeldung beim Honorary Secretary der Gesellschaft, Professor A. Mawer von der Universität Liverpool, erworben werden; der Mitgliederbeitrag ist auf wenigstens 15 Schilling jährlich festgesetzt.

Um den Mitarbeitern die Grundsätze, welche für die Sammlung und Deutung der Ortsnamen gelten sollen, klarzumachen und ein möglichst einheitliches Vorgehen zu sichern, und um zugleich auch die Einleitungen zu den einzelnen Grafschaftsbänden zu entlasten, hat die Gesellschaft ihren Materialveröffentlichungen eine allgemeine Einleitung in zwei Teilen vorausgeschickt, über welche hier ausführlicher Bericht erstattet werden soll, um auch die Teilnahme der deutschsprachigen Anglisten für diese wissenschaftliche Aufgabe zu wecken. Es sollte dies um so leichter möglich sein, als gerade die deutsche Ortsnamenforschung Leistungen von vorbildlicher Strenge der Methode, die ihrerseits wieder anregend auf die englische Forschung wirken könnten, aufzuweisen hat. Es sei nur erinnert an Edward Schröders Aufsatz über Ortsnamenforschung (1908), an Schlüters und Lennards Artikel über deutsche und englische Siedlungsgeschichte in Hoops' Reallexikon der germanischen Altertumskunde, an Karl Schumachers Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande und an die seit kurzem in München erscheinende Zeitschrift für Ortsnamenforschung, welche allerdings ihren Rahmen viel weiter spannt, dafür aber auch besonders wertvolle Beiträge zur Lösung allgemeiner Fragen liefert. Die Probleme sind ja für die deutsche und die englische Ortsnamenforschung grofsen-

Digitized by Google

teils identisch, und was auf dem einen Gebiet gewonnen ist, kann auch zur Aufhellung des andern Gebiets mithelfen. Auf die Notwendigkeit und Erspriefslichkeit eines solchen Hand-in-Hand-gehens der verschiedenen Zweige der Ortsnamenforschung möchte ich um so angelegentlicher hinweisen, als mir die englische Gesellschaft ihre Arbeit etwas zu sehr auf lokal-englische Probleme einzuschränken und den Bestrebungen auf den Nachbargebieten etwas zu wenig Beachtung zu schenken scheint.

Dafs die Abfassung einer solchen Einleitung vor dem Abschlufs der Namensammlung in gewissem Sinne etwas Verkehrtes ist, weil ja erst die Übersicht über den ganzen Bestand an Namen und die Einsicht in alle Möglichkeiten der Bildungsweise in zweifelhaften Fällen die Mittel zur Namendeutung an die Hand geben, ist den Leitern der Ortsnamen-Gesellschaft natürlich nicht verborgen geblieben. Sie haben sich aber mit Recht zur Herausgabe dieser Anleitung entschlossen, weil doch schon in sehr vielen Fragen die bisherigen Forschungsleistungen ein Urteil gestatten und ein nicht ganz vollkommenes Werkzeug doch immer besser ist als gar keines. Ihr Vorgehen ist auch begreiflich, weil sie doch auch mit wissenschaftlich, namentlich sprachgeschichtlich, nicht streng geschulten Helfern zu rechnen haben und für die finanzielle Unterstützung auf das Interesse allgemein gebildeter Personen angewiesen sind, welche von Anfang an über Zweck und Art der ganzen Arbeit genauer unterrichtet sein wollen. Ganz klar spricht die Introduction dies auf S. 9 des ersten Teils aus, wo von dem „untrained reader" die Rede ist, welchem die Notwendigkeit methodischer Lautuntersuchungen eindrücklich gemacht werden soll. Die Aufgabe dieser Einleitung, zu welcher englische und nordische Spezialforscher sich vereinigt haben, ist eben eine doppelte: knappe Darstellung des gegenwärtigen Standes unserer Kenntnisse von den englischen Ortsnamen und Bestimmung des Arbeitsplans für die Gesellschaft nebst Anleitung zur Durchführung desselben für die vielen sehr verschieden vorgebildeten Helfer mit besonderen Hinweisen auf alle umstrittenen Fragen, für welche von dem Unternehmen eine endgültige Lösung erhofft wird.

Unter den Namen der Mitarbeiter erscheint leider derjenige des Mannes nicht mehr, welchem die englische Orts-

Digitized by Google

namenkunde eine besonders bedeutende Förderung verdankt, Henry Bradley, der ursprünglich eine allgemeine Einleitung zum ganzen Buch hätte schreiben sollen. Ihr Wegfall ist um so bedauerlicher, als Bradley nie dazu gekommen ist, seine umfassenden und methodisch ausgezeichnet fundierten, meist in Rezensionen und kleinen Zeitschriftenartikeln zerstreuten Feststellungen systematisch zusammenzufassen. Mit einer warmen Würdigung seiner Verdienste und seines grofsen am New English Dictionary bewährten und nun schmerzlich vermifsten Talents für die Organisation wissenschaftlichen Zusammenwirkens eröffnet das Vorwort aufs glücklichste das ganze Werk.

Der erste Teil zerfällt in neun von sieben verschiedenen Gelehrten bearbeitete Kapitel. Das erste, von W. J. Sedgefield, ist den Methoden der Ortsnamenforschung gewidmet. Die meisten englischen Ortsnamen sind heute nicht mehr ohne weiteres verständlich; bei den häufigen Zusammensetzungen ist oft der Sinn beider Bestandteile unklar geworden. Einsicht in ihre Entstehungs- und Bildungsweise erhalten wir erst beim Zurückgehen auf ihre älteren Formen. Schon vor einem halben Jahrhundert machte der Etymologe Skeat den Anfang mit der sprachlichen Deutung der Ortsnamen, kam aber dabei wegen der notgedrungen ungenügenden Materialkenntnis vielfach nicht über unsichere Versuche hinaus. Einen kräftigen Anstofs für England gab dann die vorbildliche skandinavische Ortsnamenforschung. Aus den dort gewonnenen Ergebnissen flofs unmittelbarer Gewinn auch für die Deutung der englischen Ortsnamen.

Als Quellenmaterial mufs eine geordnete, mit Deutungen versehene Sammlung aller älteren Ortsnamenformen dienen. Bei der Sammlung mufs der Blick möglichst weit über das engere, dem einzelnen Sammler und Bearbeiter zugewiesene Sammelgebiet hinaus gerichtet werden; denn nur eine vergleichende Betrachtung läfst Ergebnisse von Bedeutung erwarten. Die Zahl alter Urkunden zur englischen Siedlungsgeschichte ist ungemein grofs. Vieles davon ist veröffentlicht — leider oft in Gesellschaftspublikationen, welche in Bibliotheken des Festlandes nur schwer zu erlangen sein dürften —, aber recht vieles harrt erst der Veröffentlichung. Den meisten Urkundenbüchern sind in der verdienstlichen englischen Art

Digitized by Google

eingehende Register, auch Ortsnamenregister beigegeben, deren Wert allerdings öfter durch mangelhafte Identifikation älterer mit heutigen Formen der Namen beeinträchtigt wird.

Die methodische Sammlung der Namen wird grafschafts- oder distriktsweise vor sich gehen; sie nimmt auch Flur- und Gehöftnamen auf. Die Zeugnisse werden chronologisch angeordnet. Genauere Vorschriften sorgen für gleichmäfsige Anlage dieser Notizen. Daneben wird aber auch Ordnung nach topographischen Gesichtspunkten nötig, bei welcher die Rolle der Geländegestaltung für die Namengebung deutlicher hervortritt. Aus den älteren und ältesten Formen läfst sich oft die Bildungsweise des Namens, die Art der Zusammensetzung und der dazu verwendeten Bestandteile, kurz die ursprüngliche Bedeutung des Namens erkennen. Aber viele Namen bleiben auch bei Erhaltung alter Formen vorläufig dunkel. In manchen Fällen wird man es mit Überbleibseln aus keltisch-römischer oder vorkeltischer Zeit zu tun haben.

Die gröfsten Schwierigkeiten bieten zusammengesetzte Namen, deren zweiter Bestandteil deutbar ist, während der erste mit nichts Bekanntem verbunden werden kann. Die Grundsätze und Methoden gerade für die Erforschung dieser Namen sind besonders wichtig und werden daher eingehender behandelt. Ein pessimistischer Verzicht auf jede Bemühung darum ist nicht berechtigt, Dilettantismus mufs allerdings vermieden werden, auch Voreingenommenheit unter dem Einflufs bestimmter Theorien. Eine Schwierigkeit gegenüber den gewöhnlichen Aufgaben der Etymologie erwächst daraus, dafs man es vielfach mit Bestandteilen zu tun hat, welche schon seit Jahrhunderten auch für diejenigen, welche die Namen noch immer anwenden, ganz sinnlos geworden sind. Die lautliche Entwicklung dieser isolierten Wörter unterliegt anderen Bedingungen als diejenige der gewöhnlichen Sachbezeichnungen; darum reicht auch die gewöhnliche Lautgeschichte für die Erklärung nicht immer aus. Etymologisierende oder überschriftsprachliche amtliche Schreibungen durch orts- und ortsmundartfremde Beamte spielen eine grofse Rolle. Traditionelle alte Schreibung wird viel länger beibehalten, auch nachdem die örtliche Aussprache bedeutende Veränderungen, namentlich Kürzungen, durchgemacht hat. Latinisierung, Französierung, die unter Umständen auch wieder die lebendige Aussprache

Digitized by Google

beeinflussen, wirken ein; volksetymologische Umdeutung sucht unverständlich gewordenen Namen wieder einen Sinn unterzulegen. So kommt es zu ungeheuren Unterschieden zwischen den ältesten und den heutigen Namenformen, die man für unmöglich halten würde, wenn nicht alle Zwischenformen sich zweifelsfrei klar nachweisen liefsen.

Die rein sprachgeschichtliche Erklärung reicht aber nicht immer aus. Sie mufs gestützt sein durch die topographischen und geschichtlichen Tatsachen. Deren Bedeutung wird darum ebenfalls auseinandergesetzt, kürzer, weil sie leichter einleuchtet. Als Hauptregel ergibt sich hieraus, dafs Etymologien, die mit den topographischen und geschichtlichen Tatsachen im Widerspruch stehen, nicht richtig sein können. Die Durchsichtigkeit wird in England erschwert durch die starke Vermengung verschiedener Völker auf seinem Boden und durch die vielen Veränderungen in der äufseren Gestalt des Landes durch Entsumpfung, Kanalisierung, Flufskorrektionen, Eisenbahnanlagen, Abholzung, Aufforstung, Veränderungen in der landwirtschaftlichen Ausnützung des Bodens.

Auch Sedgefield widmet dann, das Nähere den späteren Sonderkapiteln überlassend, den verschiedenen sprachlichen Bestandteilen des Englischen einige Bemerkungen. Besonders beherzigenswert ist seine Mahnung zur Vertiefung des Studiums der altenglischen Personennamen, für welches Searles Onomasticon Anglosaxonicum bekanntlich nicht genügt. Aus dem Abschnitt über die nordischen Bestandteile sei erwähnt die Warnung vor der Annahme, dafs die lautlich übereinstimmenden Wörter im Nordischen und in England auch völlig übereinstimmende Bedeutung gehabt haben müssen. Moderne Parallelen zu möglichen Abweichungen geben Wörter wie *paddock, field, creek* usw., deren Bedeutung in den Vereinigten Staaten und Kanada und in anderen überseeischen britischen Dominions von der im Mutterland selbst üblichen verschieden ist. Die keltischen Bestandteile in den Ortsnamen sind viel zahlreicher als man bis vor kurzem gelten lassen wollte. Die Vertreibung oder Ausrottung der keltischen Bevölkerung kann nicht so radikal gewesen sein als man glaubte. Aber gerade diese Forschung ist noch im Rückstand, weil nur wenige Gelehrte in keltischer wie in englischer Sprachgeschichte gleich gut zu Hause sind. Die Berg- und Flufsnamen bilden eine

Digitized by Google

Gruppe für sich. Sie sind grofsenteils keltisch oder vorkeltisch. Manche von den in England vorkommenden Namen sind deutlich identisch mit denen anderer Länder, die darum zur Aufhellung der in England vorkommenden Namen mitherangezogen werden müssen. Im Vorbeigehen darf darauf hingewiesen werden, dafs das Verhältnis der einwandernden Angelsachsen zu der ansässigen keltisch-römischen Bevölkerung und dessen Rückwirkung auf die Beibehaltung oder Erneuerung der Ortsnamen seine Parallelen in der deutschen Schweiz findet. In beiden Ländern hat die Ortsnamenforschung noch manche Aufgaben derselben Art zu lösen.

Die besonderen Schwierigkeiten, welche das keltische Element der Erklärung englischer Ortsnamen entgegenstellt, bespricht Eilert Ekwall im zweiten Kapitel. Sie beginnen damit, dafs die britischen Ortsnamen alter Zeit uns nur in englischer Verkleidung mit allerhand Lautsubstitutionen und volksetymologischen Umformungen überliefert sind. An brauchbaren Vorarbeiten der Keltisten fehlt es noch fast ganz. Die Ortsnamen von Wales können geradezu als terra incognita bezeichnet werden, wenn auch Henry Owens und Egerton Phillimores Anmerkungen zu Owens Pembrokeshire reiche und beachtenswerte Beiträge zu ihrer Deutung geliefert haben. Lots Chrestomathie Bretonne gibt manchen auch für britische Namen wertvollen Aufschlufs über Ortsnamen der Bretagne. Die keltischen Namen sind oft, wenn auch schon früh ins Englische übernommen, nach spezifisch wallisischen Lautgesetzen umgeformt gewesen. Man darf daher nicht einfach von den Formen in Holders Altkeltischem Sprachschatz oder in Stokes Urceltischem Sprachschatz ausgehen. Schriftliche Zeugnisse in Chroniken, Gesetzen usw. über das Fortbestehen britischer Bevölkerung, die allerdings nur für die westlichen Landesteile in gröfserer Zahl existieren, müssen sorgfältig nachgeprüft und abgewogen werden. Besondere Aufmerksamkeit verdienen Ortsnamen, in denen eine der üblichen altengl. Bezeichnungen für die Briten (*Wēalas, Brettas*) vorkommt, also *Wēalatūn, Wealacot* u. a. Sie dürfen allerdings aus verschiedenen Gründen nicht uneingeschränkt als Zeugnisse für die Fortdauer keltischer Siedlungen angesehen werden. Eher ist dies bei nordischen Ortsnamen, welche das Vorhandensein keltischer Bevölkerung verraten, wie *Brettaby, Brettegate*, der Fall.

Digitized by Google

Die Zahl der keltischen Bestandteile in englischen Ortsnamen ist sehr beschränkt: *combe* < brit. *kumbā*; *torr* < altwall. *torr* (hoher Fels, Hügel); *funta* = altkorn. *funten*, wohl auf lat. *fontana* beruhend; *pill* = a tidal creek = altwall. *pill* (*Walpole, Huntspill, Pylle*); *brocc* = brit. *brocco-*, das aber nicht immer mit Sicherheit von englisch *broc* oder *brōc* sich trennen läfst; *carr* Fels verwandt mit wallis. *craig*; *luh* = See < altwall. *luch*. Vielleicht sind auch einige lateinische Lehnwörter erst durch keltische Vermittlung ins Englische gekommen: *chester, foss, port, wich, wick*, vielleicht auch *corte* < *curtem, Aust* < *Augusta, Speen* < *Spinae*. Keltische Landschaftsnamen, von den Angelsachsen übernommen, sprechen gegen völlige Wegräumung der vorgefundenen staatlichen Einrichtungen. *Kent* < altbrit. *Cantion* war freilich den Angelsachsen schon vor der Einwanderung bekannt, vielleicht auch *Thanet* und *Wight*. Aber wichtiger sind schon *Lindsey, Loidis, Deira, Bernicia, Elmet* (westlicher Teil von Yorkshire), *Craven* (nordw. Yorks.), *Defnascir, Cornwealas, Cumberland, Archenfield* (a. 918 *Ircingafield*, ein altwall. *Ercing* in sich schliefsend).

Die britischen Namen sind ziemlich gleichmäfsig über ganz England hin erhalten, so weit es sich um alte Verkehrsmittelpunkte, römische Stationen und ähnliches oder um Flufs-, Berg-, Wald- usw. -namen handelt. Gelegentlich finden sich solche Namen, die, ohne in keltischen Quellen belegt zu sein, doch die Existenz ehemaliger bedeutenderer Niederlassungen erschliefsen lassen, z. B. manche Zusammensetzungen mit *Eccles-*, die zum Teil wenigstens ein Element *Eccles* als britische Form des latein. *ecclesia* enthalten dürften.

Gegen die Neigung, die Flufs- und Bergnamen in der Regel auf keltischen oder vorkeltischen Ursprung zurückzuführen, glaubt Ekwall eine Warnung anbringen zu müssen, namentlich da, wo eine Erklärung aus englischem oder nordischem Material sich ganz ungezwungen ergibt, was besonders bei kleineren Wasserläufen im östlichen England der Fall ist. Immerhin zeigt gerade wieder das Beispiel der von den Alemannen besiedelten ehemals keltischen Gebiete, dafs Flufs- und Bergnamen fast ausnahmslos von den Germanen übernommen worden sind.

Es ist aus der Geschichte der germanischen Besiedelung Englands verständlich, dafs keltische Ortsnamen sich in den

Digitized by Google

westlichen, zum Teil noch heute an keltisches Sprachgebiet grenzenden Grafschaften in verhältnismäfsig gröfserer Zahl erhalten haben als in den mittleren und östlichen Teilen des Landes. Wie sich das Zahlenverhältnis zwischen keltischen und germanischen Namen in diesen westlichen Grafschaften gestaltet, gibt Ekwall für jede besonders an unter Aufzählung und Besprechung der wichtigeren der keltischen Namen. Försters Aufsatz über Keltisches Wortgut im Englischen wird dabei gebührend verwertet. Soweit goidilische Ortsnamen oder Ortsnamenelemente in England, besonders im Nordwesten, vorkommen, sind sie vermutlich auf irisierte norwegische Einwanderer aus Irland zurückzuführen, wie Ekwall selbst dies schon 1918 in seiner Schrift Scandinavians and Celts in the North-West of England nachgewiesen hat.

In der Besprechung der englischen Bestandteile der Ortsnamen im dritten Kapitel wendet F. M. Stenton sein Interesse besonders der Bedeutung der Ortsnamen für die Geschichte der Gesellschaft, der bäuerlichen vor allem, zu, die in den gröfseren Umrissen wohl feststeht, im einzelnen aber noch mancher Aufklärung bedarf. Wichtige Schlüsse kann man manchmal weniger aus den einzelnen Ortsnamen als aus dem gruppenweisen Auftreten gleichartiger Bildungen ziehen, namentlich wenn es reine Geländebeschreibungen sind. Für das südöstliche Berkshire ist z. B. charakteristisch das gehäufte Vorkommen auf verhältnismäfsig kleiner Grundfläche von Zusammensetzungen mit *-field,* welches nach Stenton auf die durch Waldrodung ermöglichte Niederlassung sächsischer Siedler weisen soll, (kann diese Rodung nicht schon vorher vorgenommen und von ihnen benützt worden sein?). Eine vergleichende Betrachtung der zweiten Bestandteile der Ortsnamen in verschiedenen Landesgegenden wird also Licht werfen auf die von Siedlern bevorzugten Arten von Land; Ausgrabungen werden Prüfung der Ergebnisse der Namendeutung gestatten.

In manchen Ortsnamen leben heidnische religiöse Vorstellungen weiter, z. B. in den Zusammensetzungen mit Götternamen *Wōden, Tiw, Thunor,* oder in Namen, die den Glauben an Gespenster und schatzhütende Drachen bezeugen, wie *Shuckburgh* und *Drakelow,* denen noch *Dracanhord* und *Tæfersceat* beigesellt werden könnten. Natürlich sind solche Namen selten, da sie der Christianisierung schwer widerstanden.

Digitized by Google

Südlich von Mersey und Humber sind die meisten Ortsnamen schon mindestens zur Zeit des Domesday-Book nachweisbar; fast ausnahmslos läfst ihre Geschichte von dieser statistischen Aufnahme ab sich verfolgen. Spätere Neugründungen von Ortschaften sind selten. Die Nichterwähnung im Domesday-Book beweist nicht, dafs ein Ortsname vorher nicht existiert habe. Spätere Teilungen einer Gemeinde in mehrere Gemeinden, bzw. das Auswachsen einzelner Teile zu selbständigen Gemeinden sind nachweisbar, daher stammen dann Zusätze wie *Magna, Parva, Great, Little, Church-, Long, Upper, Lower* usw.

In der altenglischen Zeit bilden die freien Bauern, die *ceorlas*, die Grundlagen der Gesellschaft; so erklärt sich der verbreitete Name *Charlton* oder auf skandinavisiertem Boden *Carlton* < *Ceorlatūn*. Aber gerade eine so allgemeine Bezeichnung legt den Schlufs nahe, dafs nicht alle Dörfer aus lauter freien Bauerngütern bestanden. Enthält der erste Teil eines zusammengesetzten Ortsnamens einen Personennamen, der zweite die Bezeichnung einer Siedlung, so wird man an einen freien Bauern als Eigentümer denken dürfen. Solche Ortsnamen sind im allgemeinen jünger als solche, in denen der erste Kompositionsteil auf *-inga* endigt. Ist der Personenname zweiteilig, z. B. *Wulfstān* oder *Eādnoð*, so weist dies auf eine höhere soziale Stellung des Eigentümers als dort, wo der Personenname ein Kurzname ist. Das verbreitetste Grundwort war in solchen Fällen *tūn* = Hof, erst später wurde dieses auch auf eine gröfsere Gruppe von Heimwesen angewandt. Im Lateinischen entspricht dem englischen *tūn* meistens *villa*. Es ist bemerkenswert, dafs Zusammensetzungen mit *-ville* sich erst seit der normannischen Eroberung finden und auch da anscheinend manchmal als Entstellung eines älteren *field*, während die Alemannen dieses lateinische Wort als einfaches *wil* und in unzähligen Zusammensetzungen übernahmen. Beachtung verdient, dafs nicht nur Männer-, sondern auch Frauennamen in derartigen Ortsnamen vorkommen. Solche Genetive der Personennamen bezeichnen aber offenbar nicht immer ein Besitzverhältnis. In manchen Fällen machen die geographische Lage und die Entwicklungsgeschichte eines Dorfes es wahrscheinlich, dafs von Anfang an eine dorfartige Siedlung, nicht ein Einzelhof vorhanden war. Dann ist es

Digitized by Google

schwer, die Stellung des Namenträgers zu bestimmen. Er mag ein Führer von *ceorlas* oder ein *gesīð* eines Fürsten gewesen sein oder die Ortsnamenbildung ist auf analogischem Wege durch Übertragung auf andere Verhältnisse erfolgt.

Formal sind die alten Ortsnamen oft Lokative in Verbindung mit den Präpositionen *æt, on, bī;* erst später, aber immerhin schon im achten Jahrhundert, werden daraus Nominativformen von den Schreibern der Urkunden abgeleitet z. B. *in loco ubi nominatur Hallingas.*

Zur ältesten Schicht von Ortsnamen scheinen diejenigen zu gehören, welche eine Mehrzahl von Leuten bezeichnen, die sich in derselben Gegend niederliefsen, z. B. *in Hrypum, in Gyruum* bei Beda, unter ihnen besonders häufig die Bildungen auf *-ingum,* z. B. *in Berecingum* bei Beda.

Niederlassungen an Flüssen werden oft einfach durch den Flufsnamen mit dem Zusatz *æt* bezeichnet, die Leute, die sich am Flufs niederlassen, heifsen dann *x-ingas* und später erst erhalten die einzelnen Siedlungsgruppen unterscheidende Namen. Spätestens vom Ende des 8. Jahrhunderts an werden die Ländereien in den Urkunden mit offenbar schon festgewordenen Namen benannt und die Grenzbeschreibungen werden immer genauer.

Ein beträchtlicher Teil der *-ingas*-Namen wird ursprünglich einen Stamm oder eine ganze Völkerschaft bezeichnet haben und erst mit der Zeit auf eine einzelne Ortschaft eingeschränkt worden sein; für viele dieser organisierten Scharen wird die Benennung Sippe eher am Platze sein. Im Ganzen werden die *-ingas*-Namen der Zeit angehören, wo die germanischen Stämme in England noch eine Mehrzahl von Unterstämmen unterschieden, deren Namen grofsenteils mit kontinentalgermanischen identisch waren. Schon gegen Ende des 7. Jahrhunderts waren viele dieser Stammnamen abgestorben. Auch geographische Argumente sprechen für das hohe Alter der *-ingas*-Namen. Sie sind am häufigsten in den Landesteilen, welche die ersten Anstürme der Einwanderer auszuhalten hatten, den Küstenlandschaften von Sussex bis York, und nehmen gegen Westen hin immer mehr ab. Die archäologischen Funde stimmen im Ganzen hiemit überein. Die genauere Bedeutung der *-ingas*-Ableitung ist mit Sicherheit nicht festzustellen: es ist irgend eine Art von Zusammengehörigkeit,

Digitized by Google

aber nicht notwendig Familienzusammenhang, sondern z. B. auch durch militärische Organisation (kleinste Heereseinheit). Etwas jünger, aber immer noch zur ältesten Schicht gehörig sind die Namen, in denen *-inga* als erster Teil eines Kompositums auftritt, dessen zweiter Teil durch *hām, tun, wyrð, denu, feld* oder ein ähnliches Wort gebildet wird. Bildungen dieser Art scheinen nicht später als Ende des 8. Jahrhunderts vorgenommen worden zu sein.

Stenton schliefst sein Kapitel mit der Mahnung zur Vorsicht bei geschichtlichen Schlüssen aus dem vorläufig vielfach schwer zu deutenden altenglischen Ortsnamenmaterial. Als sichere Grundlage darf gelten, dafs die Besiedlung durch die Germanen nicht nach dem Belieben des Einzelnen, sondern durch bestimmte Gruppen von Leuten erfolgte, die nach Plan und Vorschrift handelten.

Einen sehr gehalt- und lehrreichen Beitrag bildet das wieder von Ekwall beigesteuerte vierte Kapitel über die skandinavischen Ortsnamen und Ortsnamenbestandteile. Sein Umfang (S. 55—92) gestattet nur Hervorhebung des Wichtigsten. Die ausgezeichnete Studie von Harald Lindkvist über Middle English Place-Names of Scandinavian Origin. I., Uppsala 1912, die sich freilich fast ausschliefslich mit den sprachlichen Problemen beschäftigt, bietet die wertvollste Grundlage für die Weiterarbeit. Die nordischen Ortsnamen sind grofsenteils an den schon durch die unenglische Lautform als Eindringlinge sich verratenden Grundwörtern kenntlich: *-by, -thorp, -booth, -lathe, -scale, -seat, -eng, -flat, -garth, -sleet, -thwaite, -bank, -breck, -fell, -how, -hoveth, -nab, -lythe, -meol, -rig* usw. Auch nordische Personennamen als erster Bestandteil zeigen nordische Siedlung an. Eine reinliche Scheidung zwischen norwegischen und dänisch-schwedischen Ansiedlern ist nicht immer möglich. Für Dänen kennzeichnend sind Namen auf *-thorp, -both, -toft,* für Norweger *-breck, -buth, -gill, -scale, -slack, -ergh.*

Unter den nordischen Ortsnamen lassen sich verschiedene Typen unterscheiden: 1. nordische Ortsnamen im eigentlichen Sinn, die von den nordischen Ansiedlern selbst gegeben wurden, 2. Mischung von nordischen und englischen Bestandteilen, meist von Engländern geschaffen, 3. skandinavisierte englische Namen. Die Kriterien für die nicht immer leichte Unterscheidung sind

Digitized by Google

grōfstenteils lautlicher Art. In norwegischen Siedlungen findet man, wenn auch nicht besonders häufig, Erhaltung der nordischen Flexionsendung im Genitiv von Personennamen: *Beckermet, Bowderdale, Amounderness, Aismunderby*; oder mit anderer Bedeutung des Genetivs *Wasdale* < *Vatzdal* < *Vatnsdalr*. Diese Fälle sind häufiger als man früher erkannt hat. Von nordischen Lautsubstitutionen für englische findet sich besonders häufig *sk* statt *sh: Skyrack* < an. *scīrāc* = Eiche, bei welcher die Shire-Versammlung abgehalten wird; in echt englischer Form begegnet der Name als *Shireoaks:* ähnlich *Keswick, Kildwick* neben echt englischem *Cheswick, Childwick.* Gelegentlich wird ein englischer Bestandteil durch einen synonymen, aber lautlich nicht entsprechenden nordischen ersetzt: *Holan brōc* > *Holbeck, Baddan byrig* > *Baddanby*: Umformungen, die gewifs häufiger vorgekommen sind als wir es nachzuweisen vermögen. Das Umgekehrte, Anglisierung nordischer Namen, läfst sich weniger sicher belegen: *Askeby* > *Ashby, Oustbek* > *Estbec, Nybøle* > *Newball, Elptarvata* > *Elterwater.* Gelegentlich finden wir zwei Namen nebeneinander für denselben Ort: *Bleasby* < an. *Blesaby,* daneben *Blisetun; Birkelund,* daneben *Birecwde.*

Dafs nordische Ortsnamen aus der alten Heimat in die neue absichtlich übertragen seien, glaubt Ekwall nicht recht, da in der Mehrzahl der Fälle die Ortsnamen zufällig entstehen, eher von den Nachbarn als von den Ansiedlern selbst gegeben werden; jedenfalls liefsen sich für die alte Zeit keine sicheren Beispiele derartiger Verpflanzung nachweisen. Interessant ist der Hinweis auf Urkunde 1130 bei Birch aus der Zeit zwischen 972 und 992, in welcher zahlreiche nordische Personennamen, aber nur englische Ortsnamen in der von diesen Männern bewohnten Gegend vorkommen. Das Fehlen nordischer Ortsnamen beweist also nicht das Fehlen nordischer Ansiedler. Nordische Ortsnamen werden vorzugsweise in den von Angelsachsen vorher nur dünn bevölkerten Landesteilen zu erwarten sein. Sichere Beispiele für Verdrängung englischer Ortsnamen durch nordische sind selten z. B. *Derby* für *Norðworðig, Whitby* für *Streoneshalh,* das aber daneben vielleicht in *Strensall* fortlebt. Für die Beantwortung der Frage, wie lange die nordische Sprache in England lebendig blieb, bieten Ortsnamen, welche *-by* mit normannischen und flämischen Personennamen kom-

Digitized by Google

binieren, *Aglionby, Lamonby, Rickerby* einen Anhaltspunkt. *By* war also am Ende des 11. Jahrhunderts, zur Zeit der Flamenansiedlungen, noch ein lebendiges Wortbildungselement.

Dem Einfluſs der Normannen auf die englischen Ortsnamen geht im fünften Kapitel mit seiner durch eine ganze Reihe von früheren Abhandlungen bewiesenen Sachkenntnis R. Z. Zachrisson nach. Wir erfahren, daſs er einen zweiten Teil seiner Arbeit über Anglo-Norman Influence on English Place-Names vorbereitet. Aus dem dafür gesammelten Material teilt er allerhand Neues mit. Neue Ansiedlungen gröſseren Umfangs durch rein französische Bevölkerung sind wahrscheinlich nicht vorgekommen. Wirklich französische Ortsnamen sind daher wohl auf die Herrensitze beschränkt, die älteren englischen Namen für die in deren Nähe liegenden Dörfer sind nicht verdrängt worden. Dagegen sind Schreibung und Aussprache der englischen Namen durch die normannischen Schreiber tiefgehend beeinfluſst worden. Wie schwer es ist, aus diesem Wirrwarr der Schreibung die eigentliche Aussprache der Namen heraus zu erkennen, wie vorsichtig man bei der Interpretation verfahren muſs, macht Z. in einer eingehenden Darlegung der normannischen Schreibergewohnheiten, der Hör- und Lesefehler der französischen Beamten klar. Von besonderer Wichtigkeit für die Entwicklung der Ortsnamen sind die häufigen Lautsubstitutionen und die auf diese begründeten Schreibungsaussprachen geworden.

Auch James Tait betont in seinem sechsten Kapitel über das feudale Element, daſs die Normannen wenig Ortsnamen schufen, neben den Schlössernamen etwa noch Klosternamen. Für beide charakteristisch ist das entwickelte Gefühl für Naturschönheiten, das vorher nie oder kaum in Ortsnamen zum Ausdruck gekommen war. Daher die vielen *Belvoir, Beaudesert, Belchamp, Beaulieu, Beaumanoir, Beauchief, Beauvale, Beaurepair, Beaumont* usw. Diese normannischen Namen sind gelegentlich so stark anglisiert, daſs man die ursprüngliche Form nicht mehr zu erkennen vermag. So wird ein *Musardere* = *Musardière*, nach einer in der Normandie verbreiteten Bildungsweise ein Ort, welchen ein Mann namens *Musard* innehat, zu *Miserden*. Den Normannen zu verdanken sind Ortsnamen, welche den Namen des Grundherrn enthalten, entweder in Verbindung mit Grundwörtern wie *tūn* oder *by*

Digitized by Google

oder unverbunden als Zusatz zur Unterscheidung gleichnamiger Orte. Besonders zahlreich sind sie in Dorset und Devon. Sie sind fast ebenso starken lautlichen Abschleifungen ausgesetzt, wie die ältesten englischen Namen: *Bonevileston > Bunson, Cheyneston > Chenson, Forsardeston > Forston, Corbineston > Corstone, Randolveston > Ranston.* In anderen Grafschaften findet man statt dessen elliptische Genetive: *Grey's, Mortimer's, Carbonel's* u. a., *Poynetts* benannt nach *Thomas Poynant.* Beispiele für die nach französischer Syntax bzw. Flexion scheinbar unverbundene Zusammenfügung von Ortsnamen und Namen der Grundherren sind: *Stoke d'Albernon, Sutton Valence, Stretton Grandison.* Manchmal geht der Personenname voraus: *Birts Morton, Scott Willoughby.* Gelegentlich sind die beiden Namen zu einer Einheit verschmolzen: *Stoke Courcy > Stogursey, Stoke Gomer > Stogumber.* Auch Frauen und Übernamen begegnen in solchen Zusätzen.

Wenn die Zusätze Ortsnamen aus Nordfrankreich sind, so sind sie im englischen Mund noch ärgeren Verstümmelungen ausgesetzt als die Personennamen: *Moreton Pinkney < Pecquigny, Stanley Pontlarge < Pont de l'Arche, Stoke Farthing < Verdon.*

Diese Bildungsarten sind im Domesday Book noch nicht nachzuweisen und selten vor der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts, aber allerhand Anzeichen sprechen dafür, dafs sie doch in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts zurückreichen.

Die Zusätze waren mit dem Ortsnamen nicht unlöslich verbunden, sie konnten wechseln oder auch ganz verschwinden. Statt eines Personennamens kann auch ein Titel oder eine Amtsbezeichnung eintreten: *King's, Queen's, Prince's, Earl's* usw., gelegentlich in lateinischer Form: *Regis, Abbatis.*

Diese Ortsnamen mit attributiven Zusätzen sind besonders gehäuft in den südwestlichen Grafschaften. Dies ist geschichtlich zu begreifen: die lose und zerstreute Siedlung an der Grenze gegen die Kelten bot den Normannen am ehesten Gelegenheit zur Niederlassung. Innerhalb der südwestlichen Grafschaften lassen sich allerdings Häufigkeitsunterschiede feststellen. Die Erklärung für diese ist noch zu suchen.

Im siebenten, Place-Names and English Linguistic Studies überschriebenen Kapitel von Henry Cecil Wyld unter Mitwirkung von Miss Mary S. Serjeantson verfafst,

Digitized by Google

wird zunächst festgestellt, dafs die mittelenglische Grammatik noch nicht die detaillierte Übersicht über die englischen Mundarten zu liefern imstande ist, auf welche die Ortsnamenforschung sich sollte stützen können. Diese wird umgekehrt der me. Grammatik manche Hilfe leisten müssen durch möglichst genaue Bestimmung des lautlichen Wertes der urkundlichen Formen der Ortsnamen —, für die natürlich von einheimischen Schreibern geschriebene Urkunden zu bevorzugen sind. Wyld zählt dann die hauptsächlichsten Merkmale der einzelnen Mundarten auf, damit die Mitarbeiter darauf achten können, wie eine bestimmte Gegend sich in den erwähnten Fällen verhält, und die nötigen Bemerkungen einliefern.

Von der Wichtigkeit der Archäologie und der Spatenarbeit als Kontrollmittel der etymologischen Erklärung handelt O. G. S. Crawford im achten Kapitel. Ein Beispiel dafür bietet der Ortsname *Fawler,* der einen *fāgan flōre* einer älteren Urkunde entspricht. Mit dem bunten Fufsboden ist offenbar ein römischer Mosaikboden gemeint. Das Dorf mufs also auf römischer Grundlage ruhen. Dieser Schlufs aus dem Namen ist 1868 durch Ausgrabung einer römischen Villa mit einem solchen Boden als richtig erwiesen worden. Archäologische und topographische Untersuchungen helfen oft auch auf die Bedeutung von Geländebezeichnungen, die ohne sie unsicher bleibt.

Für *ceaster* ergeben sich z. B. aus solchen Beobachtungen verschiedene Bedeutungen bei gleichem Ursprung des Wortes. Es wird für römische Städte gebraucht, in England auch für Städte und Dörfer, deren römische Grundlage nicht immer sichergestellt ist. Im nördlichen England und südlichen Schottland kommt diese Bezeichnung auch einheimischen Erdbefestigungen zu oder sogar Einzelhöfen; in solchen Zusammensetzungen ist also bei der Namengebung die ursprüngliche Bedeutung von *ceaster* schon verblafst gewesen.

Zwischen den keltisch-romanisierten Ortsnamen und den germanischen klafft im allgemeinen eine Lücke, die kaum irgendwie durch eigentlich römische Namen ausgefüllt wird. In dieser Zwischenzeit scheint die Erinnerung an römische Einrichtungen sich abgeschwächt zu haben. Daher rührt die Unbestimmtheit des Begriffes, den die Germanen mit dem Wort *ceaster* verbanden.

Digitized by Google

Für Schlösser und Burgen wurde in normännischer Zeit das Wort *castle* entlehnt. Zerfallen die Burgen, so geben sie häufig zu Spottnamen Anlafs: *Beggar's Bush, Beggar's Haven* oder *Heaven, Lark's Lease, Starve Lark, Starveall, Rat's Castle, Spider's Castle, Sparrow's Castle, Owl's Castle* usw.

Für die Existenz ehemaliger, jetzt überwachsener Befestigungen geben oft Fliegeraufnahmen ausgezeichnete Anhaltspunkte. Sie müfsten in gröfserer Zahl als bisher hergestellt werden, damit auf Grund dieser Bilder die Geländebezeichnungen in alten Mark- und Grenzbeschreibungen nachgeprüft, ihre Bedeutungen klargestellt werden können.

Bei der Besprechung einzelner solcher Bezeichnungen von Gegenständen im Gelände stellt Crawford für das Wort *tump* fest, dafs es im Sinne von Grabhügel in Wales häufig, aber nicht vor der normannischen Eroberung belegt sei. Der Ursprung des Wortes sei unbekannt. Warum soll man nicht an Gleichheit mit dem anglonorm. *toumbe* denken dürfen? Der Ortsname *Cold Harbour* soll zu vielen nutzlosen Spekulationen Anlafs gegeben haben. Crawford will keine neue Erklärung versuchen. Er weist nur auf Verbindungen mit anderen Adjektiven hin, aus denen zu schliefsen sei, dafs *cold* wie *harbour* ursprünglich in ganz buchstäblichem Sinne zu nehmen waren. Wenn er meint, *cold* bedeute in solchen Verbindungen oft so viel als *deserted* z. B. in *Cold Kitchen Hill*, so wird eine solche Meinung durch die zahlreichen *Kalten Herbergen* im deutschen Sprachgebiet nicht gestützt. Diese sind nicht Herbergen gegen die Kälte, wie das NED. erklärt, sondern ungeheizte Herbergen oder solche, in denen nur kalte Verpflegung gereicht wird. Das Kapitel läuft in die Forderung eines geschichtlichen Atlasses von England aus, der sich auf Ausgrabungen, Fliegeraufnahmen und die Geschichte der Ortsnamen stützt und zur Aufhellung der letzteren die Grenzbeschreibungen der altenglischen Urkunden mit späteren Grenzumschreitungsprotokollen, mit Gemeindeplänen und Flurnamen genau vergleicht.

Im letzten Kapitel endlich bespricht Stenton die Bedeutung der Personennamen als Bestandteile von Ortsnamen. Die Wichtigkeit ihrer Erforschung für die Ortsnamendeutung liegt nach dem Vorangegangenen auf der Hand. Die Probleme sind identisch mit denen der germanischen Personen-

Digitized by Google

namenkunde überhaupt. Die verschiedenen Bildungsweisen der germanischen Personennamen werden darum kurz erörtert. Infolge der Isolierung sterben in England allerdings manche Elemente aus und so ändert sich der Bestand gegenüber dem kontinentalgermanischen ziemlich bald. Daneben macht sich Einfluſs der keltischen Namen fühlbar. Die Einwanderung der Skandinavier und der Normannen ruft groſse Umwälzungen hervor, die vielleicht aber auch ohnedies unter dem Einfluſs der Mode, die kirchliche oder aus der französischen Literatur bekannte Namen vorzuziehen beginnt, eingetreten wären. In ein paar Seiten kann dies alles natürlich mehr nur angedeutet als wirklich ausgeführt werden.

Nützlich ist der Hinweis auf den Mangel an Vorarbeiten über die Zuweisung bestimmter Personennamen an die verschiedenen an der germanischen Siedlung beteiligten Stämme. Freilich hat bisher vor solchen Untersuchungen wohl hauptsächlich die Ungleichheit des Materials in den einzelnen Mundarten abgeschreckt. Urkunden aus alter Zeit sind doch fast nur aus dem Süden erhalten. Im Mittelland und Norden werden Personennamen in gröſserer Zahl erst in verhältnismäſsig später Zeit zugänglich, wo die ursprünglichen Verhältnisse sich schon stark verschoben haben.

Die Ergebnisse von Försters Aufsatz über keltisches Wortgut im Englischen machen es auch wahrscheinlich, daſs keltische Namen in viel weiterem Umfang von Angelsachsen angenommen wurden als man dies bisher gelten lassen wollte, und daſs danach die bisherigen Auffassungen vom Verhältnis der beiden Bevölkerungsteile zu einander sich Berichtigungen gefallen lassen müssen.

In Ermanglung älterer Zeugnisse müssen also die englischen Personennamen des 11. bis 13. Jahrhunderts gesammelt werden. Die Verwertung des in den zahlreichen Urkundenbüchern steckenden Materials ist erschwert durch die häufige Latinisierung der Namen, welche die englische Form oft nicht mit Sicherheit erkennen läſst. Diese Urkundenbücher sind zudem noch lange nicht alle gedruckt; auch aus diesem Grund ist es vorläufig schwer oder fast unmöglich, die durch die normannische Eroberung zweifellos beschleunigten Änderungen im Bestand der Personennamen zu überblicken. Aus eigenen handschriftlichen Sammlungen teilt Stenton allerhand interessante Beob-

Digitized by Google

achtungen mit. Eigentliche Lebenskraft besafsen im 12. und 13. Jahrhundert fast allein noch die sehr abwechslungsreichen und wohl meist noch in ihrer ursprünglichen Bedeutung verstandenen skandinavischen Namen, trotzdem der Zusammenhang mit der nordischen Heimat schon ganz gelockert, wenn nicht völlig abgebrochen war. Gewisse örtliche Unterschiede der Verbreitung der Personennamen scheinen sich schon jetzt herauszuheben.

Die englischen Namen sind den namengebenden Eltern schon grofsenteils unverständlich. Die Erforschung der Geschmackswandlungen auf diesem Gebiet für die Zeit nach der normannischen Eroberung läfst noch viel zu wünschen übrig und sollte nicht mehr länger hinausgeschoben werden. Die neue Veröffentlichung des Liber Vitae Dunelmensis hätte in diesem Zusammenhang wohl eine Erwähnung verdient. Selten wird man so bequem wie in diesem Register den Wandel der Personennamen im Lauf der Zeiten verfolgen können. Endlich sei noch auf Stentons Bemerkungen über Ortsnamen als Zeugnisse für das Fortleben alter Heldensage und die von ihm aus der Umgebung von Oxford beigebrachten neuen Beispiele aufmerksam gemacht. Im einzelnen wäre zu Stentons Ausführungen manches anzumerken. Nur einen Punkt möchte ich erwähnen. *Cuþenes* von *æt Cuþenes dūne* wird in der Regel als jüngere Form von *Cūþwines* angesehen. St. will eine Verstummung des *w* um 956 nicht für möglich halten. Aber dieses Beispiel ist nicht vereinzelt. Wir finden z. B. auch *Apelunes Þorn* a. 951, Birch C. S. III, 892; *Ecgunes trēo* a. 949, Birch III, 877; *Ecgunes wyrþe* a. 955, Birch III, 906. 924. Dafs daneben noch lange konservativere Schreibungen vorkommen, kann nichts gegen diese Interpretation beweisen. Aufserdem ist möglich, dafs die *w*-losen Formen jüngeren Abschreibern zu verdanken sind. An der Erklärung der Namen würde dies nichts ändern.

Der zweite Teil der Einleitung gibt in Wörterbuchform eine alphabetisch geordnete Übersicht über die zur Bildung von Ortsnamen gebräuchlichen altenglischen und altnordischen Sachwörter; die keltischen und normannisch-französischen Bestandteile haben in der Liste keine Aufnahme gefunden, weil sie verhältnismäfsig wenig zahlreich sind und eine jeweilige Behandlung am Ort ihres Vorkommens genügt. Namenbeispiele

Digitized by Google

werden nur in ihrer modernen Form beigefügt mit Angabe der Grafschaft, in der sie liegen. Die Absicht ist, damit einen Begriff von der örtlichen Verbreitung dieser Bestandteile zu geben. Ohne die Mittelglieder ist der Zusammenhang mit den ae. oder an. Stichwörtern nicht immer erkennbar; die Nachweise dafür werden auf die einzelnen Grafschaftsbände verspart. Die Liste soll eben mehr zur vorläufigen Orientierung und allgemeinen Anregung des etymologischen Interesses dienen. Auf Vollständigkeit macht sie ausdrücklich keinen Anspruch. Ergänzungen dazu zu geben, was leicht wäre, hätte darum kaum einen Sinn.

Der Einleitung sind in erfreulich regelmäfsigen Zwischenräumen zwei Bände über Buckinghamshire, Bedfordshire und Huntingdonshire gefolgt. Die langen Listen der Helfer, denen die Bearbeiter danken können, läfst einen schönen Erfolg der neuen Gesellschaft erkennen, die freilich auch schon den Verlust eines Mitarbeiters zu beklagen hat, der mit seiner seltenen Vereinigung geschichtlicher, philologischer, paläographischer und topographischer Kenntnisse ihr noch die gröfsten Dienste hätte leisten können: W. H. Stevensons.

Es ist kaum möglich, auf Einzelheiten der beiden ersten Bände der eigentlichen Namensammlung einzugehen. Überall erwecken sie den Eindruck solider und gewissenhafter Sammlung des Materials aus gedruckten und ungedruckten Quellen und vorsichtiger und verständiger Deutung und Ausnutzung desselben. Die Einleitungen geben über die topographischen und geschichtlichen Verhältnisse der behandelten Gebiete den notwendigen Aufschlufs und stellen übersichtlich die wichtigsten Schlüsse zusammen, welche die Namenverzeichnisse für die Siedlungsgeschichte zulassen. Die Bearbeiter verhehlen sich nicht, dafs die mannigfaltigen Probleme der Ortsnamenforschung für die nun erledigten Landesteile noch nicht alle eine befriedigende Lösung gefunden haben. Dazu wären noch Einzeluntersuchungen nötig gewesen, welche aber die Lösung der Hauptaufgabe der Gesellschaft, möglichst rasche Veröffentlichungen frühen und zuverlässigen Ortsnamenmaterials, allzusehr verzögert hätten. Dieser Standpunkt ist zweifellos richtig. Die Energie, mit der die Gesellschaft und ihre Leitung ihrem Ziele zustrebt, verdient Anerkennung und Unterstützung. Mit aufrichtigem Dank nehmen wir das bisher Geleistete entgegen

Digitized by Google

und wünschen für die Fortsetzungen die Bewahrung der unermüdlichen Ausdauer ihrer Mitarbeiter.

Basel, Anfang April 1927. Gustav Binz.

Word-Order in English Verse from Pope to Sassoon. By **Mats Redin.** Uppsala, A.-B. Lundequiska Bokhandeln. In: Uppsala Universitets Årsskrift 1925.

Das Buch zerfällt in zwei Teile mit einer längeren Einleitung. In letzterer gibt uns der Verfasser die Gründe für die Abfassung der vorliegenden Abhandlung sowie deren Umgrenzung an. Er bringt nur die Abweichungen der Wortstellung, soweit sie im Verse gegenüber der Prosa auftauchen. Weiters setzt er sich mit den bisherigen Ansichten so mancher Forscher auf diesem Gebiete in gediegener Weise auseinander. Endlich werden die Dichter angeführt, deren Werke der Verfasser für seine Zwecke untersucht hat, nämlich *Pope* mit 6563, *Goldsmith* mit 2173, *Thomson* mit 1176, *Gray* mit 589, *Wordsworth* mit 8059, *Coleridge* mit 1732, *Byron* mit 4538, *Keats* mit 2366, *Shelley* mit 3292, *Tennysson* mit 5229 und *Georgia Poetry* mit 12126 Versen. Das sind Gedichte mit verschiedener Form und verschiedenem Inhalte, was für die Wortstellung von besonderer Bedeutung ist.

Im ersten Teile werden die verschiedenen Wortstellungstypen mit zahlreichen Belegstellen und Beispielen angeführt. Diese Typen sind 10 an der Zahl und zwar: 1. *the object*, 2. *the adverbial*, 3. *the agent*, 4. *the predicative*, 5. *the object, complement*, 6. *the indirect object*, 7. *the prepositional attribute*, 8. *the epithet*, 9. *the subject*, 10. *various catagories.* Dazu gesellen sich verschiedene Untertypen, welche ziemlich zahlreich sind, so dafs das Buch etwas unübersichtlich wirkt, aber sie sind notwendig, um zu festen Schlüssen zu gelangen.

Im zweiten Teile werden auf Grund des vorgelegten Materials allgemeine Übersichten in 11 Tabellen gegeben, worin auch der Prozentsatz der Abweichungen (Tabelle 6—10) verzeichnet ist, so dafs das Thema nach allen Seiten hin beleuchtet wird. Der Stellung des Zeitwortes wird ein eigenes Kapitel gewidmet, welches sehr lehrreich ist, besonders auch deswegen, weil eine historische Entwicklung der Zeitwort-

Digitized by Google

stellung versucht wird. Endlich wird die Wortstellung im Verse der in Prosa gegenübergestellt, bei welcher Gelegenheit der Verfasser in seiner sinnreichen Weise seine Ansicht über die Entwicklung der Wortstellung im Verse entwickelt, deren Abhängigkeit von verschiedenen Faktoren wie Tradition, Rhythmus, Psychologie, Form, Inhalt usw. der Dichtungen darlegt und sich mit folgenden Worten darüber bescheidet, ob die Abweichungen im Verse ein *plus* oder *minus* hinsichtlich des poetischen Stiles darstellen: *As for myself, I dare say I have exhausted my energy on the syntactic outworks, and, besides I do not possess the qualifications required for one who is to penetrate the ramparts round the sanctum of style.* (S. 219.)

Redins Werk ist höchst anziehend und lehrreich. Anziehend ist es deswegen, weil zum erstenmal ein gröfserer Abschnitt der ne. Wortstellung in Versen, soweit ich das gebotene Material nachprüfte, erschöpfend dargestellt wurde, so dafs man immer nach diesem Buch wird greifen müssen. Lehrreich ist es, weil wiederum zum erstenmal der Versuch gemacht wurde zu zeigen, wie auch die Wortstellung im Verse ihre historische Entwicklung hat und wie auch in Versen archaische Wortstellungen sich länger als in der Prosa gehalten haben, so dafs man vom historischen Standpunkte aus eigentlich nicht von „licentious" Wortstellungen sprechen kann, wenn auch andere Gründe wie Form, Rhythmus, Inhalt usw. vielfach mitbestimmend waren. Aber in jeder Sprache ist die poetische Diktion und die Wortstellung in gehobener Sprache von der in der gewöhnlichen Prosa verschieden. So manche Wortstellung im Verse, die Redin anführt, kann nicht nur in ne. gehobener Sprache, sondern auch im Deutschen in derselben Stellung vorkommen und niemand nimmt Anstofs daran, ein Zeichen, dafs die Poesie um so mehr von der Prosa abweichende Wortstellungen haben kann. Doch hängt das auch vielfach von der Psychologie des Stiles ab, welche uns Redin in seiner Bescheidenheit leider nicht gegeben hat.

Die Wortstellung im Verse ist auch für die historische Entwicklung der Laute von Bedeutung, weil dadurch Worte in verschiedener Stellung erscheinen, wodurch sie sich auch verschieden entwickeln müssen, so dafs auch der Sprachforscher Schlüsse ziehen kann.

Digitized by Google

Zusammenfassend kann das Urteil über dieses Werk dahin lauten, dafs es höchst gründlich gearbeitet ist, teilweise neue Bahnen für die Beurteilung der Wortstellung im Verse der ne. Zeit aufzeigt und das Thema von verschiedenen Seiten beleuchtet.

Mödling, Februar 1927. J. Mařik.

Land und Leute in Nordamerika. Vierte völlig neue Bearbeitung von **Ernst Smithanders.** Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. Berlin 1926. XIII und 740 S., mit drei Karten.

Mit grofser Spannung erwartete man das Neuerscheinen dieses „Handbuches für Auslandkunde" mitten in unserer Zeit der Blüte der „Kulturkunde"; doch dieser Spannung folgt eine ebensogrofse Enttäuschung nach Durchsicht des Werkes. Ein solches Buch sollte weitesten Kreisen sowohl wie Fachleuten Amerikakunde vermitteln; es wird schon heute in vielen Schul-, Universitäts- und Seminarbibliotheken eifrigst benutzt werden, kann aber nur dem empfohlen werden, der auf Grund jahrelanger eingehender Kenntnis des Landes den Weizen von der Spreu zu sondern vermag. Man wird also 99% aller Leser aufs dringendste warnen müssen vor einem Machwerk, das zeigt, dafs wir Deutschen in dem Studium fremder Völker leider noch immer in den Kinderschuhen stecken, trotz aller Ansätze zu einer Besserung. Der gebildete und humorbegabte Amerikaner, dem der Band in die Hände fällt, wird sich darüber amüsieren und leider auch ärgern. Der Unterzeichnete ist drüben oft Zeuge davon gewesen, mit welchem Hohn derartige „Wissenschaft" selbst von den Amerikanern aufgenommen wird, die Deutschland wohlgesinnt sind.

Die auf S. 738—40 angegebenen Quellen des Buches sind recht einseitig und unvollständig. Teils sind darunter Autoren, die Amerika nur flüchtig kennen von den üblichen geradezu verhängnisvollen Besuchsreisen her, die sich nur über Wochen oder Monate erstrecken und dazu führen, dafs die Besucher zufällig Gesehenes verallgemeinern und voller Vorurteile zurückkehren — das „Amerikabuch" ist dann oft auf Grund der Tatsache, dafs der Deutsche zu allem Stellung nehmen mufs, im Gegensatz zum gleichgültig objektiven Engländer, eine vollkommene Ablehnung oder Verhimmelung — teils sind

Digitized by Google

darunter notorisch einseitige Schriftsteller wie H. G. Scheffauer. Das wirklich Lobenswerte, das in einer Anzahl der alphabetisch geordneten Artikel vertreten ist, stammt von einigen im Quellenverzeichnis ebenfalls genannten tüchtigen Amerikakennern. Die primären amerikanischen Quellen fehlen leider, und vieles Gute in dem benutzten Material ist nicht ausgewertet. Bei gar manchem Artikel würde ein Hinweis auf einschlägige Literatur über den betr. Gegenstand dem Benutzer willkommener sein als der kritiklose Abdruck aus feuilletonistischen Zeitschriftenaufsätzen.

Die „sachlich geordnete Übersicht der im Werke enthaltenen Artikel" (S. IX—XIII) ist recht dankenswert, und doch fehlt die Einheitlichkeit, es fehlen gröfsere leitende Gesichtspunkte, es fehlt die wesentliche Vertiefung. Viel zu ausführlich sind im allgemeinen die Artikel über Tier- und Pflanzenleben in einem Nachschlagewerk mit dem Titel „Land und Leute". Wenn da der Raum sparsamer verwendet würde, bliebe bei gleichem Gesamtumfang mehr übrig für erheblich wichtigere Kulturdinge. Man vergleiche in diesem Zusammenhang die Artikel „Alligator" (2½ S.), „Bison" (6½ S.), „Tauben" (5 S.), „Jagd" (4½ S.). Sehr viel wäre gewonnen durch zahlreiche Verweise, weil so, wie das Buch jetzt ist, viele vergeblich Dinge suchen werden, die an irgendeiner unauffindbaren Stelle erörtert werden. Allzu kurz und dürftig ist der Artikel über „Chicago", durchaus unzulänglich und einseitig sind die zehn Zeilen über „Puritans", wo eine vertiefte Auseinandersetzung über „American mind" wohl am Platze gewesen wäre; über „Industrie" hören wir einiges auf 1½ Seiten, über „Fachstudien" auf 1 Seite. Der Artikel „Genossenschaften" ist wertlos (½ S.), der über „Journale" dürftig, „Geschäftspsychologie" verdiente weiteren Ausbau. Gänzlich vermifst man „Beauty parlor", „I. W. W.", „Light housekeeping", „Co-eds", „Blackmail" (sollte wenigstens unter „Erpresser" erwähnt werden), „Vocational Schools", „Flapper", „Western Union" (müfste allermindestens unter „Telegraphenwesen" erwähnt werden) und vieles andere. Die Steuben-Gesellschaft, die unter „Deutschtum" gestreift wird, verdiente einen besonderen Artikel oder Hinweis an der betr. alphabetischen Stelle. Über verschiedene nachahmenswerte praktische Einrichtungen der Bibliotheken dürfte mehr gesagt sein, zumal sie sich ohne

Digitized by Google

Mehrkosten auch in Deutschland durchführen liefsen. Warum unter „Capitol“ nur von dem Washingtoner Gebäude die Rede ist, ist uns unerfindlich. Die „Glee clubs“, die auch unzureichend behandelt werden, wird der nicht mit Amerika vertraute Ratsuchende kaum unter „Gesangvereine“ nachschlagen. Unter „Kreditsystem“ hätte die wichtige Rolle, die im Geschäftsleben das „rating book“ spielt, beleuchtet werden können, um dem deutschen Geschäftsreisenden und auch Einwanderer manche unnötige bittere Erfahrung zu ersparen. Über „Wohnhäuser“ liefse sich wirklich viel mehr sagen, was den modernen Menschen mehr interessiert als die Naturgeschichte des Büffels; man denke an Zentralheizungssysteme, Ölfeuerung mit automatischer Wärmeregulierung, basement, praktische Kücheneinrichtung usw. usw. Zu „shillings“ (S. 282, Z. 3 v. u.) sei bemerkt, dafs die Deutschamerikaner des mittleren Westens sehr viel mit Schillingen rechnen und die englisch Sprechenden ebendaselbst und auch anderwärts mit “two bits“ (= 25 cents), “four bits“ (= 50 cents) etc. In dem Artikel „Thanksgiving day“ bleibt die wichtige Beziehung auf die Pilgerväter unerwähnt. Eine kleine Richtigstellung zu dem Artikel „Hausnummern“ sei gestattet: 50 East State St. dürfte wohl nie 100 Häuser von 50 West State St. entfernt sein. In den meisten Grofsstädten gehen wohl 100 Nummern auf einen Block, selbst wenn er nur aus drei Häusern besteht. 2827 A-Street ist z. B. ein Haus in der A-Street, und zwar ungefähr in der Mitte zwischen der 28. und 29. Querstrafse. Ein ähnliches System gilt im Wolkenkratzer, wo das Zimmer 210 im zweiten, 4325 im 43. Stock zu finden ist.

Im folgenden seien einige ernstere Dinge angeschnitten! In dem Artikel über das Gefängniswesen wird ungefähr das Gegenteil von dem behauptet, was Tatsache ist, offensichtlich auf Grund veralteter Quellen und vereinzelter Vorkommnisse, die in der bekannten „superlativischen“ Darstellung amerikanischer Reporter einer bestimmten Art weit übertrieben, aber vom Europäer für bare Münze genommen werden. Einem alten Interesse folgend hat der Besprecher eine ganze Reihe von Strafanstalten besucht, besonders eingehend das Zuchthaus des Staates Minnesota, und dabei und durch eingehendes Studium der Literatur festgestellt, dafs im allgemeinen die Forderungen unserer besten Rechtslehrer in Amerika in

Digitized by Google

humaner und sachgemäfser Weise in den Strafanstalten erfüllt sind. Unser Buch erweckt übrigens auch den Anschein, als ob in allen Staaten die Todesstrafe durch den elektrischen Stuhl vollzogen würde; Illinois z. B. straft durch Erhängen, Wisconsin kennt die Todesstrafe überhaupt nicht. Ein grofser Mifsstand bleibt unerwähnt, den wir nicht kennen in unserem Gesetz, und der zu einem guten Teil die furchtbare Überhandnahme der Verbrechen in den Vereinigten Staaten erklärt; es ist die Rolle, die das „bail" spielt, d. i. die Bürgschaft in Geld, gegen die der Verbrecher selbst in schweren Fällen freigelassen werden kann. Wichtig ist auch, dafs die amerikanische Rechtsauffassung insofern von der kontinental-europäischen abweicht, als in Europa der Verbrecher oder Angeklagte die Pflicht hat, seine Unschuld zu beweisen, in den Vereinigten Staaten dagegen in allererster Linie der Staat die Schuld eines Menschen nachweisen mufs, ehe er zur Verhaftung und Anklage schreiten kann. Ein dringend verdächtiges Individuum kann sich mangels einwandfreier Beweise der Verhaftung um so leichter entziehen, als Amerika ein polizeiliches Meldewesen nicht kennt.

Recht einseitig gefärbt ist der Artikel über „Schriftstellerei". Es gibt doch wirklich genügend hervorragende Leistungen, die sich weit über den Durchschnitt, der auch bei uns nicht fehlt, erheben. Als besonders charakteristisch für den Typ des mittelmäfsigen amerikanischen Zeitungsschreibers mit grofsem Erfolg hätte eine Persönlichkeit wie Arthur Brisbane betrachtet werden können, zumal diese Art in Deutschland fehlt. Was über den amerikanischen Gelehrten gesagt wird, dürfte im allgemeinen für die Verhältnisse vor 30—40 Jahren zutreffen. Im einzelnen ist die Behauptung, dafs das Gehalt eines Professors nirgends den Höchstsatz von $ 6000 übersteige, einfach unrichtig und leicht zu widerlegen. Dafs Doktorarbeiten selten und unbeliebt seien, ist heute falsch, wenn auch glücklicherweise die deutsche Massenproduktion auf diesem Gebiete nicht erreicht werden dürfte. Den Artikel „Studentenleben" hat sich der Verfasser sehr leicht gemacht, indem er aus dem Buch von Ludwig Lewisohn „Gegen den Strom", das durchaus polemisch eingestellt ist, ein etwa acht Seiten langes Zitat abdruckt. Dieses zu kritisieren, ist hier nicht der Platz. Es gehört wirklich ein gutes Stück Unverfrorenheit dazu,

Digitized by Google

wenn Lewisohn von den Studenten verallgemeinernd schreibt: „Fade Gesichter. Ausdruckslose Gesichter", oder: „Wer hat jemals unter diesen jungen Leuten eine lebhafte Auseinandersetzung über Kunst gehört, über Religion, Volkswirtschaft, Geschlechtsfragen ..."

Die amerikanischen Frauen kommen in den verschiedenen Artikeln, in denen von ihnen die Rede ist, recht schlecht weg. Wie kann jemand, der amerikanisches Familienleben kennt, schroff erklären: „Der Mann kocht für die Königin des Heims, er wäscht ab, er pflegt die Kinder, er holt ein." Die Beweisführung, die z. T. auf die Tatsache gestützt wird, dafs die Frau zuerst grüfst, ist wirklich nicht stichhaltig; dieselbe Sitte gilt noch viel strenger in England, sie galt im deutschen Mittelalter. Die Ausführungen am Fufse von S. 265 widersprechen offenkundig dem obigen Zitat von S. 262 im selben Artikel „Frauen". Die Zigarette gehört schon heute viel mehr zum „stylish"-Sein des modernen deutschen Mädchens als der Amerikanerin, die an vielen Orten durch Rauchen eine scharfe Zurechtweisung riskieren würde. Die Vorstellung, die sich der Verfasser von dem Typus „Amerikanerin" macht, ist wohl ein Zerrbild auf Grund vereinzelter Beobachtungen einiger in Europa herumreisender Vertreterinnen. In dem Artikel „Cafeteria" wird gar die kühne, durch nichts zu belegende Behauptung aufgestellt, dafs in der Zehnmillionenstadt New York die wenigsten Frauen zu Hause kochen, oder unter „Farbige" heifst es fälschlich, dafs eine wirklich vornehme Dame nie die Strafsenbahn benutze. Noch viel lächerlicher ist die Feststellung (S. 258), dafs der Dollarmilliardär gesellschaftlich das dünkelhafteste Wesen der Erde sei. In dem Artikel „Mädchenerziehung" wird bezeichnenderweise die wichtige Rolle der Chaperone ganz vergessen. Das amerikanische Mädchen ist in gewisser Hinsicht allerdings freier als das deutsche, in anderer dagegen viel gebundener durch Rücksichtnahme auf die Sitte. Man darf eben nie bei Beurteilung fremder und eigener Sitten das Korn des Salzes aufser acht lassen. Der Artikel über Höflichkeit ist teils barer Unsinn, teils geradezu gefährlich.

Was der Verfasser meint, wenn er behauptet, einen „literarischen" Film kenne Amerika nicht, ist nicht recht klar. Hat er z. B. nie die Verfilmung des geradezu klassischen

Digitized by Google

„Moby Dick“ von Herman Melville unter dem Titel „The Sea-beast“ oder „The Man without a Country“ gesehen, weifs er nichts von den zahlreichen mittelalterlichen Stoffen, die wirklich mustergültig behandelt werden? Es sind oft nicht die besten amerikanischen Films, die in Europa den gröfsten Zulauf finden, und in manchen amerikanischen Film müssen gewagte Situationen speziell für Europa erst hineingeflochten werden, damit er hier Zugkraft bekommt. Ganz abwegig ist die Behauptung, dafs in Amerika die Leute ins Kino gehen, „um schöne Dekorationen, prunkvolle Innenausstattung und glänzende Toiletten zu sehen.“ Warum fehlt unter „Kino“ und unter „Film“ der charakteristische Ausdruck „Movie“ oder „Moving picture show“? (Das englische Wort „cinema“ wird nicht gebraucht.)

Dafs die „Prohibition“ sehr nachteilige Folgen gehabt hat, weifs jedermann. Wenn aber behauptet wird, das Trinken in Amerika sei heute häufiger als zuvor, fast jedes zweite(!) Haus im Lande sei entweder eine Brauerei, eine Brennerei oder eine Kelterei, jeder übertrete die Prohibitionsgesetze usw., so ist das nichts als ganz gewöhnliches „Journalese“.

Bezüglich des Verkehrswesens sei bemerkt, dafs bei der Hoch- und Untergrundbahn in New York das Drehkreuz in sinnreicher Weise durch Einwurf eines „nickel“ zu einer Viertel-drehung gebracht wird, dafs heute Autobusse sogar von Chicago bis zur Westküste verkehren, dafs im allgemeinen der Fahrer seinem Automobil durchaus nicht gänzlich fremd gegenüber-steht (vgl. S. 52), und dafs jeder Fahrer im Staate New York sich einer recht strengen Prüfung zu unterziehen hat, bevor er die Lizenz erhält.

Ein direkter Widerspruch liegt vor, wenn es in dem Artikel „Angestellte“ heifst: „Auch gibt man drüben nichts auf Zeugnisse und Referenzen“, und wenn wir dann unter „Zeugnisse“ eine genau entgegengesetzte Behauptung lesen, die wohl für die heutigen Vereinigten Staaten zutreffender sein dürfte. S. 110, 10 v. o. wird die Meile mit 1,8 km angegeben, richtig ist 1609 m auf S. 461. S. 69, 6 v. u. finden wir einen Hinweis auf einen Artikel „Sommerfrische“, den wir aber vergeblich suchen. S. 509 wird „shredded wheat“ in irre-führender Weise mit „Schrotmehl“ übersetzt. Der „Boss“ (vgl. den betr. Artikel) ist ganz allgemein der „Vorgesetzte“.

Digitized by Google

„Watering-places“ für Badeorte ist typisch britisch; üblich ist in Amerika „health, pleasure, summer resort, (mineral) springs“.

In der Orthographie fehlt z. T. die Einheitlichkeit. Als Beispiele seien erwähnt: „colored“ (S. 164), amerikanische Schreibung; anderseits „travelling, travellers“ (S. 290), englische Schreibung. Es wäre unseres Erachtens an der Zeit, dafs die Langenscheidtsche Aussprachebezeichnung reformiert würde. Unrichtig ist z. B. „national“ mit ā (S. 730, 6 v. u.). Besonders irreleitend ist das ō für den first-Laut. Für „clerk“ wird einmal (S. 551) die amerikanische Aussprache mit dem first-Laut, das andere Mal (S. 319) ā angegeben.

Eine Stichprobe von Druckfehlern! S. 56, 7 v. o. jour (your); 70, 8 v. o. dinning (dining); 92, 6 v. u. Lerher (Lehrer); 161, 8 v. o. und 649, 19 v. o. das (dafs); 412, 14 v. u. Harward (Harvard); 419, 18 v. o. berauschten (berauschte); 422, 6 v. u. fünfig (fünfzig); 442, 7 v. o. 1890 (1790); 443, 17 v. u. Deiser (Dreiser); 461, 1 v. u. in. (foot). 240, 4 v. o. steht „anscheinend“ statt „scheinbar“.

Ausgezeichnet sind u. a. folgende Artikel: „Abzahlung“, „Arbeit“ (besonders treffend ist der Satz: „Es scheint ein Lebensgesetz zu sein, dafs der, welcher nicht arbeitet, sich in Amerika langweilt“); „Architektur“, „Banken“, „Baseball“, „Reklame“, „Safety first“ (besonders der Schlufs), „Humor“, „Jazz-band“ (der Artikel „Musik“ ist dagegen sehr oberflächlich; es fehlt auch der Hinweis auf die in den allermeisten Familien vorhandene „victrola“); „Negerkunst“. Deutschen Kaufleuten sei besonders ans Herz gelegt der Artikel über „Warenhäuser“, deutschen Gemeindebehörden die Seiten 94 und 95 des Artikels „Bauwesen“.

Gieſsen. Karl Reuning.

W. Hagen, Englisch-deutsches Funk-Wörterbuch für den Englisch lesenden Funkbastler.

— **Funktechnisches Wörterbuch** mit 102 Abbildungen. Teil II und VI aus dem Funk-Taschenbuch, herausgegeben vom **Funktechnischen Verein.** Berlin, Weidmannsche Buchh., 1924 u. 1925.

The Year-Book of Wireless Telegraphy and Telephony, 1925. The Offices of „**The Wireless World**“. Iliffe & Sons Ltd., London, E. C. 4. 1925. 894 + 56 maps.

Keine technische Wissenschaft ist in letzter Zeit in solcher Breite und Tiefe in das Volk eingedrungen wie die Radio-

Digitized by Google

telegraphie, -telephonie, -übertragung. Es ist deshalb selbstverständlich, dafs die mit ihr entstehenden Ausdrücke, von jedem gekannt und gebraucht, in die alltägliche Sprache und Literatur, besonders in die Zeitungen und Zeitschriften, und schliefslich in die höhere Literatur eindringen. So fand ich das Wort „relay" im New Statesman vom 3. Oktober 1925: "Communism has taken shape in a very small organised party which, having no ideas of its own and no leaders of intelligence or authority, merely relays the latest noise from Moscow — with an extraordinarily bad transmitting apparatus." Dafs die letzten Worte, die auf die Radiotechnik hinwiesen, „Übermittelungs-, Sendeapparat" bedeuteten, war unschwer zu erkennen, der Sinn von relay war nicht so leicht zu erfassen. Zwar bringt schon Muret unter dem Substantiv relay 6. tel. Relais, Übertrager, und Oxford English Dictionary sagt: "An instrument used in long distance telegraphy to enable an electric current which is too weak to influence recording instruments, or to transmit a message to the required distance etc.", aber kein Wörterbuch bietet für das Verb eine dieser Verwendung entsprechende Bedeutung. Sie läfst sich nur aus ihnen erschliefsen: übertragen, gedankenlos nachsprechen. Ausdrücke wie listener-in, wavelength, headpiece, headphone, condenser, detector, aerial begegnen in allen Zeitungen. Deshalb ist jedes Werk willkommen, das über solche Ausdrücke Laien und grofsen Leserkreisen Auskunft geben kann. Das Hagensche Buch hat auf 153 Seiten eine treffliche Sammlung englischer Ausdrücke zusammengestellt, z. B. unter aerial Antenne: balancing, aerial roof-shaped, receiving, radiating, indoor aerial Ausgleichs-, dachartige, Empfangs-, Sende-, Innenantenne, flash(ing) Funke(nbildung), infra red rays infrarote Strahlen, unter screw Verbindungen wie binding, female, round-headed, sunk screw Klemmschraube, Schraubenmutter, Rundkopf-, Versenkschraube, bifilar zweifädig usw. Big Ben mufs mit grofsen Anfangsbuchstaben geschrieben werden, es steht dabei: hundertjährige Uhr der Westminsterabtei (Zeitsignal). Unter Big Ben versteht man die $13^1/_2$ Tonnen wiegende grofse Glocke, die im Turm des Parlamentsgebäudes hängt und an der die vollen Stunden angeschlagen werden. Sie wurde 1858 von George Mears unter Leitung von Lord Grimthorpe gegossen, als Sir Benjamin Hall First Commissioner of

Digitized by Google

Works war; nach ihm wurde sie benannt. — Denjenigen, die aufser der Übersetzung eine etwas vertiefte Begründung wünschen, ist das deutsche Funktechnische Wörterbuch zu empfehlen, und wer sich über die Fortschritte der Radiotechnik in England auf dem Laufenden erhalten will, lese das jährlich erscheinende Year-Book of Wireless Telegraphy and Telephony, das im Jahrgang 1925 auf S. 755—763 Definitions of Technical Terms und auf S. 764—771 ein Technical Vocabulary in five Languages (Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch und Deutsch) enthält. Dieses Jahrbuch, das zuerst im Jahre 1913 erschien, bringt auf den ersten Seiten einen "record of the development of wireless telegraphy and telephony, and interesting items in connection therewith". Wir ersehen daraus, wie diese Technik ihren Ausgang von den Hochfrequenzschwingungen nahm, die von Joseph Henry durch die Entladung eines Kondensators bewirkt wurden, wozu 1853 Lord Kelvin die theoretisch-mathematische Grundlage gab. Es folgte 1873 das grofse Werk von James Clerk Maxwell „Electricity and Magnetism", und 1887 erzeugte Heinrich Rudolf Hertz Maxwells elektromagnetischen Wellen. Auf Grund praktischer Verwendung der sogenannten Hertzschen Wellen erwarb 1896 Guglielmo Marconi sein erstes Patent für die drahtlose Telegraphie. Von diesem Zeitpunkt an verbreitete sich die drahtlose Übermittlung sehr schnell, bis das Jahr 1923 die grofse Ausdehnung des Radiowesens brachte, in der wir uns noch befinden. Schritt für Schritt wird diese Entwicklung bis zum Jahre 1924 fortgeführt. Im einzelnen kann auf die vielen Unterabteilungen des Buches hier weiter nicht eingegangen werden. Auf die kurzen Abhandlungen Broadcasting und Loud Speakers, Design of a Broadcasting Station sei zum Schlufs noch hingewiesen.

Berlin-Schöneberg. Max Born.

K. K. G. Browne, A Lady from the South. Leipzig, Bernhard Tauchnitz 1926.

A. u. d. T.: **Tauchnitz Edition,** Vol. 4722.

Decimus Todd kehrt als steinreicher und ungewöhnlich korpulenter Mann aus Amerika zurück und möchte nun daheim, "in the old country" ein wenig sein Leben geniefsen. Der

Digitized by Google

Zufall verschafft ihm die Bekanntschaft von Mr. George Merryweather Ashburnham Carr, einem soeben abgebauten Londoner Rechtsgelehrten, der aus pekuniären Gründen zum kaufmännischen Beruf übergegangen war. Und in demselben Hotel wie er wohnt Miss Carmencita Milligan, eine südamerikanische Präsidententochter, welche von ihrem Vater nach Europa gesandt worden ist, um gewisse kostbare Steine in Geld umzusetzen. Sie wird von dem Rivalen ihres Vaters und seinen beiden Helfershelfern verfolgt und beraubt. Decimus Todd und George nehmen die exotische junge Schönheit unter ihren Schutz und haben alsbald Gelegenheit, ihre praktische Erziehung, insbesondere ihre experten Kunstgriffe in jiu-jitsu zu bewundern.

Es beginnt nun eine richtige Jagd auf die Steine, die bald zurückgewonnen, bald von neuem gestohlen werden und sich schliefslich als wertlose Imitationen erweisen. Genau genommen, besteht die ganze Geschichte aus einer Reihe höchst unwahrscheinlicher Abenteuer. Aber sie ist so flott und amüsant geschrieben und enthält soviel gut beobachtete, humoristisch gefärbte Feinheiten über England und die Engländer, dafs wir gerne ein Auge zudrücken und dem Autor mit Vergnügen überall nachfolgen, wohin er uns führt. Man verdankt dem Buche ein paar recht angenehme Stunden, und der Nichteingeweihte bekommt überdies einen guten Einblick in die weltstädtische Kompliziertheit und die konventionelle Gebundenheit des Londoner Lebens.

Königsberg. i. Pr. Elise Deckner.

[8. 7. '27.]

INHALT.

Seite

English Place-Name Society. Vol. I, Part I: Introduction to the Survey of English Place-Names, edited by A. Mawer and F. M. Stenton. Part II: The Elements used in English Place-Names, edited by A. Mawer. Vol II: The Place-Names in Buckinghamshire, edited by A. Mawer and F. M. Stenton. Vol. III: The Place-Names in Bedfordshire and Huntingdonshire, edited by A. Mawer and F. M. Stenton (Binz) 273

Mats Redin, Word-Order in English Verse from Pope to Sassoon (Mařík) . 293

Ernst Smithanders, Land und Leute in Nordamerika (Reuning) 295

W. Hagen, Englisch-deutsches Funkwörterbuch für den englisch lesenden Funkbastler — Funktechnisches Wörterbuch (Born) 301

The Year-Book of Wireless Telegraphy and Telephony, 1925 . . . 301

K. K. G. Browne, A Lady from the South (Deckner) 303

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXVIII. Bd. Oktober 1927. Nr. X.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Elmer Edgar Stoll, Shakespeare Studies, Historical and Comparative in Method. New York. The Macmillan Company. 1927. XI und 502 S. $ 4.00

Einem Buch von E. E. Stoll über Shakespeare kann man mit grofsen Erwartungen entgegensehen. Hat Stoll sich doch in der Shakespearekritik durch die Selbständigkeit seiner Gesichtspunkte und den völligen Bruch mit der traditionellen Shakespeareauffassung eine ganz besondere Stellung geschaffen. Was er zu sagen hatte, kam bisher in einer Reihe von Aufsätzen und Monographien zum Ausdruck, die teilweise schon über ein halbes Menschenalter zurückliegen. Sie haben die wichtigsten, überhaupt für die Shakespeareforschung in Betracht kommenden Probleme so gründlich und von allen Seiten angefafst, dafs eine neue Behandlung vom selben Standpunkte aus nur Nachträge bringen könnte. So hat sich denn Stoll auch entschlossen, die wichtigsten unter ihnen in überarbeiteter Form diesem Bande einzuverleiben und ihnen als ganz neue Arbeitsergebnisse zwei Kapitel, das eine genannt „The Characterization", das andere „The Comic Method" beizugesellen.

Was ist nun der Kern der Stollschen Lehre? Es ist die Auffassung, dafs die bisherige Shakespeareforschung in die Irre gegangen ist, indem sie die Shakespearesche Kunst als viel zu fortgeschritten angesehen hat. Es handelt sich hier um einen Vorgang, den man fast mit dem Problem der Marskanäle vergleichen könnte: wo die einen ein objektives Phänomen wahrzunehmen glauben, das sie zu erklären versuchen, wollen die andern überhaupt nur eine subjektive

Digitized by Google

Sinnestäuschung konstatieren. Mit andern Worten: wir lesen in Shakespeare unendlich viel herein, was durchaus nicht so gedacht ist. Statt die Shakespeareschen Gestalten als Kunstprodukte zu begreifen, behandeln wir sie als gegebene Wirklichkeiten, und statt die konventionellen Anschauungen zu erforschen, die bei ihrer Entstehung im Dichter und im Publikum lebten, und von ihnen aus bei der Erklärung der Werke Stellung zu nehmen, gehen wir immer noch von heutigen, also ganz anachronistischen Vorstellungen aus. In Wirklichkeit aber trennt uns eine ungeheure Kluft vom Schaffen des Elisabethaners, jenseits derer die Dinge sich ganz anders ausnehmen. Gebrochen werden mufs, um zu diesem Betrachtungsstandpunkt zu gelangen, mit dem Aberglauben, dafs Shakespeare die Natur selbst sei. Er steht vielmehr ebenso in Tradition und Konvention wie alle Künstler. Am deutlichsten wird das vielleicht in seiner Darstellung des Bösen, die voll von literarischen Zügen ist. Seine grofsen Verbrecher entsprechen z. B. durchaus nicht den wirklichen Verbrechern, die die Kriminalkunde zeigt oder wie sie die nach dem Leben studierende Erzählungskunst des 19. Jahrhunderts aufweist. Man kann auch nicht sagen, dafs Shakespeares Charaktere stets eine innere Folgerichtigkeit spüren lassen; an einer Fülle von Beispielen versucht Stoll vielmehr klarzumachen, dafs Widersprüche bei ihnen vorliegen, die bei einem Dichter des 19. Jahrhunderts ganz undenkbar wären. Das liegt vor allem daran, dafs es Shakespeare gar nicht auf folgerichtige Charaktere, d. h. auf überzeugende Handlungsmotivierung ankam. Was er anstrebt, sind packende Situationen und ein lebendiger Eindruck von Persönlichkeiten. Aber in der Erschaffung dieser Personen ist er von den Zeitanschauungen bedingt. Die Rücksicht auf sie kann ihn auch nicht „interessante Fälle“ schaffen lassen, sondern verlangt Helden. Die Widersprüche in der menschlichen Natur, das Irrationale im menschlichen Handeln, wie es Meredith, Dostojewski, auch Browning bewufst aufzeigen, ist ihm kein Gegenstand des Interesses. Pathologische Analysen vollends hätte seine Zuhörerschaft nicht verstanden. Von dieser aber gilt es, wie gesagt, immer wieder den Blick auf die Probleme zu nehmen.

Trotzdem die Stollschen Ausführungen noch sehr viel weiter gehen, kann man vielleicht schon hier stehen bleiben,

Digitized by Google

um sich mit diesen Grundthesen auseinanderzusetzen. Wer meine „Charakterprobleme bei Shakespeare“ gelesen hat, wird die Übereinstimmung mit einigen wichtigen Sätzen Stolls bemerkt haben. In der Tat geht sie soweit, dafs mir z. B. nicht klar geworden ist, weshalb Stoll die von mir aufgedeckte Inkongruenz im Charakter der Cleopatra nicht zugeben will, die so durchaus in seine Gedankengänge pafst. (Wenn Herford sie beanstandet, so nimmt mich das bei der Eigenart seiner kritischen Stellung zu Shakespeare nicht weiter wunder.) Auch in Hinsicht auf die Notwendigkeit, den Blickpunkt vom elisabethanischen Zuschauer zu nehmen, befinde ich mich durchaus im Einklang mit Stoll. Ungemein lehrreich ist vieles, was er gerade hier als Ergebnis buchen kann, z. B. seine Betrachtung der Geistererscheinungen, vor allem der Nachweis, dafs auch die Erscheinung Banquos durchaus als objektives Phänomen gedacht ist; auch wie die burlesken Elemente bei Shylock aufgezeigt und mit umfassender Gelehrsamkeit begründet werden, ist gewifs geradezu mustergültig. Trotzdem mufs ich einen dicken Strich zwischen Stolls Auffassung von Shakespeare und der meinigen ziehen. Ich habe den Nachweis versucht, dafs sich gewisse Widersprüche bei ihm aus Primitivheiten der Technik erklären, die aus Rücksicht auf das Publikum beibehalten werden, auch dafs sein Schaffen ungleichmäfsig ist, und ihn häufig in einer Abhängigkeit von seiner Quelle zeigt, die vom Standpunkt der fortgeschrittenen Teile seiner Kunst fast unbegreiflich ist, ich habe versucht darzutun, dafs und warum Charakter und Handlung bei ihm gelegentlich nicht übereinstimmen, aber niemals ist es mir in den Kopf gekommen, seine Fortgeschrittenheit überhaupt leugnen zu wollen. Auf nicht viel anderes aber laufen die Thesen Stolls heraus, die Charakter und Handlung bei ihm in ein Nebeneinander verwandeln wollen, die ungeheure Leistung seiner Charakterzeichnung nur sehr bedingt anerkennen und ihm statt dessen nur die Fähigkeit zusprechen, mit „tone and manner“ und den „accent of their voices“ ein lebendiges Bild der Gestalten vor uns heraufbeschwören, deren eigenes inneres Leben (their lives and opinions, S. 145) er nicht kennt. Es scheint mir dabei die Eigenart des Shakespeareschen Schaffens total verkannt zu sein. Es ist nicht richtig, dafs Shakespeare, wenn er seine Charaktere schuf,

Digitized by Google

sich nicht von der Handlung hätte bestimmen lassen. Gewifs ist die Handlung das Primäre bei ihm, aber wenn er die Handlung durchdachte, geschah es offenbar mit der Erwägung: welche Art von Charakter pafst zu ihr? Das bemerkt man ganz deutlich da, wo er ein altes Stück verarbeitet, wie etwa „Promos und Cassandra", das er für „Mafs für Mafs" benutzt. Die Vorgängerin seiner Heldin Isabella, die Cassandra, ist so gut wie ganz ohne seelischen Ausdruck. Hier konnte er nichts übernehmen. Er gestaltet also vollkommen neu. Wie ist nun der Charakter der Isabella ausgerichtet? Sie ist von einer ganz beispiellosen Striktheit und Herbheit. Gleich die ersten Worte, die sie spricht, sind, Shakespeares Technik entsprechend, bezeichnend für ihre asketische Strenge: sie spricht ihr Bedauern darüber aus, dafs das Clarissenkloster, in das sie eintreten will, nicht eine noch härtere Observanz hat. Ganz offensichtlich sind aber nun diese Züge nicht willkürlich gewählt, sondern ausschliefslich von der Rücksicht auf die Handlung diktiert. Das Mädchen wird vor die Alternative gestellt, ob sie, um das Leben des Bruders zu retten, dem Schurken Angelo ihre Keuschheit opfern will oder nicht, und es liegt auf der Hand, dafs die Bedeutung dieses Opfers in hohem Mafse von der Veranlagung Isabellas bestimmt wird. Könnte man sich also eine deutlichere Einwirkung der Handlung auf die Gestaltung des Charakters durch den Dramatiker überhaupt ausmalen? Aber dieser Fall ist keineswegs vereinzelt. Warum ist gerade die Desdemona die allerharmloseste und unschuldigste, die von Natur keuscheste unter seinen Frauen? Um den paradoxen Charakter der Eifersucht, dieses „monster, begot upon itself, born by itself", das mit andern Worten so gut wie keinen äufserlichen Anlafs zur Entstehung braucht, ganz besonders krafs und deutlich hervortreten zu lassen. Also doch auch hier wieder sorgfältige Übereinstimmung zwischen Charakter und Handlung! Warum aber sollte man sich den Hamlet nicht ebenso entstanden vorstellen? Shakespeare denkt die Handlung daraufhin durch, welchen Charakter sie verlangt mit der ewigen Verzögerung des Entschlusses zur Tat zu schreiten bei dem Helden, und kommt mit innerer Notwendigkeit zum Melancholiker — wobei immer zu berücksichtigen bleibt, dafs schon der Urhamlet den Helden wahrscheinlich als Melancholiker angelegt hatte. Wenn Stoll

Digitized by Google

dies nicht wahrhaben will und gegen Miss O'Sullivan den Standpunkt verficht, dafs es vollkommen gleichgültig sei, ob Brights 'Treatise' von 1586 schon die Handlungsunfähigkeit des Melancholikers hervorhebe, da dieser Zusammenhang doch nicht im Bewufstsein des Publikums lebe, so scheint mir das angesichts der Zeugnisse über die Popularität des Melancholikertyps, wie sie bei Overbury und den Dramatikern der Zeit vorliegen, vollkommen unverständlich. Stoll verleugnet ja hier die Methode, die er selber anwendet, wenn es etwa die Erscheinung von Banquos Geist als objektives Phänomen nachzuweisen gilt. Er tut es aus dem Bestreben heraus, die zu grofse Subtilität moderner Erklärungsart zu beseitigen und die Augen für das Primitive der elisabethanischen Kunstform zu öffnen. Gewifs liegen hier auch grofse Verdienste der Stollschen Kritik. Es ist z. B. sehr lehrreich, wenn er für die These, die ich mit ihm teile, dafs der Monolog nicht subjektiv richtige, aber objektiv unrichtige Dinge wiedergeben soll, die interessante Tatsache heranzieht, dafs auch Voltaire anscheinend nichts davon weifs, dafs Hamlet in seinem Selbstgespräch angesichts des betenden Königs nicht die als objektiv richtig gedachten Gründe für sein Handeln anführe. Aber Stoll geht mir viel zu weit in seiner Annahme der Primitivität der Shakespeareschen Kunstform. Ich habe schon an anderer Stelle bei Besprechung seines Buches[1]) die Frage aufgeworfen, die ich in diesem Zusammenhang wiederholen mufs: woher kommt es denn, wenn Hamlet 'not a pathological case' ist, dafs sich zeitgenössische Bemerkungen wie die Skolokars (1604) finden, die von „mad Hamlet" sprechen? Hier scheint mir Stoll seinem Standpunkt, die Dinge mit dem Auge des elisabethanischen Zuschauers sehen zu wollen, ersichtlich untreu zu werden, denn solche Äufserungen zeigen, dafs man von dem pit des Globetheaters aus das pathologische Moment in Hamlets Mentalität sehr wohl erkannte.[2]) Ähnlich liegen die Dinge,

[1]) Deutsche Vierteljahrsschrift V, S. 599 ff.

[2]) Wenn mir Feuillerat (Litteris III, 24) einen ähnlichen Vorwurf machen zu können glaubt hinsichtlich meiner Auffassung des Verhältnisses von Hamlet zu Ophelia und dafür auf die Beschreibung der Begräbnisszene in der „Elegy on Burbage" verweist, wo Hamlet als „sad lover" bezeichnet wird, so kann ich das nicht ganz ernst nehmen. Wer bestreitet denn, dafs Hamlet in dieser Szene sich wie ein „sad lover" benimmt? Daraus aber

Digitized by Google

was die Erklärung des Macbeth angeht. Hier scheint Stolls Auffassung übrigens eine Wandlung durchgemacht zu haben, die in einer gewissen Unstimmigkeit seiner Äufserungen in den verschiedenen Teilen seines Werkes zu Tage tritt. In der von 1907 herrührenden Studie „The Ghosts" spricht er von Macbeths „disordered brain" und (S. 205) von seinen „hallucinations", an anderer Stelle dagegen (S. 105) wehrt er sich auf das entschiedenste dagegen, Vorstellungen moderner Pathologie in die Erklärung der Figur hineinzutragen. Der blutige Dolch soll eine Kundgebung seines Gewissens sein, nichts weiter. Und er fährt fort: "Or the dagger may be simply the outward embodiment of the fatal fascination. In either case these imaginative and poetic phenomena but lend weight and emphasis to the crime — but reveal his properly excited state. He has been an honourable man; and a crime he cannot commit without a convulsion." Shakespeare gibt sich aber nicht ab mit „highly developed or much distorted psychical conditions".[1]) Nicht? Derselbe Dramatiker, der den Hamlet dem Horatio auseinandersetzen läfst, wie er am Grabe der Ophelia vollkommen die Herrschaft über sich selbst verlor (V, 2, 75), denn "his madness is poor Hamlet's enemy" (V, 2, 250), derselbe, der im König Lear mit soviel Kunst den Ausbruch des Wahnsinns malt, soll nicht an anderer Stelle überreizte Nerven darstellen können? Der grofse Realist, der die seelischen Phänomene so häufig und so bewunderungswürdig mit den entsprechenden körperlichen Zuständen verknüpft, soll auf einmal zum Symbolisten gemacht werden, der Vorgänge, die sich als Erscheinungen krankhafter Art unschwer deuten lassen, in einem anderen — man begreift nicht recht, welchem — Sinne gemeint habe? Oder aber, er kann wohl Erscheinungen eines „exited state", einer „convulsion" haben darstellen wollen, nicht aber eine Konstitution, zu der diese passen? (Wobei selbstverständlich Shakespeare keine medizinischen Kenntnisse zugeschrieben werden sollen, die über seine Zeit hinausgehen.) Hier wird man Stoll schwerlich mehr folgen können.

---

den Schlufs herzuleiten, dafs Burbage überhaupt „jouait le rôle d'Hamlet en amoureux" geht doch wohl nicht an.

[1]) Die Stellen sind von mir gesperrt.

Digitized by Google

In einer andern, gleichfalls ungemein fesselnden und in vielen Einzelheiten aufschlufsreichen Studie behandelt Stoll das Verhältnis von „Literature and Life". Wenn er hier energisch dem methodischen Fehler des unmittelbaren Rückschlusses von der Kunst auf das Leben zu Leibe geht, so wird man ihm im allgemeinen zustimmen können. Wenn z. B. der Verfasser des Rolandsliedes das Heer Karls des Grofsen vor Kummer über Rolands Tod ohnmächtig werden läfst, so kann man daraus gewifs keine Schlüsse auf mittelalterliche Nerven ziehen. Sehr treffend ist auch die Beobachtung, dafs die Menschen schon der frühesten angelsächsischen Gedichte, wie Beowulf, Schlacht bei Maldon u. a. dem englischen Volkscharakter viel näher zu stehen scheinen als die meisten Charaktere bei Shakespeare. Und gewifs ist deshalb die Warnung am Platze, die Kunst nicht als Spiegel der Zeit, sondern als Niederschlag des Zeitgeschmacks zu betrachten. Aber dieser Zeitgeschmack ist doch eben durch die Zeit selbst bedingt. In welcher Weise, das kann sich allerdings erst dann ergeben, wenn das richtige Substrat für den Geschmack festgestellt wird, das nicht durch philosophische Konstruktionen zu gewinnen ist, sondern zunächst einmal die soziologische Abgrenzung des Nährbodens der Kunst verlangt, der zu verschiedenen Zeiten ein wechselnder ist. Mit andern Worten, es gilt, den eigentlichen Geschmacksträger zu finden. Seine Mentalität wird sich auch in seinem Geschmack, d. h. in der Kunst widerspiegeln. Stoll verkennt diese Zusammenhänge m. E. völlig. Ich begreife nicht, wie er z. B. von der neuauftauchenden Darstellung des Verhältnisses von Mann und Frau in der amerikanischen Literatur der Gegenwart sagen kann: "The change in literature does not reflect a change taking place around us ... it is not to any degree a change in either our character or our manners." (S. 39 ff.) Die künstlerischen Ausdrucksformen mögen nicht unser Leben selbst widerspiegeln, der Geist verrät doch wohl den völligen Umschwung, wie er sich etwa in der Auffassung vom sexuellen Leben in der Nachkriegszeit überall zuträgt. Ähnliches wird sich zu allen Zeiten nachweisen lassen. Nur die plumpe Gleichsetzung von Kunst und Wirklichkeit ist deshalb ohne Wert. — In diesem Zusammenhang behandelt Stoll auch die vielerörterte Frage, ob sich aus Shakespeares Tragödien eine tatsächliche Stimmung der

Digitized by Google

Verdüsterung herauslesen läfst und glaubt sie vollkommen verneinen zu dürfen. Aber die Beispiele dafür: Mark Twain, der ein Pessimist, Gilbert, der bissig und unfreundlich war, usw. usw., werden den wenig überzeugen, der die tausend Fälle im Auge behält, wo Kunst, die wirklich zu Herzen geht, aus dem innersten Erleben entsprang. Es ist amüsant, hier Stoll auch auf einem drolligen Widerspruch zu ertappen: bei der Frage nämlich, die er in der Behandlung der Geister bei Shakespeare aufwirft, ob der Dramatiker wohl selber an Geister geglaubt habe, führt er als Argument dafür eben Shakespeares meisterliche Darstellung, seinen unbestrittenen Erfolg darin an, den Zuschauer ein Gruseln überrieseln zu lassen. „Hatte er", fragt Stoll wörtlich, „vielleicht in einem unheimlichen Augenblick in Stratford oder Cock Lane einen Geist erblickt?" Aber sollte man nicht ebensowenig ein Gespenst meisterhaft schildern können, ohne es gesehen, als die Verbitterung, ohne sie erlebt zu haben?

Die behandelten Probleme stellen nur eine kleine Auswahl aus der reichen Fülle von Stolls Shakespeare Studies dar. Der eindringende Scharfsinn der Betrachtungsweise, die Menge des aus allen Literaturen herangezogenen Materials, die Vielheit und Neuheit der Gesichtspunkte sichern diesem Buch eine Stelle in der allerersten Reihe der Shakespeareliteratur. Niemand wird es ohne wesentliche Belehrung und innere Bereicherung lesen, und auch da, wo man nicht mit dem Verfasser übereinstimmt, wird man dankbar das Anregende seiner neuen Problemstellungen empfinden.

Leipzig. Levin L. Schücking.

Beowulf, Translated into English verse with an introduction, notes and appendices by **D. H. Crawford.** Chatto & Windus: London, 1926, 6 s. — Oxford University Press, American Branch; New York. $ 1.85.

A. u. d. T.: **The Medieval Library**, ed. by **Sir Israel Gollancz.**

The publication of a translation of the *Beowulf* in the excellent format of *The Medieval Library* has been awaited with genuine interest. It was expected that such a translation might be an achievement, might crown a half century of attempts by scholars and poets to reproduce for the modern

Digitized by Google

reader the full glory of the English epic. But publication blasts that expectation.

The reader of this new version soon realizes that the verse form leaves much to be desired. Mr. Crawford has, in his attempt at versification, given himself free rein. He declares he has used a four-stress line as suggested by the metre of the original. Apparently the stresses may fall anywhere. Compare for example, vv. 357—358:

> old, hoary-haired, mid the band of his nobles.
> The valiant one went till he stood before the shoulders ...

The translator has dispensed with rhyme. He also decries any systematic attempt at alliteration, based upon the original, because, he says, it demands a "crabbed and tortured English". Yet there is scarcely a line in the translation wherein alliteration is not employed. The pages are full of it. The result of this practice is fair alliterative prose broken into irregular uncapitalized lines. Only in such passages as the Breca episode and the fight with the fire drake do the vigor of the swing and the brilliance of the pictures of the original carry through.

Such a free medium might be excused if it were employed to permit and insure an accurate translation, a vivid and apt diction, free from archaisms and "tortured" English. In fact, this seems to have been Mr. Crawford's purpose. He attacks William Morris's translation, charges him with ignorance of the Old English language — forgetting, perhaps, that Morris worked with A. J. Wyatt — and declares that the poet's translation was a "signal failure". Yet, Morris's version was thrice reprinted after the early Kelmscott edition and it succeeded in greater degree than many others in reproducing the fine measure of the original; in spite of the extremely archaic and strange diction, it was surprisingly accurate for its time.

In the light of these things we may ask why Mr. Crawford uses Morris's *lift-flier*, O. E. *lyftfloga*, v. 2315, which is obviously *air-* or *sky-flier*. In v. 2515 he translates, "He then gave greeting for the hindmost time." *Hindmost* is certainly a "crabbed" word for *last* in this context. It is difficult to see the necessity for either the form or accent in v. 2177

Digitized by Google

which reads, "Thus the son of Ecgtheow, famouséd for battles", and for the accent in *coiléd* v. 2561. The translator falls into anachronistic diction where, in v. 637, he has Beowulf declare, "I shall accomplish deeds of *knightly* daring", and in v. 567 and elsewhere when he uses *sabre* as a synonym for the ancient sword. V. 1561 contains a gauche expression for, as it is translated, it speaks of the *sabre* as being greater than any other man could bear to the "*frolic* of battle". It sounds strange to the modern ear when Crawford, translating the passage about Thryth, speaks of her habit of murdering in these terms, "Tis no womanly habit for a lady to practise ..." Had he transposed and made it "no ladylike habit for a woman to practise," it might have given the contemporary sense more accurately. Still there must be yet a better way to say it. On *swefeð* in v. 600 he has a suggestion in his notes that sounds absurd. The words *swebban, swefan* are used many times in Old English in the sense of death as *put to sleep* (with the sword) or *sleep in death* as for example v. 2060, v. 2746, v. 2256 and elsewhere in the *Beowulf* as well as v. 30 in *The Battle of Brunanburh.* Yet Mr. Crawford asks if this does not refer "to some mysterious hypnotic power possessed by Grendel?" As if the mighty mark-strider was a hocus-pocus man, a spellbinder, a Svengali.

It is clear that in these latter days any new translation of *Beowulf*, following in the wake of an almost endless number of predecessors, must maintain an especially high degree of excellence in order to prove its right to exist. Mr. Crawford's version can hardly be said to measure up to such a standard.

University of Minnesota. Malcolm Shaw MacLean.

Chaucer, The Nun's Priest's Tale. Edited by **Kenneth Sisam.** Oxford, at the Clarendon Press, 1927. pp. vii—xlvi, text 1—23, notes 25—60, glossary. 1/6 net.

This compact and exceedingly useful little volume stands out of the crowd of school-texts by virtue of its Introduction, and almost equally so because of its Notes. To the establishment of a more authoritative text Mr. Sisam has devoted no effort; he follows the Ellesmere manuscript, recording departures in the footnotes, but giving no particulars of MS-authority.

Digitized by Google

His public, indeed, requires no such information; the elementary, even the advanced student, needs rather an ample literary introduction with recognition of the medieval point of view, the medieval method, the medieval differences from and kinships with our views and our codes. What one rejoices to miss, from an introduction to one of Chaucer's tales, is the subconscious editorial assumption that the twentieth century has a right to smile at the "naïveté" of the fourteenth, to deem its habits amusing and outmoded; as if, to adapt Chaucer's phrase, Jove had told us in our ear the assurance of our own finality.

But no such tone is heard here. Some restriction there is, indeed, in the treatment of Chaucer's life and work; the poet's biography and the comment on Tale-grouping give no place to the newest theories on Chaucer's marriage and education, to the complexities of the MSS. But this reserve is eminently reasonable, toward beginners in Chaucer-study. What such students need is clarity, sympathy, stimulus; and Mr. Sisam not only supplies these, but treats his Middle Ages with full respect for their historical and personal right-to-be. The result is a freshness and vitality rare in a school text-book.

Boston U. S. A. Eleanor Prescott Hammond.

The Book of Troilus and Criseyde by **Geoffrey Chaucer**, edited from all the known Manuscripts by **Robert Kilburn Root**, Professor of English in Princeton University. Princeton University Press, Princeton, U. S. A., 1926. pp. lxxxix, 573. Price $ 6.00.

Since the appearance of Skeat's "Oxford" Chaucer in 1894, students have had access to a text of the poems which, although constantly eclectic and sometimes arbitrary, has nevertheless been credible, candid and workable. For the Canterbury Tales, Skeat's basis of judgment was narrower than for any other of tbe poems, because of his limitation to the few manuscripts accessible in diplomatic print. But for Troilus and Criseyde Skeat did more nearly complete work; he perceived the differences between MS-groups, chose a group, and gave us a text fairly representative, although still arbitrary. The body of notes accompanying that text was overstressed

Digitized by Google

on the linguistic side and understressed on the literary, as is usual in Skeat's work; and although the relation of Chaucer's poem to Boccaccio was often mentioned, it was not thoroughly discussed.

A generation has elapsed since the Oxford Chaucer was completed; and almost a generation has passed since the "Globe" edition offered students a set of independently wrought texts, but in a format too compact to permit of annotation or discussion. The English-speaking student has therefore continued to rely on Skeat for his Troilus-material; but the demands of such a student have in these thirty-odd years become insistent for a fuller apparatus of literary notes, for a recognition of Chaucer's attitude toward his Italian model completer than Rossetti or Price or Cummings has given; the notion of a soundly-built text has deepened and widened; and interest in metrics has grown. An edition of Troilus and Criseyde which is to meet present-day needs must at least attempt all these things.

But a major part of such requirements Professor Root excludes from his plan. His Introduction disclaims any intention of treating the aesthetic side of Chaucer's poem; and this is a serious deficiency. The narrative art of the Troilus, Chaucer's reshaping and contrasting and developing of Boccaccio's crudely colored figurines, the craftsmanship with which motives are changed and episodes added, is a more important subject for the student of English literature than are the minutiae of text so lovingly handled here; handled, we note, in echo of Professor Root's previous book on the Textual Tradition of the Troilus. The Introduction does indeed contain about five pages on Chaucer's relation to the Italian poem, and three pages on "Moral Import"; the force and truth of Professor Root's comments there arouse only the more regret that he has been so sparing in these respects. In the Notes is little or no treatment of the shreds of Chaucer's earlier French reading which appear in the Troilus, no recognition of the poet's debt to the late Latin rhetoricians, even of the notable passage (i: 1065–69) lifted by Chaucer from Gaufrid de Vinsauf, — as Kittredge has pointed out. We hope for an excursus into territory so closely dependent as is Lydgate's Troy Book, or for a comment on Shakespeare's tone compared with that

Digitized by Google

of Chaucer. And the absence of such material, however consciously excluded, lames the book for students. Excellent as is Professor Root's careful critical text, definitive as that text probably is, the student of Chaucer lives not by text alone.

There is an even more marked limitation on the metrical side. Professor Root, after a detailed argument for Chaucer's revision of a first-draft version, remarks upon the drapery of minor textual variants which hangs about the two different frames of the poem; but he does not include, in his comments on the idiosyncrasies of Book Five, the difference of that book from the others metrically, e. g., as regards headless lines. According to his text, and grouped by books from I to V, headless lines may be counted as 15, 10 (11?), 10, 13, 33. According to Skeat, the count is 8, 6, 8, 7, 19. Most of Skeat's headless-line differences from Root are in the management of e-final, except in I: 483, 690, 761, 767, II: 192, 1011, 1309, 1734, IV: 751, V: 495, 1044, 1516, 1769, where Skeat's text, not Root's, shows *alle, for, tho, hir, he, thou, lo, which, ful, forth, the, so, that.* It might therefore be argued that the difference of the two recensions on this metrical point is purely scribal; there are only two cases, II: 500 and III: 705, in which there seems a deliberate alteration of text for metre's sake. But the contrast of the fifth book to the others is marked in both lines of descent, and invites study; the regular drop of Skeat's "gamma-group" below Root's "revised version" may be scribal, but the increase of clipped lines in Book Five, in each recension, cannot be thus explained. The point is not raised by Professor Root, nor does he discuss the metre of the poem.[1])

The punctuation adopted by Root is for the most part in agreement with that of Skeat, except for a reduction in quantity for which we are grateful. Here and there this agreement may be questioned. For instance, II: 1029—30, which reads in both:

> And if thou write a goodly word al softe,
> Though it be good, reherce it nought to ofte.

[1]) The text of Troilus in the "Globe" Chaucer, edited by Sir William McCormick, rejects all headless lines as un-Chaucerian.

Digitized by Google

The lines immediately follow "Beblotte it with thy teres ek a lite", in Pandarus' advice to Troilus concerning his love-letter. May we not however treat "Al softe" as an ejaculation, and make a sharp pause just before it? Pandarus would then say: "Careful! although it be good, do not make the mistake of repeating it."

On this line "Beblotte it" etc., a comment may be added. Professor Root cites both Ovid's Heroides and Propertius, apparently as sources Chaucer may have had in mind. But must we believe that Dickens, when his Dick Swiveller shakes water out of the pepper castor over his letter home to make it look penitent, was recollecting either Ovid or Chaucer? And must Chaucer have followed an earlier writer? Some day a Latin fabliau will be discovered in which an impudent greedy parasite, approaching a rich patron, pushes aside the family pet to seat himself; and a "source" will then have been established for line 67 of the Summoner's Tale, another possibility of turning Chaucer's eyes from the world of experience to the printed page.

Much effort has been spent on the execution of this volume. The printer seems to have aimed at a type and page that should be "different", and the result is anything but economical. Each page carries three stanzas, in a large clear type, larger than the worker's eye needs; below are some lines of small-type variants, and below again, in brackets, the page-number. Where variants are few, as often happens, three inches and more of blank space, spotted in the middle with the page-number, lie below the last printed line; and the most cursory glance sees that one-quarter of the page-space has been sacrificed to effect. This effect may please the purchaser who wishes an ornate volume; it does not please the student, who must handle a book far heavier than is necessary, because of typographical preciosity.

Such a student receives from Professor Root a text of the Troilus in all probability definitive, the result of long effort and of an unswerving loyalty to truth. That he does not also receive the satisfaction of more urgent needs is matter for regret.

Boston, U. S. A. Eleanor Prescott Hammond.

Digitized by Google

Robert Metcalf Smith, with the assistance of **Howard Seavoy Leach. The Shakespeare Folios and the Forgeries of Shakespeare Handwriting in the Lucy Packer Linderman Memorial Library of Lehigh University with a list of folios in American Libraries.** (= Lehigh University Publications. Vol. 1, no. 2 = The Institute of Research. Circular No. 7. Studies in the Humanities, No. 1). Lehigh University, Bethlehem, Pennsylvania, 1927. 47 S. 8°. Mit Illustrationen. Preis 25 Cents.

Die Lehigh University in Bethlehem, Pennsylvania, umfafst ein College of Arts and Science, ein College of Business Administration und ein College of Engineering. Sie hat sich im Jahre 1924 ein Research Institute angegliedert, welches wissenschaftliche Forschung auf den von der Universität gepflegten Gebieten fördern und geeignete Veröffentlichungen unterstützen soll. Da die Universität die Grade eines Bachelor und eines Master of Arts verleiht, gehören auch humanistische Studien zu den in ihr betriebenen Fächern. Eine besondere Unterabteilung der Universitätspublikationen, *Studies in the Humanities* betitelt, wird mit dem vorliegenden Heft eröffnet. In ihm berichtet der Professor für Englisch, unterstützt vom Universitätsbibliothekar, über die sechs in der Universitätsbibliothek vorhandenen Exemplare der vier ersten Folioausgaben von Shakespeares Werken. Diese im Jahre 1878 von Richter Asa Packer zum Andenken an seine Tochter gegründete Bibliothek wurde von ihrem Stifter mit reichen Mitteln ausgestattet. Sie sollte eine ganz auserlesene Sammlung der besten Bücher aus allen Gebieten der Wissenschaft werden. Dem als Bibliothekar amtierenden Professor der Chemie William H. Chandler, der zugleich ein grofser Bücherkenner und vortrefflicher Geschäftsmann war, gelang es, in wenigen Jahren aus Amerika, England, Deutschland und Frankreich Bücherschätze zusammenzubringen, wie es nur ein nicht durch ängstliche Geldsorgen gehemmter Kenner tun konnte. Freilich waren in den Amtsjahren Chandlers (1878—93) auch die Antiquariatspreise noch sehr bescheiden im Vergleich mit den heutigen. So kann sich heute die Lehigh University des Besitzes eines Exemplars der ersten, zweier der zweiten, eines der dritten von 1664 und zweier der vierten Folioausgabe rühmen, die zwar nicht alle ganz tadellos erhalten und zum Teil durch Faksimiles ergänzt

Digitized by Google

sind, aber doch im ganzen als kostbare Bibliotheksstücke gelten dürfen. Die Besitzgeschichte läfst sich nur zum Teil über das neunzehnte Jahrhundert hinauf verfolgen.

Der Versuch dazu hat die Verfasser bewogen, allen in Amerika befindlichen Folioausgaben nachzuspüren und das Ergebnis ihrer Nachforschungen mitzuteilen. In seinem „Census of First Folios" (1902) und dem Supplement dazu (1906) hatte Sidney Lee 174 Exemplare der ersten Folioausgabe — das ihm unbekannt gebliebene der Lehigh University fehlte darunter — nachweisen können. 1906 waren 105 in England, 62 in Amerika. Seither hat sich dieses Verhältnis, namentlich infolge der hohen Einkommens- und Erbschaftssteuern in England, ganz wesentlich verschoben. Über hundert Exemplare sind jetzt in Amerika, die Mehrzahl davon in privaten Sammlungen, über fünfzig sollen sich allein in der Bibliothek des Herrn Henry C. Folger in Brooklyn befinden.

Einer ausführlicheren bibliographischen Behandlung vorgreifend, geben die Verfasser sodann eine Liste der College-, Universitäts- und öffentlichen Bibliotheken sowie spezieller Stiftungsbibliotheken in den Vereinigten Staaten, welche eine oder mehrere der vier Folioausgaben ihr eigen nennen. Es sind 25 erste, 54 zweite, 33 dritte und 40 vierte Folios darin vertreten.

Es folgen dann weitere Bemerkungen über den Erhaltungszustand der Exemplare der ersten Folioausgabe und über die erstaunliche Entwicklung der Preise für alle vier Ausgaben: die Schätzung eines tadellosen Exemplars der ersten Folio auf 100000 Dollar wird nicht als übertrieben angesehen, während für die zweite 2500, für die dritte von 1664 7500, für die vierte 1250 Dollar zuletzt bei amerikanischen Versteigerungen oder Verkäufen erzielt wurden. Sodann folgt eine genaue bibliographische Beschreibung der sechs Exemplare der Lehigh University und schliefslich ein Bericht über ein Exemplar von John Haywards First Part of the Life and Reign of King Henry the Fourth (London 1599) mit einem vom jüngeren Ireland gefälschten Besitzervermerk „William Shakespeare" auf dem Titelblatt und einer anderen gefälschten Eintragung von demselben auf der Rückseite des Titels, worin Shakespeare selbst bezeugt, dafs Haywards Buch ihm bei der Abfassung seiner Dramen „Henry IV." und „Richard II." von

Digitized by Google

grofsem Nutzen gewesen sei. Das beigegebene Faksimile läfst es heute ganz unbegreiflich erscheinen, dafs diese plumpe Fälschung nicht aus paläographischen Gründen sofort als solche erkannt wurde.

Basel. Gustav Binz.

Christina Alberta's Father by H. G. Wells. Leipzig, Bernhard Tauchnitz 1926. 384 S.

A. u. d. T.: **Tauchnitz Edition** Vol. 4723.

Wells ist nach der Unterbrechung, die das Jahr 1924 mit dem Bande "A Year of Prophesying" (wöchentliche Zeitungsbeiträge) brachte, wieder zu seinem eigentlichen Element zurückgekehrt. Und zwar hat er hier erfreulicherweise wieder an die Hauptepoche seines Schaffens angeknüpft, die die Kritik doch wohl eher in seiner Mittelperiode finden wird als in solchen Werken wie "Men like Gods", oder "The Dream", von dem die englische Kritik mit Recht sagte: "W. marks time". (Warum nun gerade solche schwächeren Werke gleich in Schulausgaben erscheinen müssen, ist nicht recht ersichtlich.) Der vorliegende Roman ist meist mit grofser Frische geschrieben und "delightful", wenn er auch nicht an "Kipps" heranreicht.

Das Werk zerfällt in drei Bücher, "The Coming of Sargon, King of Kings", "The World rejects Sargon, King of Kings", und "The Resurrection of Sargon, King of Kings". Der Titel läfst an die phantastischen Romane des Verfassers denken, doch ist der Leser bald überrascht zu finden, dafs wir es hier mit einem oft recht ergötzlichen und humoristischen Gegenwartsroman, der in den Nachkriegsjahren spielt, zu tun haben, in dem Wells auch seinen Reformideen straffe Zügel anlegt. Während die Zeitmaschine uns in die Zeit des Sumererkönigs zurückzuführen scheint, bleiben wir doch überraschenderweise völlig in der Gegenwart und empfinden die Verwandlung des Helden immer als etwas Fremdes, Unnatürliches und Widersinniges; die Reaktion, die „Sargon" bei seinem Publikum auslöst, bewirkt er auch in uns, während wir in den eigentlichen phantastischen Romanen des Verfassers mit dem Helden denken und leben lernen.

In Buch I erfahren wir, wie der Held, der eigentlich Albert Edward Preemby heifst und in jungen Jahren in eine

Digitized by Google

gut gehende Wäscherei hineingeheiratet — worden ist —, dazu kommt, sich für etwas Besonderes, und zwar, durch eine spiritistische Erleuchtung belehrt, sich für eine Reinkarnation des Sumerierkönigs zu halten. Er ist der Vater der "Christina Alberta", d. h. er und die Welt glaubt es oder mufs es glauben, während die resolute Mrs. Preemby, die Tochter des alteingesessenen Wäschereibesitzers, es besser weifs. Ihre Tochter ist so getauft worden nach ihrem eigenen Vornamen und dem des geheirateten Vaters. Erst auf ihrem Totenbette macht die Mutter der nun schon erwachsenen Tochter gegenüber halbverstandene Äufserungen wie: "Sneaked off and left me to it ..." Ihre Gedanken waren in diesen Momenten zurückgekehrt zu den Tagen der Jugend, als sie in einem Badeort mit einem jungen Studenten der Medizin zusammengetroffen war, der sie jedoch plötzlich verlassen hatte. Da hatte sie kurz entschlossen den jungen Preemby, der eigentlich ihrer Freundin den Hof machte, zu sich herübergezogen und ihrer Freundin ausgespannt, und ihn ohne weiteres geheiratet, obgleich eigentlich die Eltern dagegen gewesen waren.

Albert Preemby war während seiner Ehe immer nur der Mann seiner Frau gewesen. Sie hatte das Geschäft geleitet. Er war still und in sich gekehrt in dieser Zeit, las viel, sammelte Kuriositäten; sie liefs ihn auch kaum zu Worte kommen. Wenn er wirklich einmal ansetzen wollte zum Sprechen, kam er selten über ein „H'rrmp" hinaus. Sie beherrschte ihn vollständig. "She was, he had discovered on his marriage, three years his senior, and she continued to be in every respect his senior to the day of her death." Alles sollte sich nun ändern, als er den hemmenden Einfluſs seiner Frau nicht mehr spürte. Er entwickelte plötzlich ungeahnte Geschäftsklugheit beim Verkauf der Wäscherei und zog mit seiner über alles geliebten Tochter nach London. Auch diese war über die neugewonnene Freiheit froh, und entwickelte mit der Energie ihrer Mutter, sehr fortschrittliche Neigungen, die bisher von ihrer Mutter rücksichtslos unterdrückt worden waren.

Ihr Vater hatte in der stillen Zeit, wo er so sehr den eigenen Gedanken nachgegangen war, seltsame Ideen über das Rätsel des Lebens gefafst. Diese drängten jetzt zum Ausdruck. "Isn't Life a riddle? ... All that is just a veil ..

Digitized by Google

Somewhere there must be a clue. Things can't be what they seem ... All those years at the laundry I knew that that life wasn't real ..." Er hat sich viel mit der Theorie von dem versunkenen Kontinent Atlantis abgegeben und glaubt, dafs es für Eingeweihte geheime Zeichen geben mufs. Da kommt plötzlich bei einer spiritistischen Sitzung die Erleuchtung über ihn: Er ist Sargon, König der Könige, der Herr der Welt! "You know, Christina Alberta, I have never actually believed I was myself — not even as a schoolboy. I have always been somebody else ..." Nun glaubt er, dafs es seine Mission ist, sein Volk wieder so glücklich zu machen, wie es einst unter ihm in Sumerien war! Mit Mühe hält ihn die Tochter davon zurück, Briefe an den Premierminister, den Präsidenten der U. S. A., Lenin usw. zu schreiben, die er als seine Vasallen ansieht; er versucht, den König zu sprechen und fährt zweimal zum Buckingham-Palast!

Buch II schildert uns dann, wie die Welt „ihn von sich weist". Er hat versucht, in den Strafsen Londons eine Anhängerschaft zu werben und wird bald von der Polizei aufgegriffen. Er fügt sich schweigend in dem Glauben, dafs diese Erniedrigung zur Prüfung über ihn verhängt worden ist von der geheimen Macht, die ihn bisher vorwärts getrieben hat. Doch wird seine Geduld auf eine harte Probe gestellt; er landet nach einer sehr oberflächlichen Untersuchung durch zwei Sachverständige als „Certified Lunatic" in einer Anstalt! ("For there is no trial by jury and no writ of habeas-corpus in Britain for the unfortunate charged with insanity. He may not plead in public and there is no one to whom he may appeal.")

Mittlerweile macht Christina Alberta (Buch III) alle ihre Freunde verzweifelt mobil, um den Vater, der sich ihrer Aufsicht zu entziehen verstanden hat, wiederzufinden. Bei dieser Suche trifft sie unvermutet auf ihren richtigen Vater, Dr. Devizes, der ein bekannter Spezialist für Geisteskrankheiten geworden ist! Beide sind klug und taktvoll genug, sich ohne ausgesprochene Worte zu verstehen, an ihm sucht und findet sie einen neuen Halt und lernt neue Lebensaufgaben im Umgang mit ihm erkennen. Sargon-Preemby wird jedoch ohne das Zutun seiner Tochter von einem jungen angehenden Schriftsteller (Bobby Roothing), der Sargon schon länger durchschaut

Digitized by Google

und Mitleid mit ihm hat, aus der Anstalt befreit. Wenn ein Geisteskranker nämlich entflohen ist und sich vierzehn Tage verbergen kann, dann mufs nach englischem Gesetz sein Fall von neuem untersucht werden. Freilich hat Sargon sich dabei eine schwere Erkältung geholt, die sich zu einer Lungenentzündung entwickelt und seinen Tod herbeiführt. Unmittelbar vorher hat Devizes ihn in einer langen Unterhaltung darüber aufgeklärt, dafs er die Inkarnation Sargons nicht wörtlich auffassen dürfe, sondern nur symbolisch.

Nun steht Christina Alberta allein auf der Welt. Der neugefundene Vater entzieht sich ihr durch eine neue Heirat, und Bobby, den neugefundenen Liebhaber, weist sie selbst zurück. Sie will ihn lieben, ja, aber nicht heiraten. "I want you dreadfully and I don't want you at all. I'd rather be dead than a female thing like Margaret Means." (Ihres Vaters Verlobte.) "If that's marrying!" — ("That resolution not to marry seemed after all a just part of her immense modernity", resigniert Bobby.)

Die Geschichte klingt aus in einer Unterhaltung über die letzten Dinge zwischen Christina, ihrem Vater, ihrem Freunde, dem berühmten Schriftsteller Paul Lambone, und ihrem Liebhaber Bobby, in Erinnerung an den Verstorbenen. Lambone und ihr Vater fassen ihn typisch und symbolisch auf. "In every human being", he declared (P. L.), "the little laundryman battled with the king of kings ... I have got a new religion from him, the religion of Sargonism ...", und ihr Vater: "Our race has reached, and is now receding from, a maximum of individuation ... It will move back towards what you call Sargon ..." Nur Christina bestreitet das energisch. "He didn't want to incorporate any other people at all ... He was just as exclusively himself when he was Sargon as when he was Albert Edward Preemby ... And I believe that is how it is with all of us. I want the world — for myself. I want to be a goddess in the world ... One may get moments anyhow. A moment of glory is better than none ... I am an egoist pure and simple. I am Christina Alberta, and her only. I am not Sargon. I refuse altogether to mix with that promiscuous anybody-nobody." Freilich wird sie nicht immer stark bleiben können: "I am giving in — what can I do but give in? — and soon I will be a Sargonite

Digitized by Google

with you. But not this summer. Not now ... To-night I rebel against any renunciation ..."

Die Geschichte ist mit einem grofsen Reichtum interessanter Einzelschilderungen ausgestattet, die den erfahrenen und geschickten Meister des Faches verraten und kaum irgendwo eine Ermattung aufkommen lassen. Ein Bruch erscheint nur da, wo Sargon an die Öffentlichkeit treten soll. Die Ausführung dieser Aufgabe ist Wells nicht recht gelungen. Doch wird „Christina Alberta" wohl einen ehrenvollen Platz unter den Romanen des Verfassers behalten.

Jena. G. Kirchner.

The Year's Work in English Studies. Volume V. 1924. Edited for the English Association by **F. S. Boas** and **C. H. Herford.** Oxford University Press. London: Humphrey Milford. 1926. 318 S. Geb.

The Year's Work in English Studies. Volume VI. 1925. Edited for the English Association by **F. S. Boas** and **C. H. Herford.** Oxford University Press. London: Humphrey Milford. 1927. 345 S. Geb.

Dieses wichtige bibliographische Hilfsmittel, das dem Anglisten ein verläfslicher Wegweiser zu den Neuerscheinungen auf dem gesamten Gebiete seiner Wissenschaft geworden ist, hat sich seit dem Erscheinen des vierten Bandes, der an dieser Stelle (Beiblatt 1925, S. 137—139) kurz besprochen wurde, erfreulich weiterentwickelt. Sein wachsender Umfang ist zugleich ein Gradmesser für das rege Leben, das in allen Zweigen der Anglistik herrscht. Während der vierte Band 418 Veröffentlichungen, und zwar 218 Bücher und 200 Zeitschriftenaufsätze, berücksichtigte, beurteilt der fünfte Jahrgang 488 Veröffentlichungen, darunter 274 Bücher und 214 Zeitschriftenaufsätze, und der sechste Jahrgang berichtet über 626 Veröffentlichungen, 309 Bücher und 317 Aufsätze. Die grofse Zahl der Festschriften (Band 5: Streitberg- und Behaghel-Festgaben [die Mogk-Festschrift blieb den Herausgebern unzugänglich]; Band 6: Festgaben für Brandl, Sievers, Hoops, Luick und Vising) und das Byron-Jubiläum (Band 5) verleihen den beiden Jahrgängen ihr besonderes Gepräge. Der Stab der Mitarbeiter, der bei der Besprechung des vierten Bandes aufgezählt wurde, hat einige Änderungen erfahren. Der fünfte

Digitized by Google

Band mufste bereits ohne die Mitwirkung des hochbetagten Sir Sidney Lee erscheinen, und im sechsten Bande bedauert E. K. Chambers, der Bearbeiter der Shakespeare-Bibliographie, Lees Hinscheiden. Die Abschnitte über Alt- und Mittelenglisch hat im fünften Bande E. V. Gordon, Professor an der Universität Leeds, übernommen, im sechsten Bande zeichnet für Altenglisch Professor Gordon, für Mittelenglisch Dorothy Everett (Oxford).

Es wäre zu wünschen, dafs die deutschen Verleger die Vollständigkeit des *Year's Work*, das deutsche Veröffentlichungen in weitgehendem Mafse berücksichtigt, durch Übersendung von Belegstücken unterstützen. Aufser der Mogk-Festschrift blieb z. B. auch Babs *Shakespeare: Wesen und Werke* (1925) unerreichbar.

Gieſsen. Walther Fischer.

Ein englisches Gedicht in kymrischer Schreibung.

Max Förster erörtert im 150. Bande von Herrigs Archiv S. 196 ein englisches Gedicht des 17. Jahrhunderts in kymrischer Orthographie, das bei Hopcyn and Cadrawd: „Hen Gwndidau" [alte Lieder], Bangor 1910, S. 152 gedruckt ist. Das ihm unzugängliche Buch hatte Herr Prof. Kölbing im Britischen Museum für mich einzusehen die Freundlichkeit und überliefs mir eine Abschrift des genannten Gedichtes zur Veröffentlichung. Es zeigt die bekannten Eigentümlichkeiten der welschen Orthographie aufs Englische angewandt, vor allem *f* = *v*, *ff* = *f*, *w* = *u*, *i*, *y* = ne. *i*, *y* und *ee* (d. i. *ī*), gelegentlich auch Verwechslung von Media und Tenuis. Von einzelnen Wörtern ist *gidment*, d. i. *guidement* (Str. 16, 2) bemerkenswert, wofür das NED. nur zwei Belege von 1578 und 1592 bietet; ferner Formen wie *profferment, venter, sarvis, kwrsins, swmat, yit, marsy* (s. die Anmerkungen). Das Metrum besteht aus paarweis gereimten zweihebigen Kurzversen, die in je zwei Langzeilen gedruckt sind; die Cäsur ist durch ein Komma angedeutet, wofür ich habe Spatium setzen lassen. Die Interpunktion fehlt gänzlich und ist von mir hinzugefügt; einige Anmerkungen erläutern seltenere Formen und Wendungen. Poetischen Wert kann man der Reimerei nicht zuschreiben, die nur sprach- und kulturhistorisches Interesse hat.

Digitized by Google

S. 152. 90. [Sir Richard's Confession.]

j haf latly, bing tw bysy
jn law-maters, lost my fethers,
and haf bing dwl jn my yawthffwl
daes and livyd disgontentyd.
my tym j spent off profferment
most ungodly and karlesly,
that j dar not, hard hys my lot,
tak my ffry wyl withowt peryl.
j ffynd in ags bwt smal kwrags
ffor tw venter any mater,
and vaen siffling is no living
lawffwl and ffyt ffor my kredyt.
beter yt is in god sarvis
tw lern to dy and lyf godly,
then tw pwrchas by malin kas
lands and livins with gred kwrsins,
and my gray hers mak my travers
my fformen dawns by repentowns.
god gif my gras, my mesias,
tw lif kontent with my talent!
by law off lat j got swmat,
thoch no living ffor my kawling,
yt hows and land, ffor a hwsband,
that in tÿling had rwm kwning.
yff yt wyl ples god, my nywnes
off liff, upon my swbmysion,
j wld ever lif hier-affter
in godly sort tw my kwmffort
and kraf daely tw haf marsy
wyth god giwstys ffor offensys,
or els j ffer that my maker
my sowl wyl rent with giwst gidment,
and hys thretnings in many things
ffor deservyd ffawts j dowtyd.
yt, swit Jesu, j pray thy vyw,
how j awlter liff and maner.
j apeal, lord, tw thy konkord,
thy wyl by dwn ffor my pardwn!
j wyl never by a wandrer

Digitized by Google

in my offys ffrom thy sarfys,
21 *bwt in demywr, godly plesywr*
tw lern tw dwel with thy gosbel
22 *and set my lyms with pwr pilgryms*
tw seck affter my Redymer.
23 *thus thy servant jldeth konstant,*
tw lif and dy in thy marsy.

Syrr Risiart y Vwalchen ai kant 122
In Iolo's hand, "Rhisiart ab Rhys Llwyd ai kant, medd llyfr arall".

Anmerkungen.

1, 1. *bing* = *being.* — 2, 1. *bing* = *been.* — 2, 2. *disgontentyd* = *discontented.* — 3. d. h. *I spent my time of preferment.* — 4, 1. *hys* = *is.* — 5, 1. *ags* = *age.* — 5, 2. *venter* = *venture.* — 7, 1. *beter* = *better, sarvis* = *service.* — 8, 2. *livins* = *livings, gred* = *great, kwrsins* = *cursings.* — 9, 1. *mak my travers* = *make me traverse.* — 9, 2. *fformen* l. *fformer, dawns* = *dance.* — 10, 1. *mesias* = *Messias.* — 11, 1. *swmat* = *somewhat* (jetzt dialektisch). — 11, 2. *kawling* = *calling.* — 12, 1. *yt* = *yit, yet.* — 12, 2. *tŷling* = *tilling, kwning* = *cunning.* — 14, 1. *wld* = *would.* — 15, 1. *kraf* = *crave.* — 16, 1. *rent* = *rend.* — 16, 2. *gidment* = *guidance,* cf. NED. — 18, 1. *yt* = *yit, yet, swit* = *sweet.* — 20, 2. *sarfys* = *service.* — 21, 1. *demywr* = *demure.* — 21, 2. *gosbel* = *gospel.* — 22, 1. *pwr* = *poor.* — 22, 2. *Redymer* = *redeemer.* — 23, 1. *jldeth* = *yieldeth.* — 23, 2. *marsy* = *mercy.*

Die Unterschrift bedeutet: „Sir Richard y Vwalchen sang es", resp. „Richard, der Sohn des Rhys Llwyd, sang es, sagt ein anderes Buch".

Kymrisch-englische Gebete für die Woche.

A. a. O. S. 195 f. hat Förster auch sieben Gebete für die Wochentage aus dem Llanstephan Ms. 117 abgedruckt, die aus dem Jahre 1546 stammen und durch ihre Mischorthographie bemerkenswert sind. Mehrere Stellen sind schwer verständlich, weshalb der Herausgeber ausführliche Noten beigegeben hat; einige davon möchte ich zu berichtigen versuchen.

1. Mit *the sivrsyh myliuant* kann hier kaum die *church militant* = *ecclesia militans* gemeint sein, da diese auf Erden

Digitized by Google

lebt; eine Besserung sehe ich nicht. — *the veri proffit and trow mownt of proffesiwn* dürfte für *perfect and true mount of perfection* stehen. — *that mei livy in this vali of mersi, al vayne thougvs*: mit Streichung des Kommas hinter *mersi* und Ergänzung von *ei* oder *it* vor *mei* möchte ich *lyvi* als ne. *leave* fassen, nicht mit F. als ne. *líve*. Das Ganze soll wohl ne. *that < I? it? > may leave in this valley (vale?) of mercy all vain thoughts* wiedergeben.[1])

2. *proffyd* ist ebenfalls *perfect*, älter *perfit*. — In *dongvs good werkys* steckt wohl = *doing of g. w.* — *whych swffred so gret paiynys and passiwns, ffor the lwfi of me*. Das Komma ist zu streichen; warum F. *iw* = *you* vor *swffred* ergänzen will, verstehe ich nicht. Gemeint ist offenbar: *which suffered so great pains and passions for the love of me*.

4. Für *eillvwminant* möchte ich das Part. Prt. *illuminate(d)* vermuten, vgl. *servyns* für *servys* in 5.

5. *iu kordiale bisech the and pwre switense*. Hier kann *pwre* nicht wohl für *ywre* = *your* stehen, da Gott sonst immer mit 'du' angeredet wird. Es wird vor *and* etwas ausgelassen sein, vgl. 6, und *pwre* steht für *pure*.

6. *for the lovi* ist = *for thy love*. — *apertenter of the paenes* ist offenbar *a partaker of thy pains*. — *with trvw conʒylexsiwn* soll wohl *compunction* sein?

7. *grawnt vs, ... to pvrged fforme al ffilth*. Ich ergänze *bi* hinter *to*, dann wird alles klar: *to be purged from all filth*.

Kiel. F. Holthausen.

II. UNTERRICHTSWESEN.

Student's Series (Tauchnitz), Neue Folge. Herausgegeben von Univ.-Prof. **Dr. Karl Wildhagen,** Kiel.

Nr. 2. **A Short History of Modern Times** by **H. G. Wells.** Authorised Edition. Mit Anmerkungen und Wörterbuch herausgegeben von **Dr. Gustav Schad,** Oberstudienrat am Gymnasium zu Höchst a. M. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1926. 98 Seiten Text und 88 Seiten Anmerkungen und Wörterbuch.

[1]) Auffallend wäre allerdings *lyvi* für *levi*, sowie die Gleichsetzung von *vale of mercy* mit *mount of perfection*. Ist vielleicht *free of* vor *al* zu ergänzen?

Digitized by Google

Nr. 5. **The Dream** by **H. G. Wells.** Mit Anmerkungen und Wörterbuch bearbeitet von **Dr. H. T. Price,** Lektor am Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel. 96 Seiten Text und 51 Seiten Anmerkungen und Wörterbuch; ibidem.

Das erstere der beiden geschmackvoll kartonnierten Bändchen ist eine Sonderbearbeitung der letzten elf Kapitel aus der kurzen Weltgeschichte von Wells (Tauchn.-Nr. 4598). Der Verfasser, der eine Zeitlang zu den Fabiern sich bekannte, betrachtet die weltgeschichtlichen Ereignisse insbesondere als Volkswirtschaftler und Soziologe. Die Umwälzungen in Frankreich, Rufsland und Deutschland bieten ihm reichlichen und dankbaren Stoff. Die Bearbeitung ist mustergültig, kaum, dafs sich einige leichte Mängel entdecken lassen (S. 10 volunteers, 19 Victorian, 48 deliberate).

Das zweite Bändchen enthält eine phantastische Rahmenerzählung aus dem Jahre 3926, erhaben ob Raum und Zeit. Hier entrückt uns der Dichter wie auf einer Zeitmaschine um 2000 Jahre in die Zukunft. Die Hauptperson ist der Chemiker Sarnac. Bei der Besichtigung eines Tunnels, in dem während eines längst vergessenen Krieges mehrere Eisenbahnzüge eingeschlossen wurden, verletzt er sich versehentlich an der zerbrochenen Fensterscheibe eines Abteils; er scheint sich vergiftet zu haben, denn er fällt in einen todesähnlichen Schlaf. Er träumt einen so lebhaften Traum, dafs man unwillkürlich an eine Seelenwanderung denkt. Nach dem Erwachen erzählt Smith — so hiefs er nämlich vor 2000 Jahren — diesen Traum in seinem Familien- und Freundeskreise. Er wurde im Jahre 1893 als Sohn armer Eltern in Kent geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters wird er zuerst Laufbursche in einer Londoner Apotheke, dann erhält er eine Anstellung in dem Verlage des Herrn Newberry, der seine Lieblingsschwester Fanny entführt hat. Im ersten Kapitel berichtet Smith seinen gespannt lauschenden Zuhörern von den literarischen Strömungen am Anfange des 20. Jahrhunderts. Die folgenden handeln von Liebe und Ehe während des Weltkrieges. Auch bietet sich willkommene Gelegenheit, über die Verirrungen in der Kriegsführung, über die allgemeine Lieblosigkeit und Unbarmherzigkeit seine Anschauungen zu äufsern.

Digitized by Google

Auch hier ist die Bearbeitung tadellos. Durch eine kurze Einleitung, durch eine geschickte Auswahl der Kapitel, sowie durch knappe, aber klare Erläuterungen hat Dr. Pr. eine lückenlose Erzählung herzustellen gewufst. An Mängeln habe ich mir angemerkt: S. 19 Pond und 44 reaction.

Münsterberg i. Schl. Joseph Mellin.

Lehrbuch der Englischen Sprache für Mittelschulen mit Englisch als erster Fremdsprache. Bearbeitet von **Georg Thielke.** I. Teil: **Elementarbuch.** 1926. — II. T.: **Klasse V und IV.** 1927. — III. T.: **Lesebuch.** 1927. Dazu: **Sprachlehre.** 1926.

A. u. d. T.: **Deutschbeins englisches Unterrichtswerk.** Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Die vorliegende Bearbeitung des bekannten englischen Unterrichtswerks von Professor Deutschbein ist gemäfs den Bestimmungen vom 1. Juni 1925 den besonderen Bedürfnissen der Mittelschule gut angepafst. Der Lautkursus im ersten Band baut sich auf dem Musterwort auf. Er läfst den Unterschied von Laut und Schrift klar hervortreten. Leichte zusammenhängende Texte sind eingestreut. Es steckt viel methodische Arbeit in diesem Vorkursus, die man in manchem anderen Lehrbuche vergeblich sucht. Für den widerspruchsvollen Ausdruck „Stumme Mitlaute" auf Seite 18 setzte man richtiger „Mitlautzeichen ohne Lautwert". Die Aufstellung von Regeln für die englische Aussprache ist immer gefährlich. In § 12 ist deshalb die für die offenen Silben gegebene Regel, dafs sie langen Selbstlaut hätten, durch das Wörtchen „meist" einzuschränken. Aufserdem gilt sie dann auch nur für die betonten Silben. Die dem Lautkursus angehängten Tongue-Twisters sind eine willkommene Zugabe.

Die in den beiden Elementarbüchern gebotenen Lesestoffe, die durchweg englischen Lesebüchern entnommen sind, vermeiden trockene Belehrung und kommen mit ihrem lebendigen Inhalt und den ansprechenden Illustrationen den Neigungen der Kinder besser entgegen als zurechtgestutzte Texte.

Ein besonderer Vorzug ist die durchgängig deutsche Benennung der gramatischen Fachausdrücke, die auch in der Sprachlehre beibehalten ist. Der Verfasser hat damit den Beweis erbracht, dafs die lateinischen Bezeichnungen zum

Digitized by Google

gröfsten Teil zu entbehren sind. Die übersichtliche Gruppierung des grammatischen Lehrstoffs ist hervorragend gelungen. Auch die Fassung der Regeln ist bei aller Knappheit doch, von folgenden Ausnahmen abgesehen, einwandfrei. Die nachstehend erwähnten Beanstandungen können den vorteilhaften Gesamteindruck in keiner Weise beeinträchtigen, da die erste Auflage eines Werkes in der Regel noch einige Verbesserungen nötig macht.

Die Verschleifung der letzten Drucksilbe nach oben ist auf S. 6 in dem weiterweisenden Takt nicht bezeichnet. Im vierten Paragraphen der Lautlehre würde besser genau angegeben, wann „r" nur Dehnungslaut und wann es Murmellaut ist, nämlich Dehnungslaut nach ɑ:, ɔ: und ə: und Murmellaut nach ɛ, i, u, ai, au, ɔi. Entsprechende Beispiele wären anzuführen, etwa: arm, Lord, bird; stare, fear, moor, fire, our, employer. Bei den Grundgesetzen für die Schreibung vermisse ich Beispiele aus der Wortbildung. Die Anmerkung zu den Verben auf „ie" hätte ihren Platz besser unter dem ersten Grundgesetz gefunden. Ein entsprechender Hinweis hierauf in § 103 erscheint wünschenswert. Beim sechsten Grundgesetz fehlt die Angabe, dafs „l" auch nach unbetontem Selbstlaut verdoppelt wird. Ungenau ist § 82b. Es fehlt die Beschränkung der Regel auf die Aktivformen. Bei den Gattungsnamen durften man und woman als Ausnahmen nicht fehlen. Die für die Leideform gegebene Definition „Richtet sich die Tätigkeit auf den Träger der Handlung, so steht der Satz in der Leideform", halte ich für wenig glücklich, da sie auch die rückbezüglichen Verben mitumfafst. Man kann nur sagen: Bezieht sich die Aussage über eine Tätigkeit auf den Urheber der Handlung, so steht der Satz in der Tatform; bezieht sich die Aussage auf den Gegenstand der Handlung, so steht der Satz in der Leideform. Ebenso ist die Unterscheidung von some und any unglücklich formuliert. Any bedeutet keineswegs im Gegensatz zu some etwas Gedachtes, Mögliches: In bejahten Sätzen bezeichnet es etwas in Wirklichkeit Vorhandenes. In Fragesätzen, wenn der Fragende eine bejahende Antwort erwartet, steht some. Man kann daher kaum any für den Fragesatz von vornherein den Vorzug geben wollen, wie es in § 245 geschieht. Für die Übereinstimmung von Satzgegenstand und Satzaussage ist es gleichgültig, ob bei

Digitized by Google

mehreren singularischen Subjekten das Bindewort and steht oder nicht: das Zeitwort steht danach gewöhnlich in der Mehrzahl, (nicht in der Einzahl, wie es fälschlich auf S. 102 heifst). Die Einzahl steht nur dann, wenn die Subjekte zu einem Gesamtbegriff vereinigt gedacht werden oder doch verwandte Bedeutung haben. Das erste Beispiel zu § 284, 2 ist ungeeignet, da hier zwei pluralische Subjekte nebeneinander stehen. Das zweite Beispiel zu § 84 mufs den Schüler verwirren, da er kurz zuvor gelernt hat, dafs nach der Tatform von to bid der Infinitiv ohne to steht, während dieses Beispiel die weit seltenere Fügung mit to aufweist. In § 218 mufs es heifsen „in Verbindung mit Verhältniswörtern" statt „Umstandswörtern". In dem Abschnitt über das Eigenschaftswort als Aussage gehören die Verben *to become, get, turn* und *fall* in den § 174. Das Beispiel Cut my hair short wird durch die nachfolgende Regel nicht erklärt. Man könnte hier etwa als Erklärung hinzufügen: Das Eigenschaftswort bildet auch mit solchen Zeitwörtern die Satzaussage, die das Versetzen des Satzgegenstandes in einen Zustand bezeichnen. Bei der Stellung des Artikels hätten *rather* und *quite* im letzten Absatz besser mit *such* zusammen Erwähnung gefunden. Sonderbarerweise ist in diesem Abschitt mit Bezug auf das Englische wiederholt von dem „Geschlechtswort" die Rede, trotzdem vorher ausdrücklich gesagt war, dafs der Artikel im Englischen nicht Geschlechtswort ist und daher auch das ganze Kapitel die Überschrift „Artikel" erhalten hat. Dafs man sich für die eigentliche (indikativische) Vergangenheitsform der unvollständigen Hilfszeitwörter der Umschreibungen bedient, ist eine Feststellung, die in dieser Form dem tatsächlichen englischen Sprachgebrauch nicht gerecht wird; denn sobald sich aus dem Zusammenhang die Bedeutung dieser Formen als Indikativ-Präterita ergibt, ist eine Umschreibung nicht erforderlich. Das Relativpronomen who bezieht sich nicht „nur" auf Personen, sondern kann auch mit Bezug auf Tiere gebraucht und selbst auf Länder bezogen werden, wenn man sie als Personen auffafst. Der Abschnitt über die Wortbildung könnte ohne Schaden fehlen, so dürftig ist er ausgefallen. Eine ausführlichere Darstellung wäre jedoch sehr erwünscht, womöglich mit einigen leeren Seiten für eigene Beispielsammlungen der Schüler. Dafs sonst der Sammeltätigkeit des Lernenden im

Digitized by Google

ersten Band des Elementarbuchs für die Zusammenstellung von Wörtern zu Sachgruppen und am Ende der Sprachlehre für das Zusammentragen von Beispielen Raum gelassen ist, kann man nur begrüfsen. Für den letzteren Zweck reichen drei Seiten jedoch nicht aus. Auch wäre es hier zweckmäfsig, die freien Bogen zu liniieren. Die Beispiele der Sprachlehre sind absichtlich nicht den Lesestücken entnommen, um die Übungsmöglichkeiten, namentlich auch im selbsttätigen Auffinden der zur Besprechung stehenden sprachlichen Erscheinungen nicht zu schmälern. Dafs die Sprachlehre bereits im zweiten Lernjahr dem Schüler in die Hand gegeben wird, bedeutet eine erhebliche Raumersparnis im zweiten Band des Elementarbuchs. Eine Wiederholung der elementaren Grammatik an der ursprünglichen Darstellung, die dem Lernenden vertraut geworden ist, war bisher oft in den späteren Lernjahren nicht möglich, weil viele Schüler ihre Elementarbücher nach der Durcharbeitung verkauft hatten. Diesem Übelstand wird durch die frühere Ingebrauchnahme der Sprachlehre abgeholfen. Die äufsere Ausstattung der vorliegenden Bände ist vorzüglich. Die Aussprache ist nach Daniel Jones genau bezeichnet worden in grofsem, vorbildlich klarem Druck. Das Buch wird dem englischen Unterricht an Mittelschulen gute Dienste tun.

Torgau. G. Dehne.

II. MITTEILUNGEN.

Zu Price, Volkswirtschaftliches Wörterbuch.

(Berlin, Jul. Springer, 1926).

I am very grateful for Professor Karpf's notice of my *Volkswirtschaftliches Wörterbuch* in your Number for August, but I feel constrained to point out that the following words which Professor Karpf could not find in it, are really there: *birth-control, Appropriation Act, time-keeping, prohibition, to float loans, death duties, estate-, legacy-, succession-duty.* Ramsay Macdonald's *Socialist Movement* is given in its proper place under *Socialist.* What Professor Karpf means by saying that *middle class(es)* is *not* to be explained by ***Mittelstand***, I do not know: it is, as a matter of fact, so explained in every dictionary, whether by a German or by an Englishman, that

Digitized by Google

I can at present lay hands on. Professor Karpf says: „Die Pfundnote heifst neben bradbury auch fisher nach Francis Marion Bates Fisher, Minister of Trades and Customs 1912—1915". England has never had a Ministry or a Minister of Trades and Customs. And if she had had such a Minister, he would have had nothing to do with Currency Notes. If Professor Karpf were to take a look round among the Permanent Secretaries of the Treasury in recent years, he might find the right man. And in New Zealand there was a certain F. M. B. Fisher who was Minister of Trade (not Trades) and Customs, Marine, Pensions, etc.

I hope to make use of the many valuable suggestions Professor Karpf threw out if a second edition should be called for.

Kiel. H. T. Price.

Die Firma Joseph Baer & Co. in Frankfurt a. M. veröffentlicht als Nr. 735 einen Antiquariatskatalog über "English Literature and Philology (including Translations)", der wegen der Reichhaltigkeit der Angebote (154 Seiten) den Fachgenossen willkommen sein wird. M.

IV. AUS ZEITSCHRIFTEN.

Germanisch-Romanische Monatsschrift XV, 5/6: Weisgerber, Die Bedeutungslehre — ein Irrweg der Sprachwissenschaft? — Brinkmann, Zu Wesen und Form mittelalterlicher Dichtung. — Weidemann, Biblische Stilelemente bei Carlyle. — Neubert, „Textkritik" im 18. Jahrhundert. — Holthausen, Die Runeninschrift auf dem Thorsberger Schildbuckel.

Idealistische Philologie (Jb. f. Philol. III) 1. Heft, 2. Jg.: Klemperer, Idealistische Philologie. — Schlegel, Ein linguistischer Brief. — Blumenfeld, Verstehen und Deuten. — Spitzer, Puxl, Eine kleine Studie zur Sprache einer Mutter. — Hatzfeld, „Don Quijote" und „Madame Bovary". — Klemperer, Spiel. — Klemperer, Verstehen und Verständigung.

Litteris IV, 2: Cumont, Fouilles de Doura-Europos 1922/23 (Nilsson). — Vofsler, Geist und Kultur in der Sprache (Collinson). — Samlade Skrifter av Georg Stiernhielm (Herrlin). — Graham, The Beginnings of English Literary Periodicals (Baldensperger). — The Cambridge Ancient History (Kahrstedt). — Spiss, Kultur und Sprache im neuen England (Liebermann). — Schoell, Etudes sur l'humanisme Continental en Angleterre à la fin de la Renaissance (Ferguson).

Schule und Wissenschaft 1926, 1: Hübner, Galsworthys Dramen und die neuere politische Theorie (ein Beitrag zur schulmäfsigen Interpretation des Dichters).

Digitized by Google

Scottish Gaelic Studies Vol. II, Part 1: Watson, Saint Cadoc. — O'Rahilly, Etymological Notes (II). — Hay, Nescio Quo Ritu Barbaro. — McKay, Féilcagan Ruadh nan Spòg. — Grosjean, The Sloe in Gaelic. — Macdonald, Notes on the Liquid Svarabhakti Vowel in Scottish Gaelic — Watson, Unpublished Gaelic Poetry (III). — Fraser, Notes on Invernessshire Gaelic in the Seventeenth Century.

Studies in Philology XXIV/2: Whitney, Concerning Nature in "The Countesse of Pembroke's Arcadia". — Law, Structural Unity in the Two Parts of "Henry the Fourth". — Babcock, An Introduction to the Study of the Text of Richard III". — Wright, Extraneous Song in Elizabethan Drama after the Advent of Shakespeare. — Gray, 'Appius and Virginia': By Webster and Heywood. — Craig, Recent Literature of the English Renaissance.

The Shakespeare Association: Eliot, Shakespeare and the Stoicism of Seneca.

University Bulletin Louisiana State University, Vol. XIX, N. S./No. 2: Read, Louisiana Place-Names of Indian Origin.

University of Iowa Studies III, 3; Thompson, The Seventeenth-Century English Essay.

University of Texas Studies in English 1926, No. 6: Slover, Early Literary Channels between Britain and Ireland.

Uppsala Universitets Årsskrift 1926: Zachrisson, English Place-Names and River-Names containing the Primitive Germanic Roots **Vis, Vask*

Zs. f. Ortsnamenforschung II: Zachrisson, Six Groups of Englisl River-Names.

[9. 9. '27.]

INHALT.

		Seite
Ia.	Elmer Edgar Stoll, Shakespeare Studies, Historical and Comparative in Method (Schücking)	305
	D. H. Crawford, Beowulf, translated into English verse with an introduction, notes and appendices (MacLean)	312
	Kenneth Sisam, Chaucer: The Nun's Priest's Tale	314
	Robert Kilburn Root, The Book of Troilus and Criseyde by Geoffrey Chaucer (Hammond)	315
	Robert Metcalf Smith, with the assistance of Howard Seavoy Leach, The Shakespeare Folios and the Forgeries of Shakespeare Handwriting in the Lucy Packer Linderman Memorial Library of Lehigh University with a list of folios in American Libraries	319
	H. G. Wells, Christina Alberta's Father (Kirchner)	321
	F. S. Boas and C. H. Herford, The Year's Work in English Studies. Vol. V. 1924	325
	— — — Vol. VI. 1925 (Fischer)	325
Ib.	F. Holthausen, Ein englisches Gedicht in kymrischer Schreibung	326
	— Kymrisch-englische Gebete für die Woche	328
II.	K. Wildhagen, Student's Series (Tauchnitz), Neue Folge (Mellin)	329
	Nr. 2. H. G. Wells, A Short History of Modern Times. Mit Anmerkungen und Wörterbuch hg. v. Dr. G. Schad.	
	Nr. 5. H. G. Wells, The Dream. Mit Anmerkungen und Wörterbuch hg. v. Dr. H. T. Price.	
	Georg Thielke, Lehrbuch der Englischen Sprache für Mittelschulen. I. Teil: Elementarbuch. — II. Teil: Klasse V und IV. — III. Teil: Lesebuch. Dazu: Sprachlehre (Dehne)	331
III.	Mitteilungen: Zu Price, Volkswirtschaftliches Wörterbuch	334
	Ein Antiquariatskatalog über 'English Literature and Philology'	335
IV.	Aus Zeitschriften	335

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann** in **Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Digitized by Google

JAN 4 1928

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen
über englische Sprache und Literatur
und über englischen Unterricht.

XXXVIII. Bd. November 1927. Nr. XI.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

D. E. Oppenheim, Dichtung und Menschenkenntnis. Psychologische Streifzüge durch alte und neue Literatur. I. F. Bergmann, Verlag, München. — LXXXIV u. 262 S. 12 M.

Wenn die Menschenkenntnis eine vorwissenschaftliche Empirie ist, die nicht intellektuell, sondern gefühlsmäfsig und ahnend vorgeht, dann müssen wir um Erkenntnis zu den Dichtern gehen. Sie sind unsere Organe, die Menschen zu verstehen. Sie geben uns Anleitung zu jenem typischen Sehen, das schon auf tieferer Stufe in Sprichwort und Fabel — von denen in der Einführung eine reiche und köstliche Auswahl geboten wird — uns verständlich gemacht wird. Daraus wäre die Folgerung abzuleiten, dafs unsere Menschenkenntnis nicht viel weiter gediehen ist als in alten Zeiten; denn alles Individuelle ist letzten Endes unaussagbar. Fortschritt in einer Weisheit, deren Kraft in der Gröfse des Dichters liegt, wäre undenkbar, da ja die Wertreihe der Dichter keine chronologische ist. Grofse Dichter hat es zu allen Zeiten gegeben, die auf ein Inneres deutende Zeichen feiner sahen als ihre Mitmenschen und als wir. Somit hätten die grofsen Dichter vergangener Zeiten alles schon vorweggenommen, was uns heute an Menschenkenntnis beschieden ist. Wir haben bei sich gleich bleibenden alten Dingen nur die Zeichen gewechselt. Bei neu klingender Rede meinen wir im wesentlichen dasselbe.

An fünf Beispielen — Agamemnon und Achilles, Vergils Dido, Othello, Thomas Mann: Der Tod in Venedig, Der Mann in Schönherrs „Weibsteufel“ — zeigt Oppenheim, was aus dichterischen Kunstwerken an Menschenkenntnis herauszuholen

Digitized by Google

ist. Der Bezug auf Adlers Individualpsychologie,[1]) der auf eigenen Wegen Diltheys Zielen zustrebe, scheint mir überflüssig; denn Oppenheim bedient sich — von ein paar Begriffen abgesehen — in seinen Deutungen nicht der Adlerschen, sondern der diskursiven Methode, die darauf ausgeht, psychische Quanten zu einheitlichen logischen Gebilden zu zimmern, damit unser modernes Empfinden seelischer Gestaltung gegenüber restlos befriedigt werde. Eine Methode, die zur Selbsttäuschung führt. Es wird mit allen Kniffen der Dialektik an den psychologischen Unstimmigkeiten des zur Erörterung stehenden Kunstwerkes solange herumgedeutet, bis alle Hindernisse weggeräumt und nur noch glatte Flächen da sind. Die Gefahren der Methode verringern sich begreiflicherweise in den Deutungen der beiden letzten modernen Dichtungen (bei Thomas Mann und Karl Schönherr); zahlreicher aber sind die Irrwege, auf die der Verfasser in seiner Othellodeutung gelockt worden ist. Sie scheinen uns auch in der Homer- und Virgilerkläruug deutlich erkennbar. Doch möchte ich als nicht zuständig auf eine Erörterung dieser beiden Kapitel verzichten und mich auf die Beurteilung der Othellodeutung beschränken.

In dieser auf alle Fälle glänzend geschriebenen, fein- und scharfsinnigen Studie — wohl der eingehendsten, die je über den Gegenstand geschrieben worden ist —, wird nach sorgfältiger Durchsichtung und -denkung des Gesamtstoffes alles und alles erklärt. Am Schlufs gleitet das Auge über ein weit- und feingesponnenes Gewebe seelischer Kontinuitäten, unter dessen tausend Fäden kein einziger jäh abgerissen wäre. Die Kluft, die zwischen den beiden Othellos klafft, dem vertrauensseligen des ersten Aktes und dem argwöhnischen der folgenden Teile, wird mit geschickt geführten Argumenten zugeschüttet. Jetzt wandern wir ungehindert von einem Teil zum andern hinüber. Aber um welchen Preis? Wir sollen glauben, dafs Othello zu Desdemonas Verdächtigungen übergeht, weil er seine Ehe nachträglich bereut habe (92) und „den bösen

[1]) Über den nervösen Charakter (Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie und Psychotherapie), Verlag Bergmann, 1. Aufl. 1912, 3. Aufl. 1922, Praxis und Theorie der Individualpsychologie, Verlag Bergmann, 2. Aufl. 1923. — Neuerdings „Handbuch der Individualpsychologie", in Gemeinschaft mit Alfred Adler ... hgb. von E. Wexberg, 2 Bde., Verlag Bergmann, 1926.

Digitized by Google

Schein, der auf ihm lasten wird, solange ein Weib wie Desdemona an seiner Seite steht, einmal als Wirklichkeit behandeln" mufs, „indem er seine Gattin als treulos erklärt" (ebenda); denn eigentlich betrachte Othello, der geborene Soldat, die Liebe „als persönliche Herabsetzung" (128). Zu der von ihm gesuchten Losreifsung habe ihm dann die Eifersucht die gewünschte Rechtfertigung geliefert (ebenda). Diese Stellung wird auf einem von Oppenheim mit Vorliebe eingeschlagenen Umweg erobert, nämlich durch Vergleichen mit den ähnlich scheinenden Seelenlagen anderer Helden in andern Shakespeareschen Stücken.

Dieses labyrinthische Denken hat Shakespeare seinem Mohr von Venedig sicherlich nicht zugemutet. Vielmehr hat er, wie Wetz überzeugend dargetan hat, seine Freude gehabt am Gestalten von Psychen einer für uns primitiven Stufe, wo die Vernunft noch nicht volle Herrschaft über die Triebe hat,[1]) wo Stimmungen und Leidenschaften jäh umschlagen, Zärtlichkeit und Raserei einander unvermittelt folgen. Und hier kommt uns Stoll zu Hilfe, der uns in seiner Othellostudie[2]) gezeigt hat, dafs Shakespeare damaliger dramatischer Konvention gemäfs die Handlung nicht aus den Charakteren, sondern umgekehrt die Charaktere aus der Fabel abgeleitet hat, dafs er nicht psychologisch durchgängig folgerichtige Charaktertypen, sondern Situationscharaktere schuf, das, was Schücking („Die Charakterprobleme bei Shakespeare") „szenenweise verschieden aufgefafsten Charakter" nennt. Somit kann bei ihm ganz unpsychologisch ein und dieselbe Gestalt in dieser Szene vertrauensselig in milden Tönen sich ergehen, in einer andern argwöhnisch und eifersüchtig sich austoben. So war es schon im antiken Drama. Solche Antithesen sind einfach als Tatsachen hinzunehmen und brauchen nicht diskursiv überbrückt zu werden.

Damit soll aber nicht gesagt sein, dafs diese Antithesen nicht durch gewisse Grundideen poetisch in einem Seelenbild

[1]) Vgl. auch neuerdings Schücking, Sh.'s Persönlichkeitsideal (Neue Jahrbücher III, 1927, 325): „Sie sind also wie Reiter, die zu einem bestimmten Zielpunkt die Zügel verlieren. Ihr Triebleben gewinnt die Oberhand."

[2]) E. E. Stoll, Othello. *An Historical and Comparative Study* (University of Minnesota Studies in Language and Literature II, 1915). Siehe meine Besprechung in dieser Zeitschrift XXXV, 145—47.

Digitized by Google

so zusammengehalten werden können, dafs die Gestalt auf der Bühne doch überzeugend wirkt. Oppenheim macht als eine solche in durchaus schlagender Weise den Minderwertigkeitskomplex als treibende und zerstörende Kraft in Othellos Seele geltend. Shakespeare kannte den Namen nicht, wohl aber die Sache. Er tritt als ein Seher von Dingen vor uns hin, die wir heute viel besser erfassen als seine Zeit, heute, wo unter tausend weifsen Mädchen ein hochgesinntes, edles, aber schwärmerisches Wesen immer wieder zu finden ist, das, hingerissen von der Gröfse eines Orientalen, sagen wir eines Inders — die Heldengröfse hat sich mit dem Wandel der Zeiten zur geistigen Gröfse verschoben — ihm ihr Leben weiht, so dafs nun alle jene Probleme — und noch mehr — auftauchen müssen, die Shakespeare erkannt hat, deren Unlösbarkeit schliefslich das Verhängnis in dieser oder jener Form bringt. Die vormoderne Schlufsentwicklung im Othello ist hier auszuschalten. Die für die Tragik aber mafsgebenden Vorbedingungen entkeimen beide Male der gleichen Ursituation. Der Farbige kann im europäischen Milieu — in Indien ist selbst für den hohen Inder die angloindische Umwelt sozial immer noch mafsgebend — seinem Geltungsstreben nie die Erfüllung geben. Hier liegt die Grundbedingung zur Tragik. Ein Naturzufall — die Farbe! — wird durch soziale Verumständung zum Makel herabgewertet. (Wir brauchen mit Oppenheim und andern Kritikern bei Othello nicht unbedingte Häfslichkeit vorauszusetzen. Diese Annahme stützt sich auf die entstellenden Aussagen seiner Gegner,[1]) die Äufserung der Desdemona [I, III 253] läfst zweierlei Deutung zu, und — nicht zu vergessen! — Shakespeare war ein zu guter Bühnenkenner, um durch einen Verstofs gegen gesundes Naturempfinden dem Darsteller wertvolle schauspielerische Möglichkeiten von vornherein abzuschneiden. Othello ist nicht mit dem Mohren Aaron oder Richard III. zu vergleichen.) Dieser farbige Othello kämpft um Gleichberechtigung. Den Zufallsmakel sucht er mit dem blanken Schild seiner Ehre, seiner Manneswürde, seines Eifers für leibliche und seelische Reinheit zuzudecken. Er will zeigen, dafs er edler und ehrenhafter als irgendein

[1]) Vgl. bei Schücking („Charakterprobleme", 1. Aufl., 56 u. ff.) die wichtigen Ausführungen über „Mifsverständliche Charakterspiegelung: die Schurken über die Helden".

Digitized by Google

Weifser ist. Sein überspanntes Geltungsstreben verlangt nach „Gottähnlichkeit". (Dies vielleicht eine nicht wörtlich zu nehmende Shakespearesche Hyperbel.) Man vergleiche damit die Gestalt des indischen Mohammedaners Dr. Aziz in E. M. Forsters *A Passage to India*, London, Edward Arnold, 1924, wo das politisch-soziale Problem des gegenwärtigen Indiens in Romanform behandelt wird. Der durch das übertriebene Rassenbewufstsein der Anglo-Inder in seiner sozialen Geltung herabgedrückte Aziz will aller Welt dartun, dafs das Wort eines Inders nicht weniger wert ist als das eines Engländers; er ist in seinem Ehrgefühl so empfindlich wie Othello aus fürstlichem Geblüt. Will nun aber dieser nach Gleichwertigkeit strebende Mohr die ihn umgebende fremde Welt von seiner Vollgültigkeit als Edel- und Ehrenmann überzeugen, so mufs er sich beim Weibe Geltung verschaffen. So erringt er sich Desdemona. Ist er ihr gewachsen? Schon wieder regt sich die Unsicherheit seines Minderwertigkeitsgefühls. Hier würde nun nach Oppenheim Jago den Hebel ansetzen. Er, der von Othellos rafslich bedingter Minderwertigkeit Überzeugte, flüstert ihm leise ein, ihm fehle die nötige Weltklugheit, noch leiser, viel leiser, kaum hörbar — d. h. zwischen den Zeilen zu lesen — er vermöge nicht einer Venezianerin zu genügen. Dafs Othello bei seiner Geltungsempfindlichkeit auf die Verdächtigung seiner Hausehre heftig reagieren müfste, wäre dann psychologisch wohl begründet. Die Schlufsphasen seines seelischen Werdens ergeben sich naturgemäfs und haben der bisherigen Kritik keine wesentlichen Schwierigkeiten bereitet. Othellos Tragik entspringt nach Oppenheim der Polarität des kindlichen Gefühls der Minderwertigkeit, die sein Ich hinabdrückt, und seines bis zur Gottähnlichkeit gesteigerten Persönlichkeitsideals, zu dem er sein Ich hinaufziehen möchte. Die Umstände, stärker als er, verunmöglichen den Ausgleich, und er geht unter.

Zürich. Bernhard Fehr.

I. A. Richards, Principles of Literary Criticism. Second Edition. London, Kegan Paul, Trench, Trubner and Co., Ltd. 1926. — VI u. 298 S.

Das Buch ist eine Kampfansage an die bisherige literarische Kritik. Die Worte waren unsere gröfsten Feinde. Wo

Digitized by Google

ein Netz von Ursachen und Wirkungen sich unserem geistigen Blicke entzog, schickten wir als Ersatz ein Wort vor, mit dem wir wie mit einer faſsbaren Gröſse umgingen. So haben wir uns selber betrogen. Wir sprachen in der Ästhetik von der Schönheit, in der Ethik von der Güte, als handle es sich hier um einem äuſseren Objekt anhaftende Attribute. Wir gingen weiter und glaubten, diese Attribute könnten, ohne einem Ding angehängt zu sein, als freie Ideen im Äther schweben. Wir machten die Ideen zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung. Noch mehr, wir erhoben sie zu kunstgestaltenden Kräften. Schlieſslich abstrahierten wir einen rein ästhetischen Zustand und eine vom Leben getrennte, rein ästhetische Welt. Damit glaubten wir auch die Wertfrage aus aller ästhetischen Betrachtung ausschlieſsen zu müssen.

Es war alles Täuschung. Und die Täuschung beruhte darauf, daſs wir die Wirkung in die Ursache, also beispielsweise die Schönheit in das Objekt verlegten, wo es sich doch nur um unsere Bewuſstseinszustände handelte. Schönheit ist vielmehr eine innere Fähigkeit, auf Objekte in einer bestimmten Weise zu reagieren. Ebenso liegt der Wert eines Kunstwerkes nicht in der Harmonie mit einer absoluten Regel — einer schwebenden Idee! —, die in ihm objektiviert wäre. Sein Wert liegt in den Einzelmomenten unserer Einstellung auf das Objekt.

Daraus erhellt, daſs die literarische Kritik, soll sie Wirklichkeitswissenschaft sein, ein Stück Psychologie sein muſs, allerdings einer Psychologie, die wir uns erst erschaffen müssen. Man unterscheide also säuberlich zwischen Technik und Kritik, Aufsen und Innen, Studium des Objektes mit seinen Attributen und Betrachtung des Objekterlebnisses.

Damit ist der Plan des Buches im groſsen und ganzen umrissen. Eine Literaturwissenschaft in Ausdrücken der Gefühle, Emotionen, Impulse, Einstellungen und Handlungsvorstellungen! Was Richards im aufbauenden Teil bietet, ist Selbsterarbeitetes. Daſs es lückenhaft, gelegentlich auch dünn ist, liegt in den Umständen. Das eine und andere hat auch frühere Forschung schon vorweggenommen. Schade, daſs Richards weder Volkelts noch Dessoirs Ästhetik kennt. Viel Wertvolles fällt ab für Lebenskenntnis und Lebenskunst. Man beherzige, was Richards über Wert zu sagen hat. Wertvoll,

Digitized by Google

so sagt er, ist diejenige Organisierung einer Gruppe von Impulsen, die andere wichtige Impulsgruppen nicht stört. Aber ohne Opfer geht es kaum ab. Die Befriedigung der einen innern Gruppe verlangt oft Schädigung der andern. Wie oft werden wir des herrlichsten, wertvollsten Erlebens beraubt, weil wir jene viel gröfsere Impulsorganisation, die zivilisatorische — die sich uns als Gewissen, öffentliche Meinung, Anstand objektiviert — nicht verletzen dürfen! Diese Objektivierungen sind kluge Mafsnahmen, um die vom sozialen Leben geforderte Gleichmäfsigkeit zu sichern. Schonungslos verlangen sie Opfer. In den letzten 100 Jahren haben sich aber die menschlichen Bedingungen stärker verändert als in den vorangegangenen 10000 Jahren, und das nächste Halbjahrhundert dürfte noch gewaltigere Überraschungen bringen. Sitten und soziale Formen aber hinken hinter diesen Veränderungen nur langsam nach. Wie beengend sie wirken, empfindet jeder künstlerisch Geartete.

Aus dem aufbauenden Teile sei es mir gestattet, drei Probleme herauszugreifen: die Analyse eines Gedichtes, den Rhythmus und den Glauben.

Ein Gedicht ist Mitteilung eines wertvollen Erlebnisses, das in seiner Ganzheit vom Künstler restlos beherrscht wird und vom gewöhnlichen Menschen gar nicht ausgedrückt werden könnte. Im Genufs eines Gedichtes stimmen unsere Impulse mit denen des Künstlers überein und etwa fünf Arten von Ereignissen verketten sich miteinander:

1. Die Apperzeption des Druckbildes, über die nichts Weiteres zu sagen ist.

2. Das auditive Wortbild, wie es in unser geistiges Gehör aufgenommen wird. Dieses ist blofser Ersatz, blofses Symbol einer Empfindung, auf das wir uns aber intellektuell und emotionell so intensiv einstellen können, als wäre es die Sensation selber. Dieses auditive Wortbild kann den artikulatorischen Weg antreten und auf halber Strecke stehen bleiben, d. h. in Lippen, Mund und Kehlkopf teilweise fühlbar werden. Dieses artikulatorische Bild spielt eine viel geringere Rolle als das auditive. Beide zusammen nennt Richards *Tied Imagery*. Dazu kommen nun aber

3. die freien Bilder. Gemeint ist das visuelle Bilderspiel, das beim Lesen einer einzigen Zeile auf unserem geistigen

Digitized by Google

Gesichtsfelde einsetzt, und zwar nicht gleichartig bei jedem Leser, sondern in endloser individueller Verschiedenheit. Diese Bilder sind nicht, wie unwissende Kritik es fordern möchte, von sinnlicher Frische; denn auch sie sind Empfindungsersatz, der uns aber intellektuell und emotionell kräftig erfassen kann. Es brauchen nicht einmal Bilder zu sein. Auch Bildersatz genügt, um Gedanken und Emotionen in Bewegung zu bringen. Es handelt sich hier und z. T. schon unter 2. um das Problem der dichterischen Anschauung, das vor vielen Jahren von Theodor A. Meyer in seinem „Stilgesetz der Poesie", dieser geradezu glänzenden Entdeckung, aufs hellste beleuchtet worden ist. Leider scheint Richards dieses wichtige Buch unbekannt zu sein.

Als 4. Element treten hinzu die *Impulses and References*. Die „Impulse" — d. h. jene inneren Vorgänge, die mit dem Reiz beginnen und in der Handlung oder Handlungsvorstellung endigen — sind das eigentliche Kraftelement jedes Erlebnisses. Von allen Seiten her, zumal von den „gebundenen Bildern" fliefsen sie durch und wecken wieder alte, schon dagewesene „Impulse". Die „Bezüge" (*references*) sind die Gedanken, der sog. Sinn der Worte und das grofse Gedankennetz, das von diesem Sinne aus weitergeflochten wird.[1])

5. Die Emotionen sind Zeichen — nicht etwa Symbole wie die Worte — durch die eine frühere Erfahrung unsere jetzige Haltung (*attitude*) unterstützt und stärkt. Zeichen

---

[1]) Richards stellt zwei Beispiele einander gegenüber. In dem einen, ein paar Zeilen aus Swinburne, genügt zur vollen Reagierung der blofse vage Wortsinn, in dem andern, ein paar Versen aus Hardy, verlangt der Wortsinn eine weitere Deutung, ein Beziehungsnetz flicht sich an.

There glowing ghosts of flowers
Draw down, draw nigh;
And wings of swift spent hours
  Take flight and fly;
She sees by formless gleams
She hears across cold streams
  Dead mouths of many dreams that sing and sigh.

— — — — — — — — — —

'Who's in the next room? — who?
  I seemed to see
Somebody in the dawning passing through.
'Nay: you saw nought. He passed invisibly.'

Digitized by Google

wovon? Von *attitudes.* Und diese bilden das wichtigste Element jeden Erlebnisses. *Attitude* nennt Richards die letzte Phase des „Impulses", den Sprung in die Handlung, der bei sensibeln und intelligenten Menschen durch das Handlungsbild ersetzt wird (*imaginal or incipient activities*). Hier wäre auch auf die motorischen Begleiterscheinungen beim Genufs von Kunst und Musik und auf die Sieverssche Schallanalyse hinzuweisen.

Der Wert meines jeweiligen Kunsterlebnisses hängt deshalb in hohem Mafse von meinen früheren Haltungen (*attitudes*) ab. Diese finden sich durch Sitte und Gewohnheit oder durch schlechte Kunst und Literatur und durch das Kino zu einem starren System organisiert, das der richtigen Einstellung hoher Kunst gegenüber hemmend im Wege steht.

Die Bedeutung des in mir schon Gewesenen für allen Kunstgenufs kommt auch in dem Kapitel über Rhythmus und Metrik zum Ausdruck. Beide sind auf dem psychologischen Moment der Erwartung aufgebaut. Unbewufst machen wir uns in jedem Augenblick des rhythmischen Erlebnisses auf etwas Kommendes bereit, das dann eintritt oder auch nicht, das entweder Befriedigung oder Enttäuschung, Erfüllung oder Überraschung bringt. Ununterbrochene Erwartungserfüllung langweilt. Unsere Erwartung erfährt bald Erfüllung und erhält dadurch scharf umgrenzte Form, bald wird sie umgebogen. Und in Ausdrücken solcher Erfüllungen und Umbiegungen liefse sich wohl der Rhythmus am besten formulieren.

Auch hier gilt es zu betonen: Rhythmus und Metrum liegen nicht im Objekt, sondern in unserer Haltung ihm gegenüber. Rhythmus und Metrum entspringen dem Bewufstsein, dafs wir — und nicht etwa das Gedicht — schallgemustert sind. Deshalb kommt es im Erleben eines Lautes auch nicht so sehr darauf an, wie er an und für sich ist, sondern in was für ein schon daliegendes Netz von Antizipationen er bei uns hineinfällt; die Emotion, die er weckt, liegt nicht in ihm, sie hängt vielmehr ab von der in unserer Erwartung bereitliegenden Emotion und von dem Wortsinn. Es gibt keine heiteren und düsteren Vokale, und die onomapoetische Deutung von Gedichten gehört in das Gebiet kritischer Primitivität und Naivität.

Digitized by Google

Ein Wort nur über den Glauben (*Poetry and Beliefs*)! Eine Haltung (*attitude*) kann vom Dichter durch einen Glauben gestützt werden, bei Wordsworth z. B. durch den Pantheismus. Die künstlerische Kraftanstrengung, eine „Haltung" in uns herbeizuführen, wird auf diese Weise entlastet. Aber auf wessen Kosten? Auf Kosten der künstlerischen Wirkung und Wahrheit. Statt einem wertvollen Erlebnis wird einem Stück Theologie oder Philosophie das Wort erteilt. Die „Haltung" ist nur noch Begleiterscheinung eines dogmatischen Postulates, nicht mehr natürlich zwingende Folge eines künstlerischen Erlebnisses. Allerdings ist ein Glaube denkbar, der den künstlerischen Genufs nicht beeinträchtigt, der Glaube nämlich, der sekundär der vom Dichter durch seine Kunst gezeugten „Haltung" entfliefst. So glauben wir am Schlufs von Shelleys *Adonais* nach dem Erleben stärkster „Impulse" an die Unsterblichkeit der Seele. Aber diesen Glauben in uns zu erzeugen, war nicht der Zweck dieses Gedichtes. Und sein Wert beruht nicht etwa auf diesem Glauben, sondern auf der Intensität der „Haltung", die einen solchen Glauben in uns zeugen könnte. Alle grofsen Dichtungen setzen kühne Wenn-Sätze voraus.

Und nun zum Schlufs ein kritisches Wort über dieses mutige und sympathische Buch. Gewifs, wir legen in das ästhetische Objekt so vieles von dem hinein, was in uns selber vorgeht, und werfen so objektive und subjektive Elemente durcheinander. Aber haben nicht gerade Richards' Darlegungen uns vor Augen geführt, wie bis zur Verzweiflung verwickelt das Erleben eines Kunstwerkes und wie verzweifelt schwierig die verstandesmäfsige Erörterung alles dessen in Wirklichkeit ist? Im Studium machen wir uns unsere eigenen Bewufstseinszustände zu soundso vielen Objekten und werfen sie schliefslich, um der Verwirrung zu entgehen, alle in ein grofses Sammelobjekt, das Kunstwerk selber, hinein. Dieses Sammelobjekt ist eine für uns bequeme symbolische Abstraktion, die wir zum hellen Ausgangspunkt unserer Aussagen machen können. Das Unheil, das durch diese Täuschung angerichtet wird, ist nicht schlimmer als die Folgen jener andern Täuschung, der wir uns im täglichen Umgang hingeben und die darin besteht, dafs wir glauben, die Worte stünden für die Dinge, wo sie doch nur für die Dingbegriffe stehen können. (Was es mit dieser Täuschung für eine Bewandtnis hat, hat Richards selber

Digitized by Google

in eingehender Weise gezeigt in seinem andern bedeutenden Buche: C. K. Ogden and I. A. Richards, *The Meaning of Meaning*, London, Kegan Paul, 1923.) Trotz dieser Täuschung vermögen wir uns über die verwickeltsten Dinge zu verständigen. Genau so in der literarischen Kritik. Man lese irgendeine glänzende Ausführung eines Meisters der Kritik. Aus dem Spiegel dieser Täuschung, den er vor uns hinhält, leuchtet uns dennoch Erkenntnis entgegen. Wie der Maler, der auf zwei Dimensionen arbeitet und doch eine dritte darstellt, so zeigt der Kunstkritiker die Dinge einseitig am Objekt und läfst uns doch unbewufst fühlen, was auf der zweiten, auf der Bewufstseinsseite steht.

Nach dem Stand unseres heutigen Vermögens können wir Kunstwerke kaum anders erörtern. Gerne aber erkennen wir an, dafs in Richards' Methode der Keim einer neuen Betrachtung liegt. Wir sind gespannt zu sehen, wie er sie weiter ausbauen und auf die Literatur in überzeugender Demonstration anwenden wird.

Zürich. Bernhard Fehr.

May Sinclair, Far End. — Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1926. — T. E. 4751, 253 S.

Far End ist ein entzückendes Haus draufsen auf dem Lande, das Haus glücklicher Tage. Es hat das Leben glücklicher Grofseltern gesehen und erlebt jetzt die Hochzeit eines dreifsigjährigen Schriftstellers, Christopher Vivart, mit Hilda. Welch glückliches Paar! Aber nicht genug. Vivarts Schwester Cecily wird dem immer lachenden August Morris vermählt. Welch glückliches zweites Paar in den Räumen des glücklächelnden Hauses! Hilda, eingeweiht in die Kunstgeheimnisse ihres Gatten, lebt in Ekstasen. Wir merken, der Glücksakzent ist so stark und so häufig, dafs baldige Wendungen zu erwarten sind. Und in der Tat, hier sind sie schon. Der Krieg bricht aus. Die beiden Gatten verschwinden. Christopher wird leicht verwundet und seiner Hilda zurückgegeben. Morris aber wird als vermifst und schliefslich als gefallen gemeldet. Das ist zuviel für Cecily. Eines Abends hört sie telepathisch ihren Gatten rufen. Sie eilt krank zur Tür hinaus und fällt auf der Schwelle entseelt nieder. Sie ist jetzt auf ewig mit ihm vereint.

Digitized by Google

Da wird Far End den Zurückbleibenden zum Ekel und sie ziehen nach London. Schon hat Christopher durch seine Romane Ruhm erlangt und Hilda steht ihm in der Arbeit treulich zur Seite. Neue Wendung: ein Söhnchen wird geboren. Es weint und schreit und treibt den Vater in ein paar Mietszimmer einige Strafsen weiter weg. Hilda kann nicht mehr helfen, und Christopher verpflichtet ein bleiches, junges, hübsches Schreibmaschinenfräulein, Mona. Was folgt, braucht nur angedeutet zu werden: Autofahrt, Dîner, Kufs, Ehebruch, Entdeckung. Und nun Hildas feine Rache. Sie lebt mit Christopher unter demselben Dach, aber in vollständiger Isolierung, bis der Zustand ihm unerträglich wird und er die Henkerstat ausführt, den Bruch mit Mona, für die dies fast soviel wie Tod bedeutet.

Neue Wendung! Der leibliche Ehebruch liegt hinter ihm, jetzt soll der viel schlimmere, der geistige, folgen. Die hübsche Witwe Andrey Templeton verdrängt Hilda aus ihrer Stellung als künstlerische Vertraute ihres Gatten und alles Entzücken künstlerischen Zusammenwirkens entweicht ihr und strömt auf die andere über. Schliefslich zerschneidet Christopher im Hinblick auf seine unglückliche Frau den gordischen Knoten und kehrt mit ihr nach Far End zurück. Der Zauber des alten Hauses umfängt sie beide, und das alte Glück kehrt wieder.

Das Wahrzeichen dieses Romans ist äufserste Einfachheit. May Sinclair ist zum punktierten Stil von Mary Olivier zurückgekehrt. Alles ist in Dialog zerbrochen und der Dialog selber ist Spiegelbild des wirklich gesprochenen Idioms, soweit entfernt wie nur denkbar vom Literaturjargon. Ein tieferes Hineinblicken zeigt uns bald, dafs hinter dieser übertriebenen Einfachheit die grofse Kunst der Auswahl und der Beschränkung auf das Wesentliche verborgen liegt. May Sinclair hat einen geschickten Kompromifs geschlossen zwischen der von ihr früher so erfolgreich gepflegten Bewufstseinskunst,[1]) die für den gewöhnlichen Leser zu schwierig ist, und dem landläufigen Unterhaltungsroman. Aufmerksam lauscht der Kritiker, wenn sie durch das Sprachrohr der Hauptfigur von den Problemen

[1]) Darüber vgl. meine Ausführungen Beiblatt 38, 82—96, ferner meine „Englische Prosa" (Leipzig, Teubner 1927) 19—20, 187.

Digitized by Google

der neuesten Romankunst spricht — also etwa vom allwissenden Epiker und dessen Gegenteil — oder wenn die Verfasserin des Buches *Idealism* ihre einfachen Definitionen von Realismus und Idealismus gesprächsmäfsig ausdrückt.

Zürich. Bernhard Fehr.

R. S. Crane and F. B. Kaye, with the assistance of **M. E. Prior, A Census of British Newspapers and Periodicals, 1620—1800.** A. u. d. T.: **Studies in Philology** ed. by **James F. Royster.** Vol. 24, nr. 1, January 1927. Chapel Hill, University of North Carolina Press. 1927. 8°. 205 S. Price $ 2.00.

Für den Erforscher der Geistesgeschichte der Englisch sprechenden Länder im 17. und 18. Jahrhundert bilden die Zeitungen und Zeitschriften eine wichtige, aber wegen ihrer Seltenheit nicht genügend ausgenützte Quelle. Verschiedene Versuche einer Verzeichnung dessen, was überhaupt erschienen ist, und eines Nachweises der Aufbewahrungsorte sind unternommen worden, aber selbst die gröfsten Arbeiten dieser Art wie die *Tercentenary Handlist of English and Welsh Newspapers, Magazines and Reviews* (London 1920) oder die im Verlage der H. H. Wilson Co. in New York im Erscheinen begriffene *National Union List of Serials* (New York seit 1924) sind von Vollständigkeit absichtlich oder unabsichtlich noch ziemlich weit entfernt oder für die besonderen Bedürfnisse des Geschichtsschreibers eines bestimmten Zeitraumes nicht bequem zu benützen, weil das ihn Angehende in der grofsen Masse fast verschwindet.

Der hier vorliegende Versuch eines zeitlich beschränkten Verzeichnisses wird daher manchem willkommen sein. Dieses zerfällt in zwei Abteilungen: 1. eine Liste der in den wichtigsten amerikanischen Bibliotheken vorhandenen britischen Zeitungen und Zeitschriften mit genauer Angabe des Besitzstandes der einzelnen Bibliotheken, und 2. eine Liste solcher Zeitschriften, welche in amerikanischen Bibliotheken nicht vertreten sind, leider ohne andere Fundortsangabe. Die beiden Listen werden ergänzt und erschlossen durch verschiedene Register. Im ersten werden unter den einzelnen Jahren von 1620 bis 1800 die Nummern der Zeitschriften aufgeführt, welche dort ihren Anfang

Digitized by Google

genommen haben, eine Zusammenstellung, die mit einem Blick die wachsende Bedeutung der periodischen Presse erfassen läfst. Das zweite Register ist geographisch nach den Erscheinungsorten aufserhalb Londons geordnet. In ihm springen die Mittelpunkte des geistigen Lebens im Vereinigten Königreich ohne Kommentar in die Augen; es wird aber auch deutlich, dafs selbst kleine und abgelegene Orte zum Teil nicht unbedeutende Beiträge zur literarischen Produktion liefern. Von nichtenglischen Ländern erscheint im Register nur Holland mit Amsterdam, Haarlem und dem Haag.

Die Angabe des Besitzstandes in der ersten Liste beruht in der Hauptsache auf Berichten der beteiligten 37 amerikanischen Bibliotheken, nur in Ausnahmefällen auf eigener Kenntnisnahme. Dafs bei solchen Rundfragen nicht immer mit geichmäfsiger Genauigkeit geantwortet wird, weifs jeder, der selbst schon von ihnen hat Gebrauch machen müssen. Den Verfassern darf man die daraus entspringenden Unrichtigkeiten um so weniger zur Last legen, als sie selbst auf die verschiedenen mit ihrem Vorgehen verbundenen Fehlermöglichkeiten hinweisen und sich darauf berufen dürfen, dafs sie in Zweifelsfällen durch immer wiederholte Rückfragen einen möglichst hohen Grad von Zuverlässigkeit zu erreichen bemüht gewesen sind. Die amerikanischen Benützer ihrer Liste werden ihnen trotz etwaiger Unvollkommenheiten Dank wissen. Der europäisch-festländische Interessent sieht mit Bewunderung, wie reich die nur noch so schwer erlangbare periodische Literatur in den jungen amerikanischen Bibliotheken vertreten ist. Seine Hoffnung, Zugang zu ihr zu erhalten, ist natürlich gering. Für ihn wäre es wertvoll gewesen, wenn die Verfasser ihre Umfrage auch auf die europäischen Bibliotheken hätten ausdehnen und damit für ihre zweite Liste, die jetzt im wesentlichen Ergebnis der Durcharbeitung von Bibliographien ist, einen Nachweis der vorhandenen Exemplare hätten schaffen können.

Die benützten Bibliographien sind zahlreich, und dadurch, dafs die Abschnitte Periodical Publications des Britischen Museums und der Bodleiana mitherangezogen sind, ist auch eine weitgehende Annäherung an Vollständigkeit für die wichtigeren Periodika gesichert. Aber dem Lokalbibliographen wird sich noch mancher Nachtrag ergeben. Einige Biblio-

Digitized by Google

graphien und Bibliothekskataloge, welche mit Vorteil hätten ausgenützt werden können, vermifst man unter den von den Verfassern genannten Hilfsmitteln z. B. C. S. Northups *Register of Bibliographies of the English Language and Literature* (New Haven 1925), Henry C. Boltons *Catalogue of Scientific and Technical Periodicals 1665—1895.* 2nd ed. (= *Smithsonian Miscellaneous Collections.* No. 1067) (Washington 1897), L. Bultingaires *Inventaire des périodiques scientifiques des bibliothèques de Paris* (Paris 1924), L. Newcombes *Catalogue of Periodical Publications including the serial publications of societies and governments in the Library of University College London* (Oxford 1912) und P. E. Richters *Verzeichnis der Periodica in der K. Öffentlichen Bibliothek* [jetzt Sächsischen Landesbibliothek] *in Dresden* (Dresden 1880). Ich folge der Einladung der Verfasser und teile mit, was aus deren Durchsicht sich an Nachträgen zu ihrer Liste (Fehler im Gebotenen haben sich nicht bemerkbar gemacht) ergibt.

Nr. 74 *British Mercury* ist von J. W. v. Archenholz herausgegeben, in Hamburg erschienen.

355. *Ladies' Diary.* Es hätte Erwähnung verdient, dafs dazu verschiedene Beilagen oder Auszüge unter besonderen Titeln herausgekommen sind: *The Diary Companion,* being a supplement to the Ladies' Diary for the years 1792—1806; *The Diarian Miscellany*: ... extracted from the Ladies' Diary from 1704 to 1773. By C. Hutton. 5 voll. Lond. 1775; *The Diarian Repository*; or a mathematical register ... in Ladies' Diary 1704—60. By a Society of Mathematicians. London 1774. Die beiden letztgenannten sind allerdings selbst keine Periodika.

277. *Gentleman's Magazine* ist von 1732—35 unter dem Titel „The G. M. or Trader's monthly intelligencer by Sylvanus Urban" in London erschienen.

310. Zu *Historical Register* gab es 1724 in London einen Nachtrag: „The H. R. ... of all transactions ... that happened from July, 1714, to January 1716 ..."

440. *Medical Society of London. Memoirs* erschienen schon von 1787 ab bis 1805.

452. *Mercure britannique* von Mallet du Pan; es wäre nicht überflüssig zu sagen, dafs davon nur 5 Bände (1798—1800) herausgekommen sind.

Digitized by Google

Von 547 *Miscellanea curiosa mathematica* (or the literary correspondence of some eminent mathematicians in Great Britain and Ireland) führt Newcombe Vol. I—II, 5 (1745—53?) an; es wäre aufzuklären, wie die Anzahl der Nummern und die Jahreszahlen (nos. 1—7, 1745) unserer Liste sich dazu verhalten.

717. *Phoenix or Revival of scarce and valuable pieces 1707—08* hat später eine Fortsetzung oder Neubearbeitung erfahren: *Phoenix Britannicus, being a miscellaneous collection of scarce and curious tracts, historical, political, biographical, satirical etc., prose and verse, collected by J. Morgan. Vol. 1.* Lond. 1732. (Dresden LB.)

Nachträge:

An Almanac. By Tulley. 3 nos. Cambridge 1691—93 (Bolton).

Annals of Chemistry. Translated from the French. 1 vol. Lond. 1791 (= Vol. V of Annales de Chimie). (Bolton.)

1030a. *Asiatic Researches.* Nach Bolton von 1788—1839 erschienen.

Astrologus Britannicus by Gibson. 6 nos. 1707—12. (Bolton.)

An Astronomical Diary or an Almanack publ. by Fowle. 1 no. Portsmouth 1758. (Bolton.)

An Astronomical Diary or an Almanack by Sherman. 12 nos. Boston 1750—61. (Bolton).

An Astronomical Diary or an Almanack by Pope. 1 no. Boston 1792. (Bolton.)

Astronomical Diary or Almanack for 1799 by Chandler. 1 vol. Boston 1798. (Bolton.)

An Astronomical Diary or an Almanac by Ames. 51 nos. Boston 1725—75. (Bolton.)

The British Oracle: consisting of enigmas, paradoxes, rebusses, queries, epigrams, repartees etc. Vol. 1. Lond. 1769[—70]. (Univ. Coll. Lond.)

The Court Register and Statesman's Remembrancer. Lond. 1782 (Dresden).

Diaria Britannica or the British Diary. Being an almanack for the year . . . containing a variety of useful and entertaining matter in arts and sciences (by J. Cotes and G. Taylor). Birmingham [1787—95]. (Lond. Univ. Coll.)

Digitized by Google

The English Review or an abstract of English and foreign literature for the years 1783—94. (Lond. Univ. Coll.)

Essais et observations de médecine de la Société d'Edinbourgh. Ouvr. trad. de l'anglois. T. 1—7. Paris 1740—47. (Dresden.) (Übersetzung von no. 437.)

History of the Royal Society of London. Lond. 1756/57. (Paris.) (Period.?)

Hutching's [later: revived, improved] *Almanac and Ephemeris of the motions of the Sun and Moon.* Ed. by Young. 90 nos. New York 1785—1874. (Bolton.)

The Ladies' Chronologer, in English, with the fair sex's French almanac ou L'almanac du beau sexe. By the late author of the Ladies' Diary [i. e. Robert Heath]. Lond. 1754, in 1755 united with *The Palladium.* (Lond. Univ. Coll.)

The Mariner's New Calendar by N. Colson. Lond. 1716. (Dresden.)

The Medical Repository ed. by Samuel L. Mitchill. 15 voll. New York 1797—1812. (Bolton.)

Medical Transactions publ. by the College of Physicians in London. Vol. 1—6. Lond. 1768—1820. (Lond. Univ. Coll.)

Memoirs of Agriculture and Other Oeconomical Arts by R. Dossie. (Publ. by the Society for the Encouragement of Arts, Manufactures and Commerce. Vol. 1—3. Lond. 1768—82. (Lond. Univ. Coll.)

The Nautical Almanac and Astronomical Ephemeris for the years 1767—1898*. Ed. by N. Maskelyne and others. Lond. 1766—1895*. (Bolton.)

The Phoenix. 1 vol. Madras 1797. (Bolton.)

Poor Richard. An Almanac ed. by Benj. Franklin. 62 nos. Philadelphia 1733—94. (Bolton.)

Poor Robin's Almanack. 113 nos. Lond. 1663—1775. (Bolton.)

Proceedings of the Association for promoting the discovery of the interior parts of Africa. Lond. 1791. (Dresden.) (Period.?)

Rider's British Merlin . . . compiled by Cardanus Rider. Lond. 1768 ff. (Lond. Univ. Coll.)

The Seaman's Calendar or an Ephemeris of the Sun etc. by H. Phillippes. Lond. 1668. (Dresden.)

Transactions of the Linnean Society. Lond. 1791 ff.

Transactions of a Society for the Improvement of Medical and Chirurgical Knowledge. Vol. 1—3. Lond. 1793—1812. (Lond. Univ. Coll.)

Digitized by Google

Transactions of the Society, instituted at London, for the Encouragement of Arts, Manufactures and Commerce [afterwards Society of Arts]. Vol. 1—55. Lond. 1783—1845. (Lond. Univ. Coll.)

Basel, 16. April 1927. Gustav Binz.

Weitere Randglossen zu Texterklärungen.

Seefahrer 68—71.

Simle þrēora sum þinga gehwylce
ær his tīd[*d*]*æge* (Hs. *tidege*)[1] *tō twēon weorþeð:*
ādl oþþe yldo oþþe ecghete
fægum fromweardum feorh oðþringeð.

Diese Verse haben vielfach Mifsbehagen erregt und verschiedenartige Deutungen erfahren. Kluge (*ESt.* 6. 326) fand in V. 69 nur angelsächsische Worte, aber keinerlei Sinn. Selbst noch Sieper (*Die altenglische Elegie*), der den allgemeinen Sinn richtig herausfühlte (S. 186), verzichtete auf eine Wiedergabe des Wortlautes (S. 277). In der Tat finden sich in den beiden Versen 68—69 vier Fälle strittiger Interpretation beisammen: *þinga gehwylce, his, tidege* (MS.) und vor allem *twēon.*

Den Ausdruck *þinga gehwylce* übersetzt Sedgefield (*Anglo-Saxon Verse-Book* [1922], S. 157): 'for each creature', was freilich nur möglich ist, wenn man nach Ettmüllers Vorgang *gehwylcum* liest, — ein auch für 69ª und 69ᵇ sehr verlockender Vorschlag. Hält man sich an die Hs., so haben wir hier eine adverbiale Wendung (wie z. B. *ænige þinga, nǣnige þinga*, s. B.-T.), 'auf alle Fälle', 'unter allen Umständen'. Alsdann kann *his* sich nicht auf *þinga gehwylce* beziehen (Sedgefield: 'before its times passes away', i. e. *tīd āgā*). Ebensowenig wird es auf *þrēora sum* weisen (La Motte Iddings (in Cook & Tinker, *Select Translations from OE. Poetry*): 'each one of three things, ere its time comes'; ähnlich N. Kershaw, *Anglo-Saxon and Norse Poems* [1922], S. 25); jedenfalls wäre das mit der zu befürwortenden Erklärung von *tō twēon weorþeð* unvereinbar. Somit wird *his*, auf *fægum fromweardum* vorausdeutend, dem 'betreffenden Menschen' gelten. Dafs das handschriftliche *tidege* nicht als *tīdege* 'Zeitschrecken' (Grein,

[1]) Oder *tide ge.*

Digitized by Google

Spr.[1] II 531, so auch Schücking) zu verstehen, auch nicht in *tīd āgā* (Grein, *Spr.*[1] I 20) zu ändern ist, sondern zu *tīddæg* (so Gen. 1165) gehört (Vermutung von Grein, *Bibl.*), darf man zum mindesten für höchst wahrscheinlich ansehen.

Ernstes Bedenken hat *tō twēon weorþeð* erregt. Unabhängig voneinander emendierten Strunk (*MLN.* 18. 73) und Holthausen (*Beibl.* 31. 25) das vermeintlich unhaltbare *twēon*, ersterer zu (*tō*) *tēon* ('becomes his ruin, destroys him', unter Hinweis auf Blickl. Hom. 51. 9, *hit him wyrþ tō tēonan*), letzterer sprachlich richtiger zu (*tō*) *tēone*. Ist dies notwendig? Vielleicht gibt *twēon* doch befriedigenden Sinn. Freilich kaum nach der in der neuesten Ausgabe (N. Kershaw) gebotenen Beurteilung des Zusammenhanges: 'always and under all circumstances it is matter for uncertainty until the time of its occurrence which of these three — sickness or old age or violence — will cut off the life of a man when the fated hour of his departure comes upon him.' Es handelt sich schwerlich um die Frage, auf welche der möglichen Art und Weisen der Tod kommen wird, vielmehr besagt die — auch sonst übliche — Aufzählung nur 'auf irgendeine Weise', vgl. *Arch.* 126. 359, *Angl.* 35. 478 a. Das Substantiv *twēo*, 'objektiv' verstanden, wird 'Unsicherheit' bedeuten (vgl. 'doubt-(ful)', 'in dubium venire', 'res incerta');[1] *tō twēon weorþeð* 'gereicht (führt) zu Unsicherheit'.[2] Der Gedanke schliefst sich aufs engste an den vorhergehenden Satz an: das irdische Leben (*þis dēade līf, / lǣne*) und seine Herrlichkeit (*eorðwelan*) besteht nicht ewig (*ēce*).[3] Ähnlich heifst es in der 49. Wulfstan-Homilie, 263. 10 ff. *forðām nis nāht þyses middaneardes wlite, ac hē is twēogendlīc þysse worulde wela,* etc.

Man fragt sich, ob es möglich ist, den bisher bemerkten Spuren solcher homiletischen Parallelen bis zu wirklichen Quellen nachzugehen.[4])

[1]) Deuteron. XXVIII 66: *thy life shall hang in doubt.* Ecken Liet 67: *mîn leben stât in wâne.* Vgl. Greenough & Kittredge, *Words and their Ways in English Speech*, ch. 19.

[2]) Sedgefields Übersetzung 'one of three things ... brings a risk' gibt den Sinn gut wieder. — Ein Dativ *gehwylcum* würde uns hier erwünscht sein.

[3]) Die 'Unsicherheit' im Gegensatz zum Leben im Himmelreich (*Dryhtnes drēamas* 65), *þǣr ūs eal sēo fæstnung stondeð* Wand. 115.

[4]) Den auffälligsten der in diesem Wulfstan-Texte begegnenden Anklänge hat schon Kluge, *ESt.* 8. 472 bemerkt: Seef. 82 f. *ne aron nū cyningas*

Digitized by Google

Christ (I) 375—77.

þæt wē siþþan forð
þā sēllan þing symle mōten
geþēon on þēode, þinne willan.

Für *geþēon* in V. 377 wird in den Wörterbüchern (Grein, B.-T., Cl. Hall, Cook) ein schwaches Verbum *geþēon*, 'do, perform', 'perficere, patrare', angesetzt, jedoch ohne Stützung durch einen weiteren Beleg. (Das in B.-T. aus Elene 403 angeführte *þēon* beruhte auf Irrtum: *þēodon* statt *þēoden* (*-bealwa*).) Da die obige Stelle keineswegs zu einem solchen Ansatz zwingt, halte ich es für wahrscheinlicher, dafs hier dasselbe perfektivische (starke) Verbum *geþēon* mit Objektsakkusativ vorliegt wie in den *Beibl.* 37. 249 f. besprochenen Fällen. Hier, wie dort, können wir die Grundbedeutung 'es zu etwas bringen', 'etwas (Erstrebenswertes) glücklich erreichen' deutlich erkennen. Wir werden erinnert an Beow. 1759 f.: *þæt sēlre gecēos, / ēce rædas.* Es könnte *willa* hier 'Gunst' ('good will'), 'Gnade' bedeuten; doch ist dieser Ansatz keineswegs notwendig. Die diesem Gebrauch von *geþēon* zugrunde liegende Auffassung wird erläutert durch die unmifsverständliche Ausdrucksweise wie sie z. B. Heliand 892 ff. (*sō hwena sō sō sālig mōt / werðan an thesaro weroldi, that* ...), 3785 ff. erscheint; vgl. Blickl. Hom. 101. 5 (*gesælig*).

Der treffliche Sweet erwähnt in seinem Wörterbuch ein einmal vorkommendes (**geþēon,*) *geþīan* 'receive', das aus der kentischen Urkunde von Abba stammt, O. E. T. 448. 40: *swælcum se hit* [sc. *ðæt lond*] *geðian wile ond him gifeðe bið* (im Glossar: 'receive, accept (?)'); offenbar dem Beleg, Wids. 13 *sē þe his þēodenstōl geþēon wile* genau entsprechend. Dies wäre ein weiteres Beispiel. Der in B.-T. Suppl. aufserdem angeführte Beleg aus Gnom. Ex. 85 f. (*sceal* ...) *wīf geþēon / lof mid hyre lēodum* ('a lady must have the praise of her people' Toller) ist nicht ganz sicher, da *lof* für *lēof* verschrieben sein könnte.

---

nē cāseras ... swylce iū wæron Wulfst. 263. 14 f. Auch Seef. 80 f. *dagas sind gewitene, / ealle onmēdlan eorþan rīces* erinnert an Wulfst. 263. 17 *hwær is heora ofermēdla,* 13 f. ... *forwordenlīc, swā þā rīcan syndan hēr on worulde*; Seef. 106 (Gnom. Ex. 35) stimmt zu Wulfst. 260. 21 ff. Selbst bei Seef. 97 ff. könnte man an die allerdings inhaltlich abweichende Stelle Wulfstan 263. 1 denken.

Digitized by Google

(Ein Analogon zu *lof geþēon*) könnte Met. Boet. 1. 53 bieten: (*Boitius . . .*) *sē þone hlīsan geþāh.*)[1])

Wenn Toller im Suppl. unter *ge-þēon* (d. h. Cod. D. I 311. 15 = O. E. T. 448. 40, und Gnom. Ex. 85) noch auf *geþicgan* verweist, so wird zuzugeben sein, dafs eine gegenseitige analogische Beeinflussung gelegentlich stattgefunden haben mag, ausgehend von den Formen (*ge*)-*þāh*, -*þēah*, (*ge*)-*þeah*, -*þæh*, -*þah* (?).

Genesis 2703—06.

Forðon ic wīgsmiðum wordum sægde,
þæt Sarra mīn sweostor wǣre,
ǣghwǣr eorðan, þǣr wit earda lēas
mid weal[*l*]*ændum wunian sceoldon.*

Die Hs. bietet in V. 2706 *wealandum* und *winnan*; die obigen Besserungen rühren von Bouterwek (Anm. auf S. 316) her. Kock, der diese Stelle zuletzt besprochen hat (*Plain Points and Puzzles* S. 23), hebt mit Recht hervor, dafs *-landum* bei der Präposition *mid* unmöglich, vielmehr eine Bezeichnung von Personen oder einem Volke zu erwarten ist. Er möchte *wēaland* als *wǣland*, *wēland*, d. h. *Wēland* deuten, indem der Name des sagenberühmten Schmiedes als Appellativum ('Krieger', Variation von *wīgsmið* 2703) gebraucht sei. Ein glänzender Einfall, aber doch wohl gar zu kühn für die altenglische 'paraphrasis poetica' der biblischen Genesis. Auch für das altnordische appellative *vǫlundr* scheint ja nur die Bedeutung 'master smith', 'great artist' (Cleasby-Vigfusson) bekannt zu sein. Dafs *smið* in dem altenglischen *wīg-smið* fast zu einem Suffix geworden war ('Kriegmacher', 'Krieger'), unterliegt keinem Zweifel; finden sich doch sogar die Bildungen *gryn-*, *tēon-*, *lār-*, *hleahtor-smið*.

Wie *wīgsmiðum* 2703 zu *wrāðra sum* 2700, auch *gūðbordes sweng* 2693 stimmt, so (*mid*) *weal*[*l*]*ændum* zu *el*(*l*)*þēodig* 2701, 2629, 2679 (*on fremdes fæðm* 2631). Der Begriff 'fremdländisch' beruht natürlich auf Gegenseitigkeit. (Dafs es in der entsprechenden Stelle in Ælfrics Prosa, Gen. 20. 13 heifst: *swā oft swā wyt fērdon tō fyrlenum eardum* = 'in omni loco,

[1]) Nicht unmöglich wäre derselbe Gebrauch von *gepēon* in Ælfrics Hom. I 12. 26 f.: *þæt se eorðlīca man sceolde geþēon and geearnian mid ēadmōdnysse þā wununga on heofenan rīce.*

Digitized by Google

ad quem ingrediemur', ist nicht zu übersehen.) Die sonst nicht bezeugte Adjektivbildung *weal(h)-lænde* wird durch *elelænde* = 'peregrinus', Wr.-Wü. I 144. 21 nachdrücklich gestützt.[1])

2905—07.

wolde his sunu cwellan
folmum sīnum, fȳre s[c]encan
mǣges drēore.

Die obige im *Beibl.* 25. 295 f. befürwortete Emendation Brights ('dem Feuer das Blut des Sohnes zu trinken geben') halte ich immer noch für den weitaus befriedigendsten Vorschlag zu dieser vielbesprochenen Stelle. Überdies scheint es mir jetzt unnötig, *drēore* in *drēores* zu ändern. Der Instrumental (*drēore*) bei *scencan* braucht nicht beanstandet zu werden. Das Verbum *scencan* stellt sich zu den im *Beibl.* 37. 251 f. beiläufig angeführten Verben, die sowohl mit Akkusativ wie mit Instrumental (Kasus oder präposit. Wendung) verbunden vorkommen, wie z. B. *weorpan, bregdan, scūfan, spīwan, gēotan* (Christ 172 f. *tēaras ... gēotan*, 1566 [Hs.] *tearum gēotaþ*). Ein freilich nicht voll beweiskräftiger Beleg findet sich Lamb. Ps. 59. 5: *þū gescœnctest mid wīne onbryrdnesse* ('potasti nos vino compunctionis'). Die Stelle, Kudrun 773: *ob si niht wolten trinken des küneges Hetelen wîn, / man schankte mit dem bluote ime und ouch den recken sîn* (neben 775: *welt ir ir wîn niht trinken, sô schenke man iu heizeg bluot ze miete*) war schon Jacob Grimm bekannt (s. *Kleinere Schriften* 2. 208).

Der durch die Situation geforderte Hinweis auf die blutige Tötung zugleich mit dem Brandopfer läfst die Ausdrucksweise des Dichters ausnehmend sinnvoll erscheinen. Andrerseits können wir uns schwer vorstellen, dafs Abraham das Feuer hätte zum Sinken bringen wollen (*sencan*, Grein: 'die Brandglut dämpfen').

Schliefslich könnte auch erinnert werden an das 'Trinken' des Blutes, Gen. 1016 f. *hēo* [i. e. *eorðe*] *wœldrēore swealh / hālge of handum þīnum* (vgl. 985) (= Gen. IV 11 'terram, quae aperuit os suum et suscepit sanguinem fratris tui de manu tua').

[1]) Wollte man auf einen dem *wrāðra sum* analogen Begriff fahnden, so könnte man zur Not **wēa-dōndum* (nach *wēa-dǣd*, got. *wai-dēdja*) raten, aber es ist tatsächlich schwer einzusehen, was an Bouterweks Emendation auszusetzen ist.

Digitized by Google

Christ und Satan 98.

ēce æt helle duru dracan eardigað.

Das (in der Hs. aus *æce* verbesserte) höchst auffällige *ece* ist von den Herausgebern bisher nicht beanstandet worden. Es einfach zu streichen, wie Holthausen (*ESt.* 37. 205) wollte, ist nicht ratsam, da die Satzverknüpfung dadurch beeinträchtigt würde. Dagegen scheint mir *ēc* am Platze zu sein, vgl. 326 *ēc sceoldon his þegnas þǣr gewunian.* Die Verschreibung ist leicht erklärlich in diesem Texte, in dem (nach Clubbs Glossar[1]) Formen von *ēce* 27mal belegt sind, in dem unserm Verse vorausgehenden Abschnitt in V. 18 und 46. Demnach wären V. 96[b]—99[a] wohl folgendermafsen zu interpungieren:

Is ðes atola hām
fȳr[e] onǣled — ic eom fāh wið God —,
ēc æt helle duru[2]*) dracan eardigað*
hāte on [h]reðre.

669—71.

þā gewearð þone weregan, þe ǣr āworpen wæs
of heofonum, þæt hē in helle gedēaf,
þā costode Cyning alwihta.

Über die Bedeutung von *gewearð* und über *þā* in V. 671 sind die Meinungen noch geteilt. Für letzteres setzte Grein *þæt hē* ein, und es ist in der Tat leicht möglich, dafs *þā* einfach Fehler statt *þæt* ist. Ersteres findet sich noch bei Kennedy (wie bei Thorpe und ähnlich bei Bouterwek) wiedergegeben durch 'it came to pass (that the Accursed Fiend ... tempted the Lord ...).' Auch Clubb, der neueste Herausgeber, erwärmt sich für diese Auffassung, während er das handschriftliche *þā* zu retten sucht. "The text could be translated as it stands: 'Then it befell the accursed one who was formerly cast out of heaven that he dived into hell (or had to dive into hell) when he tempted (or after he had tempted) the King of Creation.' Thus the lines would refer to what happens in 690—733, and 672—689 would have to be considered as merely recounting the action of which we must be informed

[1]) *Christ and Satan* ed. by Merrel Dare Club, 1925 (Yale Studies in English, 70).

[2]) Oder mit Graz *duru helle.*

Digitized by Google

if we are to understand the subsequent matter, which is to be the central theme of the section." (S. 130.) M. a. W., der Dichter würde im voraus auf das Endergebnis der Erzählung, die Bestrafung Satans, hindeuten, was durchaus im Einklang mit altenglischer Stilgepflogenheit stehen würde. Leider verträgt sich diese bestechende Interpretation nicht mit der Syntax. Solange der Akkusativ *þone weregan* (anstatt des Dativs) steht, kann die Bedeutung keine andere sein als 'er wurde mit sich eins darüber', 'er faſste den Plan',[1]) wie schon Grein übersetzte: 'da fiel's dem Unhold ein'; vgl. *JEGPh.* 18. 257 ff. Also dieselbe Konstruktion wie in V. 256: *Đā gewearð ūsic þæt wē woldon swā | Drihten ādrīfan.* Ob *þā* in V. 671 trotzdem zu halten ist? Daſs der Dichter, nach dem eingeschalteten Nebensatz, wider Erwarten in Parataxe verfiel, ist immerhin als eine entfernte Möglichkeit zuzugeben. Es wäre nicht die einzige Stelle, wo er die Kritik in Erstaunen setzt.

The University of Minnesota. Fr. Klaeber.

II. UNTERRICHTSWESEN.

Der Kleine Toussaint-Langenscheidt zur Erlernung fremder Sprachen durch Selbstunterricht. **Englisch** in 20 Lektionen (10 Briefe) mit 2 Beilagen: I. Lautlehre; II. Sachregister. Verfaſst von **Karl Blattner.** Erste Auflage. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt) G. m. b. H. XI + 260 S. Preis: 12 M.

Während die groſse — 36 Briefe umfassende — Ausgabe der Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt in ihrem Lehrplan so weit geht, daſs durch das Studium derselben die Reife zum Sprachlehrer-Examen, zu Universitätsprüfungen usw. erreicht werden kann, wird in der kleinen, 10 Briefe umfassenden Ausgabe von diesem groſsen

---

[1]) Erwähnenswert wenigstens ist die Ausdrucksweise, die wir bei der Einführung der Versuchungsgeschichte im Heliand finden, 1042 ff.: *That was Satanase | tulgo harm an is hugi, ... welda thō mahtigna ... sunu Drohtines ... so welda hē thō selban dōn* (i. e. *bedriogan*), wozu Sievers aus Hrabanus u. a. anführt: '(Satanas) innocentem studebat ligare ...' Sehr umständlich schildert Otfrid die Erwägungen Satans vor der Versuchung, II 4. 5 ff.

Digitized by Google

Ziel abgesehen. Der Lehrgang beschränkt sich darauf, dem beruflich als Kaufmann, Techniker usw. Tätigen das Notwendige an praktischer Kenntnis des modernen Englisch in leicht verständlicher Form zu vermitteln.

Da in einem für den Selbstunterricht bestimmten fremdsprachlichen Unterrichtswerk die Darbietung einer richtigen Aussprache das vornehmste Ziel sein muſs, so haben auch die Toussaint-Langenscheidtschen Unterrichtsbriefe dem Kapitel „Aussprache“ die gröſste Sorgfalt zugewendet. Auch in der vorliegenden „kleinen Ausgabe“ ist ein Beiheft von 15 Seiten ausschlieſslich der „Lautlehre“ gewidmet. Zur Bezeichnung der englischen Aussprache wird noch immer an dem alten System festgehalten, soviel wie möglich deutsche Buchstaben und nur dort, wo das nicht angeht (d. h. wo es sich um einen vom Deutschen sehr abweichenden oder im Deutschen gar nicht vorkommenden Laut handelt), lateinische Buchstaben als Aussprachezeichen zu verwenden. Doch sind in der Bezeichnung der Aussprache der englischen Laute manche Besserungen vorgenommen worden. So wurde in Wörtern wie *ale* e^{i} statt des früheren ē und in Wörtern wie *ode* o^{u} statt des früheren ō eingeführt; der Vokal in *luck* wird jetzt mit *ɑ* (statt des früheren ŏ) bezeichnet, das frühere ei̯ wurde durch a͡i (also *by* = ba͡i), ersetzt, die Bezeichnung å wurde aufgegeben, so daſs der Vokal in *fall* (fōl, früher fål) und in *lord* (lōd, früher $l\bar{o}^{r}d$) ganz gleich bezeichnet wird; auch die Bezeichnung „hw“ (z. B. in *whine*) ist dem einfachen „w“ gewichen. Sehr zu begrüſsen ist auch die Einführung neuer Bezeichnungen für Vokale und Diphthonge + r: $ä^{e}$ (*pair*), a͡i^{e} (*fire*), a͡u^{e} (*hour*), i^{e} (*here*), u^{e} (*poor*). Bei der Beschreibung der Laute wird stets von den deutschen Lauten ausgegangen und auf den Unterschied zwischen diesen und den englischen Lauten hingewiesen. Als Standard-Aussprache gilt selbstverständlich die Londoner, beziehungsweise die südenglische Aussprache; Abweichungen davon in Nordengland oder Nordamerika werden stets angegeben. Auf einige Beschreibungen der englischen Laute wollen wir näher eingehen. Das a in *calm* wird wie das a im deutschen Worte „kam“ mit „ā“ bezeichnet; doch klingt das ā in *calm* dunkler als ā in „kam“ und sollte besser mit dem lateinischen Buchstaben umschrieben werden. — Über den Laut *ɑ* wird geschrieben: „Sehr offener, etwa zwischen

Digitized by Google

ă und ö schwebender dumpfer Laut, wobei die Zunge zurückgezogen und gegen den weichen Gaumen gehoben wird. Dieser von der Mundstellung des a in „Lack“ ausgehende Vokal ist im hinteren Teile der Mundhöhle bei gesenktem vorgeschobenem Unterkiefer und ohne jede Lippenrundung (also nicht wie bei ö) zu sprechen.“ In dieser im ganzen richtigen Beschreibung wären nur die Worte „etwa zwischen ă und ö schwebender“ zu streichen, da jeder Vergleich des englischen Selbstlautes in *luck* mit ö den Lernenden verwirrt und oft irreführt. — Von dem englischen langen ī und langen ū heifst es richtig: „Das lange englische ī neigt zum Doppellaut, der etwas offener einsetzt als das deutsche i in „Bibel“ und in ein kurzes geschlossenes i auslautet, indem sich die Zunge zur j-Stellung hebt“; „ferner das lange englische ū neigt zum Doppellaut, der etwas offener einsetzt als das deutsche u in „Bube“ und in ein kurzes geschlossenes u auslautet, indem sich die Lippen zur w-Stellung zusammenziehen.“ — Über die Hervorbringung des ō wird gesagt: „Sie erzielen diesen Laut, wenn Sie das o von „Orden“, „Mord“ recht offen, gedehnt und kehlhaft sprechen: O-rden, Mo-rd.“ Besser wäre es, von dem kurzen, offenen ŏ in *shot* auszugehen und es bei gespannter Zunge gedehnt zu sprechen, bis man den Laut ō in *short* erzielt. — Über den Laut ō̄ in *turn* wird gelehrt: „Dieses lange offene ö (vor r) erzielen Sie ohne Schwierigkeit, wenn Sie das kurze offene ö in „Mörder“ recht lang dehnen und ohne Vorstülpung oder Rundung der Lippen kehlhaft sprechen“. Um den Lernenden davor zu bewahren, einen ö-artigen Laut an Stelle des richtigen englischen Lautes zu bilden, sollte der Verfasser endlich das Lautzeichen ō̄ durch ein anderes (ə̄ oder ə:) ersetzen. — Bezüglich d und t wird mit Recht auf die alveolare Bildung dieser Mitlaute im Englischen aufmerksam gemacht: „Die Zungenspitze berührt bei d und t das obere Zahnfleisch, während sie sich für die Laute im Deutschen an die Oberzähne anlehnt.“ Dasselbe gilt für die Aussprache des englischen hellen l im Anlaut und vor Vokalen: „Bei der Aussprache des englischen l lehnt sich die Zungenspitze an den Vordergaumen (beim deutschen l an die Oberzähne) an, so dafs die Ränder der Zunge frei sind und vibrieren können.“ — Sehr genau wird das englische Zungenspitzen-r beschrieben, das nicht wie im Deutschen „gerollt“ werden dürfe; von dem

Digitized by Google

Zäpfchen-r, das im Deutschen und auch noch im Nordenglischen vorkommt, wird gesagt: „In Südengland klingt das auslautende r nach ä, a͡i, a͡u, i und u wie das flüchtige ᵉ, das sich mit dem vorhergehenden Vokal innig verbindet, während es nach ā, ō und ō̄ meist stumm ist. In der Regel unterscheidet man in Nordengland und Amerika zwischen *father* und *farther*, *raw* und *roar*, in Südengland aber spricht man unterschiedslos fädhᵉ und rō, *roar* allerdings auch roᵉ."

Wie in der grofsen Ausgabe, geht auch im „Kleinen Toussaint-Langenscheidt" der Unterricht von fremdsprachlichen Texten aus. Es werden aber hier kurze, in einer oder zwei Lektionen abgeschlossene Texte gewählt, die meist belehrenden Inhalts sind, indem sie den Lernenden in verschiedene, ihn interessierende Wissenskreise einführen oder englisches Leben schildern. Stücke dieser Art sind: (L. 1.) *Words of German Origin*; (L. 4. 5.) *Our Family*; (L. 7.) *The Treasures of the Earth*; (L. 8.) *On a Boat to Margate*; (L. 9.) *Dress and Fashion*; (L. 11.) *Useful Metals*; (L. 12.) *Insurance*; (L. 14.) *Factories and Workshops*; (L. 15.) *The Choice of a Calling*; (L. 16.) *The Usefulness of the Banks*; (L. 17.) *General Progress*; (L. 19. 20) *Round the World*. Dazwischen sind auch fesselnde Erzählungen eingestreut: (L. 2.) *The Monkey and the Cats*; (L. 3) *Presence of Mind*; (L. 6) *A Faithful Companion*; (L. 10) *A Remarkable Patient*; (L. 13.) *From Pit-boy to Baronet*; (L. 18.) *The Skater and the Wolves*. In den ersten zehn Lektionen befindet sich unter jeder Zeile des englischen Textes 1. die Aussprache, 2. die deutsche Übersetzung jedes einzelnen Wortes; von L. 11 angefangen wird blofs der englische Text gegeben, während rechts davon, durch einen Strich getrennt, die noch unbekannten englischen Wörter mit der deutschen Bedeutung stehen. Auf den Text (A) folgt in jeder Lektion der Abschnitt B „Texterläuterung", worin im Anschluſs an den Text kurze Erklärungen in bezug auf Aussprache, Grammatik, Bedeutungslehre, Wortbildung, Etymologie und Synonymik gegeben werden. Der nächste Abschnitt C „Deutsche Wortfügung" enthält eine sinngemäfse, sprachrichtige deutsche Übersetzung des Textes A. Abschnitt D gibt vom 2. Briefe an die „Lösungen" der Aufgaben des vorangegangenen Briefes. Abschnitt E ist der systematisch angeordneten „Grammatik" gewidmet. Die Lektionen 1—12 bringen das Wichtigste aus der Formenlehre

Digitized by Google

(der englische Ausdruck dafür ist nicht *„Etymology"*, sondern *„Accidence"*!), während die Lektionen 13—20 das Nötigste aus der Syntax bieten. Dann folgen unter F „Gespräche", die über eine Reise nach London, das Leben im Hotel und *boarding-house*, Mahlzeiten, Beförderungsmittel aller Art, Ausflüge, Einkäufe, Besuche, Vergnügungsstätten, Banken, Post, Telegraph und Telephon, Arzt und Apotheke, Sehenswürdigkeiten und Sport handeln und in hohem Mafse die praktische Sprachbeherrschung fördern. Die Abschnitte G „Textwiederholung" und H „Sprechübungen" bezwecken eine gründliche Wiederholung und Verarbeitung der Texte. Den Schlufs jeder Lektion bildet der Abschnitt I, der unter dem Titel „Verschiedenes" kurze englische Erzählungen ernster und heiterer Art, Anekdoten, Rätsel und Witze, Muster von englischen Privat- und Geschäftsbriefen (mit Angabe der Vokabeln) sowie deutsch geschriebene Auskünfte über Anrede und Titel, über Gasthöfe, Hotels, Restaurants, Getränke, Eisenbahn, Fest- und Feiertage, Münzen, Mafse und Gewichte, Zeitungen, Politik in England und Amerika, endlich Verzeichnisse von Sprichwörtern, Abkürzungen und eine Zusammenstellung der Eigentümlichkeiten des amerikanischen Englisch bringt.

Obwohl das vorliegende Werk ausgesprochen praktischen Zwecken dient, spielt darin die Grammatik durchaus nicht die Rolle eines Aschenbrödels, sondern es wird ihr vom Verfasser, der wohl weifs, dafs gute fremdsprachliche Kenntnisse nur auf fester grammatischer Grundlage fufsen können, ein ziemlich breiter Raum zugewiesen. Die Regeln sind überall klar und dem herrschenden Sprachgebrauch gemäfs gefafst und lehnen sich an Beispiele an, die teils den durchgenommenen Texten, teils der lebendigen Umgangssprache entnommen sind. Besonderes Augenmerk wird denjenigen sprachlichen Erscheinungen zugewendet, die vom Deutschen abweichen und die der Lernende unbedingt wissen mufs, um sich richtig in der Fremdsprache auszudrücken. Es möge mir nun gestattet sein, im Hinblick auf eine zweite Auflage einige Einzelheiten, die mir in dem der „Grammatik" gewidmeten Teile des Werkes verbesserungsbedürftig erscheinen, herauszuheben. Im § 42 wird von einer *regular* (oder *weak*) und einer *irregular* (oder *strong*) conjugation gesprochen. Dafs es aber auch unregel-

Digitized by Google

mäfsige schwache Verba gibt, erfährt der Lernende erst aus dem Titel des § 74 „Alphabetisches Verzeichnis der starken und der unregelmäfsigen schwachen Verben“ (S. 71—76). — Unter den substantivisch gebrauchten Fürwörtern (§ 90, 2) fehlt *each one*, obwohl es wiederholt in den Texten vorkommt; z. B. S. 160, Z. 7: *The wages are in many cases paid for „piece-work“, that is upon the work which each one does.* — Zu der Textstelle: “Among the more remarkable patients in a hospital was one who was with much difficulty *saved from inflicting* death upon himself by refusing to take any food“ folgt die Erläuterung (§ 110): “*to save from.* Das auf eine Präposition (aufser *to*) folgende Verb steht im Partizip der Gegenwart (*inflicting*).“ Statt „Partizip der Gegenwart“ mufs es heifsen „Gerundium“. — § 112. Warum „*inside* innerhalb“ zu den „eigentlichen“ und „*outside* aufserhalb“ zu den „uneigentlichen“ Präpositionen gerechnet wird, ist mir unerfindlich. Die Entstehung beider ist doch gleichartig; sie sind beide verkürzt aus der Wortgruppe *on the inside* (oder *outside*) *of*. — § 138, 3, o: Unter die Beispiele von Wörtern, vor denen, wenn sie eine abstrakte Bedeutung annehmen, der bestimmte Artikel fehlt (z. B. *to go to bed, to church, to school*) hat sich auch „*to be of opinion* der Meinung sein“ verirrt. — § 138, 5, c: Unter die Beispiele vom Fehlen des unbestimmten Artikels gehört die Verbindung *to shake hands with a person* gewifs nicht. — § 151, 1: “Das Subjekt steht auf die Frage wer? oder was? im Nominativ und ist: ... d) ein Substantivsatz: “it is easy” to say es ist leicht zu sagen.“ Dieses Beispiel ist ganz verfehlt und unverständlich. — § 151, 3: Unter die Beispiele, in denen das Prädikat aus einem Adjektiv oder Substantiv mit dem Satzband besteht, wurde auch der Satz: *he called the man a liar* aufgenommen; dieser gehört in den § 183, 2, wo die Verba mit doppeltem Akkusativ erwähnt worden. — § 195, 2: „Der Infinitiv mit *to* steht nach den Verben: a) der Willensäufserung, wie *to allow, to permit, to cause* etc. ...; b) der Gedankenäufserung, wie *to believe, to expect, to know* etc.“ Das zu 2b gegebene Beispiel „*I believe him to be an honest man* ich halte ihn für einen ehrlichen Mann“ sowie die Sätze „*I know him to be a good man* ich weifs, dafs er ein guter Mann ist“ und „*he believed himself to be cheated* er glaubte, dafs er betrogen sei“, die sich im nächsten Absatz 3 unter den Beispielen für die

Digitized by Google

Verwendung des Infinitivs mit *to* zur Verkürzung von Nebensätzen befinden, hätten dem Verfasser eine passende Gelegenheit bieten können, ein paar Worte über die im Englischen so häufige Fügung des Akkusativs mit dem Infinitiv zu sagen. — § 196, 5, a: In dem Satze: *after walking so long, I was tired* sieht der Verfasser ein Partizip Präsens mit vorangehender Konjunktion, während hier doch ein Gerundium nach einer Präposition vorliegt. — § 207, 1: „Das deutsche es ist zu übersetzen: ... d) durch *so*, um ein Prädikat noch einem zweiten Subjekt beizulegen oder um das Prädikat nicht zu wiederholen." Da sich unter den angefügten Beispielen auch *I hope so, I believe so, he told me so, I shouldn't* (nicht *should'nt*) *have thought so* befinden, so mufs obige Regel durch folgenden Zusatz ergänzt werden: „und als Objekt nach Verben wie *to hope, to think, to believe, to tell*". — § 207, 2: „Englische persönliche Wendungen an Stelle der deutschen unpersönlichen mit es." Dazu gehören von den dazu gegebenen Beispielen nur *I feel sick* es wird mir übel, *he is badly off* oder *he is hard up* es ist mit ihm schlecht bestellt, *she is better now* es geht ihr jetzt besser. Dagegen ist in den Beispielen *„to aim at* es absehen auf, *to compete with* es aufnehmen mit" die deutsche Wendung ebenso persönlich wie die englische. — § 209, 2: „Das Reflexivpronomen steht ... c) im Akkusativ: *I regard myself as one of the party*; an Stelle des deutschen Dativs: *I do myself the honour* ich gebe mir die Ehre." Das englische *myself* ist aber hier ebenso ein Dativ wie das deutsche „mir". — § 162, 7: „Nach gewissen Verben steht das prädikative Adjektiv an Stelle des Adverbs: *I feel hungry* ich fühle mich (= ich bin) hungrig." Die Worte „an Stelle des Adverbs" sind als irrig zu streichen; übrigens ist das Prädikatsnomen (Substantiv und Adjektiv) schon im § 151, 3 richtig und erschöpfend behandelt. Unnötige Wiederholungen des grammatischen Stoffes sind auch sonst zu finden; so § 147, 4 = § 18, 4 (über verschiedene Wörter für jedes Geschlecht); § 163, 4 = § 153, 2, d (über die Stellung des Adjektivs an der Spitze des Satzes).

In bezug auf den englischen Wortschatz hat es der Verfasser nicht verabsäumt, schon in der ersten Lektion auf den deutschen oder germanischen Bestandteil der englischen Sprache und die darin erkennbare „Lautverschiebung" auf-

Digitized by Google

merksam zu machen, und in der 12. Lektion wird auch der lateinisch-französische Wortschatz des Englischen einer näheren Betrachtung unterzogen. Zuerst werden die Unterschiede zwischen der Rechtschreibung der im Laufe der Jahrhunderte in die englische Sprache aufgenommenen französischen Wörter und derjenigen der entsprechenden neufranzösischen Wörter aufgezeigt. Zu *ribbon* wird als französische Entsprechung 'ribon' angegeben; doch heifst das neufranz. Wort 'ruban', altfranz. 'riban' aus althochdeutschem 'rīdband' (vgl. Holthausen, Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache, Leipzig, Tauchnitz, 1917). Was die Bedeutung der stammverwandten französischen und englischen Wörter betrifft, so werden Beispiele von Wortpaaren 1.) mit gleicher, 2.) mit abweichender Bedeutung zusammengestellt. Unter den letzteren finden sich auch *to bless* „segnen" und *blesser* „verwunden"; doch kommt das englische Zeitwort vom altenglischen 'blēdsian' (s. Holthausen) und hat nichts mit dem französischen 'blesser' zu tun. Ebensowenig gehört *gale* „Sturm" hierher, das wahrscheinlich nordischen Ursprungs ist und mit franz. 'gale' (Krätze) nichts gemein hat. Die Wörter *beef* (franz. bœuf), *mutton* (franz. mouton), *veal* (franz. veau) gehören nicht in die Reihe der Wörter mit abweichender Bedeutung, sondern in die Reihe der Wörter, die im Französischen zwei Bedeutungen haben, von denen sich im Englischen nur eine erhalten hat; ebenso wie die drei genannten Wörter verhält sich auch *pork* (franz. *porc*), das nicht angegeben ist.

Papier und Ausstattung sind tadellos, der Druck ist deutlich und korrekt. An Versehen habe ich nur gefunden: S. 140, § 131, XII At the watchmaker*s* (statt —r's); S. 184 Shakespeare (1563—1616) lies 1564 statt 1563; S. 228 enough is *a* good as a feast (lies *as*). Im § 185, 2 heifst es: „Das deutsche unpersönliche Passiv fehlt im Englischen: es fand sich, dafs ... *it was found that* ...". Statt „Passiv" soll es doch wohl „Reflexiv" heifsen.

Das geschickt angeordnete „Sachregister" (19 S.) dient zum Nachschlagen und zur Wiederholung des Unterrichtsstoffes.

Der „Kleine Toussaint-Langenscheidt" ist, besonders, wenn noch einige kleine ihm anhaftende Mängel beseitigt werden, ein für den Selbstunterricht sehr brauchbarer Lehrgang und

Digitized by Google

ist jedem, der sich in wenigen Monaten gute praktische Kenntnisse in der englischen Sprache erwerben will, bestens zu empfehlen.

Wien. Joh. Ellinger.

III. AUS ZEITSCHRIFTEN.

Englische Studien 61, 3: Rösler, Leben und Lernen in England im 15. und 16. Jahrhundert. — Mackenzie, A Special Dialectal Development of OE. *ĒA* in Middle English. — Arns, Maurice Baring. — H. Richter, Poetische Übereinstimmungen. — Besprechungen.

English Studies IX, 5: van Doorn, How it strikes a Contemporary. VII: Sara Teasdale; VIII: 'A. E.' (George William Russell). — IX: Roy Campbell. — Schutt, A Guide to English Studies. The Study of the History of Old and Middle-English Literature.

Idealistische Philologie III, 3: Blumenfeld, Verstehen und Deuten, ein Beitrag zur Theorie der Hermeneutik. — Spitzer, Puxl, eine kleine Studie zur Sprache einer Mutter. — Hoerner, Sprachstil und Kunststil. — Lerch, Kulturhistorisches im französischen Wortschatz.

— III, 4: Spoerri, Rhythmus des romanischen Verses. — Kuttner, Rhapsodie über den „Infinitiv". — Lerch, Kulturhistorisches im französischen Wortschatz.

Literis IV, 2: Boström, Grundlinien eines philosophischen Systems. — Brentano, Psychologie vom empirischen Standpunkt aus. Versuch über die Erkenntnis. — Hegel, Begriff der Religion. — Leibniz, Die Theodice (Bréhier).

Modern Language Notes XLII, 4: Bush, The Influence of Marlowe's Hero and Leander on early mythological Poems.

Modern Philology XXIV, 1: Slover, William of Malmesbury's Life of St. Patrick.

Neophilologus XIII, 1: Kalepky, Verkleidete Rede. — van Dam, The Text of the Merchant of Venice. — De Vries, Die Krákumál. I. — Jolles, Een oude vergissing. I. M.

[18. 10. '27.]

INHALT.

		Seite
Ia. D. E. Oppenheim, Dichtung und Menschenkenntnis. Psychologische Streifzüge durch alte und neue Literatur	(Fehr)	337
J. A. Richards, Principles of Literary Criticism	(Fehr)	341
May Sinclair, Far End	(Fehr)	347
R. S. Crane and F. B. Kaye, with the assistance of M. E. Prior, A Census of British Newspapers and Periodicals, 1620—1800 (Binz)		349
Ib. Fr. Klaeber, Weitere Randglossen zu Texterklärungen		354
II. Karl Blattner, Der Kleine Toussaint-Langenscheidt (Ellinger)		360
III. Aus Zeitschriften		368

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Friedrich Mann** in **Frankfurt a/M.**

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Digitized by Google

JAN 9 19

Beiblatt zur Anglia.

Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht.

XXXVIII. Bd. Dezember 1927. Nr. XII.

I. SPRACHE UND LITERATUR.

Ammann, Hermann, Die menschliche Rede. Sprachphilosophische Untersuchungen. I. Teil, Die Idee der Sprache und das Wesen der Wortbedeutung. Verlag M. Schauenburg, Lahr i. B. 1925. V, 134 S.

Der Verf. will, wie das Vorwort besagt, seine Betrachtungen ohne ausdrückliche Berücksichtigung der bisher auf diesem Gebiet geleisteten Arbeiten, sozusagen ab ovo, ins Werk setzen. Dieser heute in Mode gekommene Standpunkt ist an und für sich bedenklich und empfiehlt sich besonders in einem Falle nicht, wo die zu behandelnden Fragen oftmals und gerade in neuester Zeit zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht wurden. Der Hinweis des Verf. auf indirekte Einflüsse seitens der 'Phänomenologie' und auf Anregungen durch Spengler kann nicht als Ersatz gelten; diese Einwirkungen sind, um es gleich zu sagen, dem Ganzen mehr abträglich als fördernd gewesen.

Das Buch zerfällt in drei Teile. Die Einleitung (I. Kapitel: 'Aufgabe und Absicht dieser Untersuchung') möchte das Untersuchungsgebiet in negativer und positiver Hinsicht umgrenzen. In ersterer Richtung stellt der Verf. seine Arbeit gegenüber den Problemstellungen Cassirers, Mautners, H. Pauls und Husserls, wobei im einzelnen manches zu erörtern wäre. Diese verschiedenen Gesichtspunkte sind einander keineswegs koordiniert, sondern gehen, abgesehen von differenten philosophischen Grundlagen, auf verschiedene Betrachtungsmöglichkeiten oder -versuche sprachlichen Geschehens zurück (theoretisch, normativ; genetisch, deskriptiv). Die kurzen Andeutungen des Verf. über seine Stellung zur Psychologie sind

Digitized by Google

unklar; rechnet der Verf. die Psychologie nicht zur Philosophie, hat er nur die genetische Psychologie im Auge? In positiver Beziehung faſst er seine Absicht unter dem Ausdruck 'Besinnung auf das Wesen der Sprache' zusammen. Trotzdem er sich gegen eine 'Definition' des Wesens der Sprache wendet, läuft das Folgende doch im wesentlichen auf eine Art Nominaldefinition oder Begriffsverdeutlichung von 'Sprache' hinaus. Nur eine falsche Ansicht über das Charakteristische der Definition im letzten Sinne kann zu der Meinung führen, dem Komplex 'Sprache' sei nur unmittelbar aus dem Erlebnis heraus beizukommen. Gewiſs, aus diesem Erlebnis heraus oder besser aus unseren äuſseren und inneren Erfahrungen gewinnnen wir (durch Abstraktion und Synthese) den universellen Begriff des 'sprechenden Wesens' und davon lösen wir wiederum als hypostasierten Teil 'das Sprechen' oder 'die Sprache' ab. Diese vorwissenschaftliche Begriffsbildung ist aber in bezug auf den Umfang, mehr noch in bezug auf den Inhalt verschwommen und unklar, und es besteht die wissenschaftliche Aufgabe nun darin, Umfang und Inhalt des verschwommenen Komplexes sachlich richtig zu bestimmen. Dazu gehört aber eben mehr als ein bloſses Erleben; es macht einen groſsen Unterschied aus, ob man etwas seelisch erlebt oder ob man dieses Erlebnis beschreibt und analysiert.[1]) Aus diesem Grunde ist auch die 'Idee' Sprache (der Allgemeinbegriff oder besser das Pseudouniversale 'Sprache'), wie sie der Alltagssprecher hat, noch kein sicherer Maſsstab für das Einordnen einer Einzeltätigkeit unter den Komplex Sprache im wissenschaftlichen Sinn. Die Meinung des Verf. von einer 'Idee' Sprache als einer gewissermaſsen überpersönlichen Realität, gegenüber der sich unser Sprechen als Einzelvorfall realisiere, scheint mir ein Ausfluſs jener eingangs erwähnten 'phänomenologischen' Beeinflussung zu sein und muſs, wenn nicht nur bildlich verstanden, ins Reich der Phantasie verwiesen werden. Daſs der Verf. bei den folgenden begrifflichen Erläuterungen vom gewöhnlichen Sprachgebrauch ausgehen will,

[1]) Vgl. jetzt den aus Brentanos Nachlaſs demnächst erscheinenden III. Band der 'Psychologie': *Vom sinnlichen und noetischen Bewuſstsein* (hrsg. von Prof. O. Kraus bei Meiner, Leipzig; philos. Bibliothek). Diese aus Brentanos letzten Jahren stammenden reifsten Untersuchungen sind für alle Sprachforscher, die sich mit Bedeutungslehre beschäftigen, wichtig.

Digitized by Google

ist gewifs gerechtfertigt; denn auch in den Begriffsbildungen der Alltagssprache liegen zum Teil richtige Erkenntnisse, zum Teil Vorbereitungen hierzu eingebettet vor, und auch die wissenschaftliche Begriffsbildung darf der Sprache des täglichen Gebrauchs nicht Zwang antun, indem sie diese Errungenschaften und Vorbereitungen übersieht. Anderseits darf man wiederum dem volkstümlichen Sprachgebrauch nicht in allem vertrauen.

Der erste Hauptteil des Buches (Kapitel 2—4) handelt von der 'Idee der Sprache'. Verf. sucht nun seiner Absicht gemäfs einzelne Seiten des Begriffskomplexes 'Sprache' zu analysieren. Zunächst geht er aus von der Scheidung 'Sprache' und 'Sprachen' und versteht darunter das menschliche Sprachvermögen im allgemeinen, beziehungsweise eine bestimmte sprachliche Gestaltung, wie sie sich bei gröfseren Gruppen der Menschheit vorfindet.[1]) Er betont: Zum Begriff 'Sprache' gehöre als wesentlich einmal das menschliche Sprechen, weiter die Bezogenheit auf eine bestimmte Form dieses Sprechens. Da sich weiter die sprachliche Tätigkeit im Rahmen der sozialen Gemeinschaft vollzieht, so ergibt sich daraus die Begriffsbestimmung der Sprachgenossenschaft. Als Randerscheinungen betrachtet der Verf. hierbei die Dienste der Sprache im Denken des Einsamen (S. 16—20). Die weiteren Ausführungen über die Funktion der Sprache als verbindendes und absonderndes Moment lassen der Sprachgenossenschaft die Sprachgemeinschaft gegenübertreten. Unter letzterer begreift der Verf. die kleineren und kleinsten sprachlichen Sondergruppen, bei denen sich an die sprachliche Tätigkeit noch andere Assoziationen (wie Stammesgefühl, Heimatsgefühl, besondere Interessen und allgemeinere Emotionen) knüpfen

[1]) Diese Scheidung erinnert an die Saussuresche Gliederung langue — parole (Cours de linguistique générale, 25), fällt aber nicht damit zusammen. Ich möchte nun bemerken, dafs von Saussure ausgehend Bally (La langue et la vie) die begriffliche Scheidung in etwas veränderter Form übernommen und Delacroix neuerdings (L'Analyse Psychologique de la Fonction Linguistique, Oxford 1926) dieselbe erweitert hat. Unter den englischen Philologen hat H. Palmer Saussures Scheidung unter der Terminologie language — speech verwendet (Memorandum on Problems of English Teaching, Tokio 1924). Wichtige Erörterungen der Saussureschen Abstraktion bei Jespersen, Mankind-Nation and Individual from a Linguistic Point of View (Oslo 1925).

Digitized by Google

(S. 20—26). Die Andeutungen über die Stufenfolge Sprache und Landschaft, Sprache der Kunst und Kultur, Sprache der Zivilisation scheinen auf Spengler basiert und leiden einmal unter der zu starken künstlichen Scheidung — denn eine Sprache kann verschiedenen Zwecken zugleich dienen — weiter aber auch daran, dafs hier, wenn auch in versteckter Art, der Organismusgedanke auftaucht. — Im allgemeinen aber ist zu bemerken, dafs der Verf. eben doch bereits zu Beginn von einem bestimmteren Allgemeinbegriff 'Sprache' ausgeht, in dem das Menschliche enthalten ist. Seine späteren Bemerkungen (S. 40) über Abgrenzung von 'Sprache' und 'Rede' hätten demnach besser gleich zu Anfang Platz gefunden; denn auch den Bereich der Tiersprache wird man nicht ohne weiteres aus dem Begriffskomplex 'Sprache' ausscheiden dürfen.

Weiter grenzt der Verf. dann 'Sprache' auf gesprochene Sprache ab, wobei er gute Bemerkungen über die Schrift als blofses Medium sprachlicher Mitteilung einfliefsen läfst (S. 28). Von da findet er den Übergang zu den Terminis 'Verstehen' — 'Bedeutung' — 'Wort'. Die folgenden Erörterungen über 'Wort', weiter 'Satz und Wort', leiden, obwohl sie manches Richtige enthalten, unter der unscharfen Scheidung von Form- und Bedeutungsproblemen, wie auch die vom Verf. gewollte Trennung von 'Worten' und 'Wörtern' eine Frage behandelt, die Marty bereits ausführlich und klar als das Problem der Auto- und Synsemantika behandelt hat. Namentlich fällt auf, dafs der Verf. der Wirkung des Redezusammenhanges viel zu wenig Rechnung trägt; seine Bemerkungen über isolierte Worte (S. 35) sind in dieser Hinsicht entsprechend zu modifizieren. Im grofsen Ganzen möchte der Verf. im folgenden die Worte isoliert, d. h. als lexikalische Bestandteile des Wortschatzes betrachten. Die Termini 'Sprechen' — 'Reden' werden hierauf begrifflich zu umgrenzen versucht (vgl. dazu auch Paul, Deutsches Wörterbuch); 'sprechen' bezieht sich mehr auf die psychophysische Leistung, 'reden' begreift mehr den psychischen Gehalt des Gesprochenen in sich. Aber die Ausdeutung des Verf., dafs sich das Paar 'Sprechen — Reden' wie 'Seele — Geist' gegenüberstünde sowie seine Bemerkungen über 'objektive, ichfremde Gültigkeit' sind wiederum phänomenologische Schlagwörter; hierher mufs ich auch die Charakteristik der 'Rede' als Ausdruck 'übersubjektiver Inhalte' rechnen (S. 40). Ebenso-

Digitized by Google

wenig kann man der Meinung des Verf. beipflichten, dafs nur der mehrgliedrige Vollsatz Form der 'Rede' sein könnte. — Der zweite Hauptteil des Buches (Kap. 5—12) handelt vom Wesen der Wortbedeutung. Das 5. Kapitel betrifft die Termini 'Bedeutung', 'Verstehen', 'Bezeichnen' und 'Ausdruck'. Alle Fragen, die der Verf. da mehr oder weniger glücklich beleuchtet, sind von Marty in den 'Untersuchungen' (1908), zum Teil bereits in früheren Schriften, gründlichst behandelt worden; davon hätte jede einigermafsen tiefschürfende Untersuchung auszugehen. Marty hat als erster die Scheidung 'Kundgabe oder Ausdruck', 'Bedeuten' und 'Bezeichnen' gemacht und diese ist von anderen mit oder ohne Nennung der Quelle übernommen worden. Auf eine Einzelkritik der Erörterungen des Buches einzugehen ist hier nicht möglich; ich hebe das Wichtigste heraus. Am mifslichsten ist, dafs wir in diesen einleitenden Betrachtungen eigentlich gar nicht erfahren, was 'Bedeutung' sein soll. Glücklicherweise scheint der Verf. nicht zu denen zu gehören, die der 'Bedeutung' idealen oder objektiven Bestand zuschreiben wollen. Er spricht zunächst davon, dafs die Sprachmittel durch Konvention und Tradition ihre Bedeutung hätten, dafs sprachlicher Wandel doch nicht so sprunghaft erfolgen dürfte, um das Verständnis zu gefährden. Die merkwürdige Ansicht, eine lebende Sprache sei auch durch Jahrhunderte ohne Veränderung denkbar, wird kaum von jemandem geteilt werden. Im folgenden wird nun zwischen genetischer und deskriptiver, zwischen Form- und Bedeutungsproblemen viel zu wenig geschieden. Das 'Wort', das für den Verf. als der eigentliche Bedeutungsträger gilt, ist in bezug auf die Bedeutungsfunktion gar kein einheitlicher Typus, weder vom deskriptiven noch vom genetischen Standpunkt aus. Da sollte die Frage an der Spitze stehen: Sind alle Wörter 'Bedeutungsträger' und in welcher Weise? Es zeigt sich sofort der Nachteil einer derartigen Betrachtung, die sich nicht über die seelischen Grundphänomene Rechenschaft zu geben sucht, welche durch die Sprache ausgedrückt und mitgeteilt werden. Der Verf. gibt sich gewifs bei der Ausdeutung der obengenannten verschiedenen Termini alle Mühe, er kommt in manchem der richtigen Lösung näher: so, wenn er von 'Bedeuten' sagt, es ginge nach der Seite des Sinnes, oder Bedeutung sei das, was man bei dem Worte denkt, 'Bezeichnen'

Digitized by Google

sei Bezugnahme auf den Gegenstand, 'Ausdruck' sprachliches Gestalten des innerlich Erlebten. Aber wie sich bei einem Sprachmittel diese drei Seiten zueinander verhalten, wird nicht klar. Die richtige Grundlage kann da m. E. nur auf Analyse des psychologischen Tatbestandes gegründet werden: der Sprecher beschäftigt sich seelisch mit Dingen und will den Hörer zu dieser seelischen Beschäftigung anregen; in diesem einfachen Tatbestand liegt die Dreiheit 'Ausdrücken', 'Bedeuten', 'Bezeichnen' beschlossen. Sofern die Sprachmittel die seelische Beschäftigung des Sprechers mit Realem kundtun, drücken sie aus, und, sofern sie im Hörer eine seelische Beschäftigung mit demselben Realen wecken, bedeuten sie. Das 'Bezeichnen' oder 'Nennen' betrifft das im Ausdruck und in der Bedeutung mitgeteilte Urteil, d. h. das blinde oder evidente Glauben an die Existenz des vorgestellten Realen; sofern ein Sprachmittel einen derartigen Glauben kundgibt und im Hörer erweckt, haben wir es mit der 'Bezeichnungs-' oder 'Nennfunktion' im weitesten Sinne zu tun. — Es ist merkwürdig, dafs wir bei dieser Gelegenheit, namentlich bei der Erörterung des Terminus 'Verstehen' nichts über die 'Mitteilung' erfahren; des Verf. Analyse von 'Verstehen' ist etwas verschwommen und eigenwillig, wenn dieser Terminus auf das Erfassen des Sinnes im Redezusammenhang eingegrenzt wird. Irrig scheinen mir dabei die Bemerkungen über das Mifsverstehen bildlicher Ausdrücke 'unabhängig von der Kenntnis der Bedeutung'; solche Mifsverständnisse beruhen eben darauf, dafs man die figürliche innere Sprachform für die Bedeutung nimmt, diese aber nicht erfafst. Wenn nun 'Ausdruck' und 'Bezeichnen' als gewisse Gegenpole erklärt werden, so trifft das zu, insofern es sich bei gewissen Sprachmitteln eben um verschiedene Seiten ihrer Funktion handelt. Wohin man aber kommt, wenn man sich über die Grundfragen des Bedeutens nicht im reinen ist, zeigt nun das 6. Kapitel, das über den 'Namen' (bes. Personennamen) handelt (S. 66—76). Für den Verf. ist der Name nur Bezeichnungsmittel und hätte keine Bedeutung. Ich begnüge mich mit einem Hinweis auf meinen Aufsatz 'Zur Definition des Begriffes Eigenname' (Hoops-Festschrift, 1925). Der Verf. scheidet vom genetischen Standpunkt nicht genügend zwischen Motiven der Namengebung und der Namenwahl; zu ersteren gehört primär das Bestehen der

Digitized by Google

Unterscheidung eines Individuums von anderen. Dieses Bestreben kann sekundär wieder mannigfach bedingt sein (die verschiedenen Verbände wie Familie, religiöser Verband etc.). Die Namenwahl hängt wiederum mit Sitten, Lebensanschauungen, aber zum Teil auch mit ästhetischen und anderen praktischen Erwägungen zusammen. All das ändert aber nichts an der Tatsache, dafs der Name eine Individualvorstellung bedeutet oder bedeuten soll und gleichzeitig als Unterscheidungszeichen fungiert. Von anderen Sprachmitteln kann er sich nur dadurch unterscheiden, dafs bei seiner Prägung unter Umständen so etwas wie reflektierende oder planmäfsige Absicht zutage tritt.[1]) Was den Verf. zur Meinung der Bedeutungslosigkeit der Personennamen verleitet hat, trifft — wie mir scheint — das Problem der figürlichen inneren Sprachform; weil bei konventionellen Namen jene Nebenvorstellungen, die einstmals bei seiner Prägung mitspielen konnten, verschwunden sind, weil diese Namen nicht mehr 'redend' sind, so hält er sie für bedeutungslos!

Die ff. Darlegungen (Kap. 7 und 8) suchen nun den Übergang zu den Appellativen. Die nomina propria waren — wie wir sahen — für den Verf. bedeutungslos; sie bezeichnen für ihn nur einen Gegenstand, sind einzielig. Auf zwei Wegen will er sich von da der Gruppe der Gattungsnamen nähern, die gegenüber jenen nur Bedeutung hätten, aber doch mit ihnen dadurch Ähnlichkeit zeigten, dafs sie sich auf 'Ideen' bezögen, also eine gewisse Einzieligkeit mit ihnen teilten. Er versucht einmal über appellativisch verwendete Eigennamen (Don Juan), den Typennamen in der Dichtung ('der Dichter', 'der Theaterdirektor') zu den Gattungsnamen, wie 'der Löwe', 'die Rose' vorzudringen, um uns zu sagen, dafs da 'im strengen Sinn des Wortes nicht das einzelne Ding, auch nicht die Gesamtheit der Dinge' benannt werde, sondern das Ding; 'hinter der Welt der benannten Dinge birgt sich die Welt der in typischer Einheit vorgestellten Gattungen'. 'Die Bedeutung des Dingwortes liegt in seiner Fähigkeit, uns eine bestimmte Idee zu vermitteln. Die Idee steht also zur Wortbedeutung in allerengster Beziehung' (S. 84). Ein anderer

[1]) Eine sehr interessante Studie zum Namenproblem ist Spitzers Studie 'Puxi' (1926); über Genetische Fragen zum Namenproblem habe ich in der Festschrift für Luick (1925, p. 112) gehandelt.

Digitized by Google

Weg führt den Verf. von den Eigennamen über die Individualwörter (wie 'Sonne', 'Erde') zu Gattungsnamen für Krankheiten und Elementarerscheinungen, um darzutun, dafs auch hier in primitiver Denkart eine gewisse einheitliche Auffassung des Weltbildes dahinterstehe. All diese mühevollen Erörterungen leiden daran, dafs — wie mir scheint — der Verf. sich bemüht, beim Gattungsnamen nach etwas Gegenständlich-Einheitlichem zu suchen, das ähnlich wie beim n. proprium durch ihn bezeichnet werde. Die früher bei den Eigennamen erfolgte Negierung einer Bedeutung rächt sich nun hier; die 'Idee' des Verf. entpuppt sich ja in der Tat nichts anderes als die Bedeutung der Appellativa selbst, d. i. als Allgemeinbegriff, der dann später (Kap. 9, S. 101) auf den populären, nichtwissenschaftlichen eingegrenzt wird. Die verschiedenen Definitionen und Erörterungen von 'Idee' gehen glücklich gerade noch an der platonischen Hypostase vorbei, leiden aber darunter, dafs der Verf. den grammatischen repräsentativen Singular 'der Löwe', 'die Rose' zu ernst nimmt. Diese Ausdrücke bedeuten eine Allgemeinvorstellung, einen Universalbegriff und nennen (oder bezeichnen) im Einzelfall dies oder jenes Ding, von dem dieser Begriff prädiziert werden kann. — Die gelegentlichen Ausführungen über primitives Denken, über die inhaltlichen Unterschiede der Begriffe bei verschiedenen Völkern sind Umschweife, die deskriptiv-psychologische Kenntnisse nicht ersetzen können; ganz entschieden falsch scheint mir z. B. die These, dafs der Allgemeinbegriff 'Vogel' bei Deutschen und Römern verschieden sei; die religiösen und emotionellen Assoziationen, die sich bei diesen Völkern dem Begriff zugesellen können, gehören gewifs nicht zu seinen integrierenden Momenten. — Zu den Ausführungen, die der Verf. bezüglich der begrifflichen Leistung der Wortbedeutung gibt (S. 95—108), noch einige Bemerkungen. Im wesentlichen handelt es sich hierbei um das Problem der Begriffsgewinnung und das Verhältnis von Anschauung, Individual- und Universalbegriffen. Verf. scheint der Meinung zu sein, dafs diese Reihe auch eine genetische Stufenfolge darstelle; diese Ansicht ist von Brentano und Marty (m. E. mit vollem Recht), bekämpft worden. Genetisch steht die Gewinnung von mittleren Allgemeinbegriffen durch Abstraktion aus Anschauungen an der Spitze, die Gewinnung von indivi-

Digitized by Google

duellen Begriffen durch komplizierte Synthese an letzter Stelle.[1]) Auch die Lehre von der Begriffsbildung an sich (durch Abstraktion und Synthese) spielt herein; man darf ein 'einfaches' Dingwort nicht für einen einfachen Begriff halten.[2]) Die auch bei Wundt, und neuerdings auch bei Cassirer auftauchende Meinung eines konkreten oder anschaulichen primitiven Denkens ist auf Grund von Martys Ausführungen nunmehr entsprechend zu modifizieren.[3]) Wenn der Verf. ferner unter 'Idee' den populären Allgemeinbegriff einer Sprachgemeinschaft versteht, so mufs betont werden, dafs sich in dieser Richtung gewifs umfangsgleiche Begriffe scheiden können, und zwar nach Inhalt und nach Farbe; letzteres ist ein gewisser Gefühlsgehalt des Wortes und das trifft des Verf. Beispiele wie 'Pferd' und 'Rofs'. Dieser Gefühlsgehalt kann aber sozial auch innerhalb der betreffenden Sprachgenossenschaft wiederum verschieden sein; es ist ein Unterschied, ob der Bauer oder der Dichter von einem 'Rosse' spricht. Zu diesem Fragenkomplex gehört aber weiter die sehr wichtige Erscheinung der Bedeutungsverschwommenheit, sowie das uneigentliche Nennen.[4]) Über derartigen Unterschieden, die auch einer Übersetzung Schwierigkeiten bereiten, darf aber doch nicht der Bestand von Synonyma bei verschiedenen Völkern glattweg bestritten werden.[5]) Die letzten drei Kapitel versuchen nun die Wortklassen des Substantivs, Verbums und Adjektivs zu beleuchten. Über das Substantiv (eingeengt auf Dingwort) erfahren wir nach dem bisher Gesagten nicht viel Neues. Störend wirkt die unscharfe Terminologie von 'Anschauung', 'Vorstellung' u. a. m. Für den Verf. hat das Dingwort innerhalb jeder Sprachgemeinschaft einen besonderen Erlebniswert; 'hinter der individuellen Vorstellung steht die Idee, steht das Bild des Gegenstandes, wie es in der Erlebnisweise der Gemeinschaft sich gestaltet hat: durch die Vorstellung hindurch schaue ich

[1]) Vgl. Marty, Untersuchungen p. 724 ff.; Brentano, Psychologie vom empirischen Standpunkt (Neuausgabe von O. Kraus, Meiner 1926; II. Bd, Einleitung XVIII).

[2]) Vgl. O. Kraus, a. a. O., I. Bd. (Einleitung LXIX).

[3]) 'Über Wert und Methode einer beschreibenden Bedeutungslehre' aus Martys Nachlafs ed. Funke (Reichenberg 1926, p. 52 ff.).

[4]) Vgl. zum Ganzen mein Buch 'Innere Sprachform' (1924; §§ 29 u. 75) Marty, 'Untersuchungen' p. 455 ff.

[5]) Vgl. 'Innere Sprachform', § 78.

Digitized by Google

die Idee.' Und diese 'Idee' ist ihm 'der überpersönliche Vereinigungspunkt der individuellen Vorstellungen'. Einfacher ausgedrückt: die begrifflichen Synthesen der Sprachgenossenschaft sind zum Teil sozial und kulturell bedingt, in gewissem Mafse können sich damit auch Gefühlsmomente und Wertungen assoziieren (z. B. der Begriff 'Haus'). Doch, meine ich, mufs auch da wieder die Möglichkeit des Bestandes inhaltlich reicherer und ärmerer Synthesen im Auge behalten werden. Der Begriff 'Gold' ist, wenn er explicite gedacht wird, für das Kind, für den allgemein Gebildeten sowie für den Chemiker, ein anderer; in der Dichtersprache gesellt sich häufig Farbe (Emotionelles) hinzu. Niemand aber wird bestreiten können, dafs wir uns mit allen Schichten und mit Anderssprachlichen mühelos über 'Gold' verständigen können; in solchen Fällen begnügen wir uns mit dem begrifflichen Herausgreifen der sinnfälligsten Merkmale, oder wir denken nicht einmal diese mit, sondern irgendein gedankliches Surrogat (z. B. etwas besonders Wertvolles u. ä.). Man darf also m. E. die These des Erlebniswertes der Dingworte nicht über Gebühr generalisieren und ins Extreme übertreiben. — Was nun die beiden anderen Redeteile betrifft, so sieht der Verf. beim Verb wie beim Adjektiv die mitbedeutende Funktion. Beim Verbum aber verfällt er dem Banne der inneren Sprachform, wenn er es als 'Vorgangswort' schlechtweg bezeichnet, und weiter mufs auch hier die Ansicht zurückgewiesen werden, dafs sich ein Verb nicht charakterisierend definieren liefse. Beim Adjektiv als dem 'Eindruckswort' taucht wieder die alte, scheinbar unausrottbare Ansicht von der Farbenblindheit der Alten auf, trotzdem ihr Marty schon 1879 in seinem Buche 'Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinnes' (Wien, Gerold) mit vollem Erfolg zu Leibe gerückt ist. Die Behandlung solcher Fragen wie der Redeteile nach der Seite spezieller kultureller Momente setzt breitere allgemeinere Grundlagen, besonders aber psychologische Kenntnisse, voraus. Das Allgemein-Menschliche mufs das Fundament abgeben, auf dem dann die Erforschung des Besonderen und kulturell Bedingten mit Vorteil wird aufbauen können.

Bern. Otto Funke.

Digitized by Google

Edward Gepp, M. A., An Essex Dialect Dictionary. Second edition. London, George Routledge & Sons, Ltd., 1923. 198 pp. 10/6 net.

The first edition of this book, which was published in 1920, will be well known to the readers of the Beiblatt through the full review by Horn in Beiblatt 1922. The second edition, which appeared after its author's death, describes itself as revised throughout and greatly enlarged. The relation as regards size between the two editions will appear from the number of pages, which in the first was IX + 80 and in the second is 198. I do not know the first edition. It is seen from Horn's review, however, that it contained essentially the same things as the second, and what Horn says on the first edition also refers to the final one. Apparently the difference consists largely in fresh illustrative material from early English, dates of the first appearance of words as seen in NED, and the like. Under the circumstances it will not be necessary to deal very fully with the second edition. I shall chiefly dwell on some points not raised by Horn in his review.

The book contains, beside prefaces, a dictionary (pp. 13—124), grammar (pp. 125—166) and six appendices (1. The word *tye*; 2. Rustic humour; 3. Some Essex words not yet recorded from our district; 4. Suffolk, Norfolk and Cambridgeshire words which may be found to occur in Essex; 5. Essex speech in some dialects of the United States; 6. A German Professor on our dialect (a reprint of Horn's review).

As regards the merits of the book I can in all respects subscribe to the very appreciative verdict passed by Horn. The book is the outcome of twenty years' observation in three contiguous parishes, which, as the author remarks, form a region singularly remote from railways and main roads. It testifies to its author's intimate familiarity with the dialect dealt with, to his never flagging enthusiasm and to a very sound judgment. The book is a storehouse of valuable information, and it contains many interesting, often quaint, bits of folklore and rustic humour. One would be glad if many people of the author's opportunities would follow his example and produce similar studies of other dialects.

The author was not a trained philologist, and his book does not in all respects come up to a strict philological standard.

Digitized by Google

Of this he was himself fully aware. A more systematic study would have been welcome and would not have been incompatible with readableness. The Grammar contains very interesting remarks and collections, but many points are passed over in silence, which one would have liked to hear something about. The dictionary does not give the whole of the vocabulary, but chiefly words used in senses differing from those of standard English. Consequently it is not possible from the material to piece together a full phonology or accidence of the dialect. It would be interesting to know to what extent the old characteristics of the Essex dialect are preserved in our days. For instance, what is the regular development of O. E. *y*? Apparently there are plenty of forms presupposing M. E. *e*. On p. 149 are mentioned *bredge, heve, mell* for *bridge, hive, mill*. In the dictionary are found *easles* 'embers' (O. E. *yslan*), *gorepets* (for *-pits*), *stent* 'a job'. But there are also forms such as *humlock* 'hemlock', *much*, which show a different development. Or take the development of W. Germ. *a* before *l*-groups. The examples given point to Mercian *a* (as *owd* 'old', *cowd* 'cold'). Are there no traces of the fractured form (O. E. *eald* etc.)? A typical E. Sax. feature is M. E. *a* for O. E. *æ*. One would like to know if there is anything in the modern dialect that reflects this special development. Possibly *lays* in the place-name *Barnston Lays* goes back to O. E. *lǣs* and is a case in point.

On the other hand the book contains many interesting examples of later dialect changes. I mention *aish* 'ash', *baig* 'beg'; *o* for *a* in *starve, thrash, wrap, fallow, value*; *hull* for *whole*; *scrame* for *scream* (with the same development as in *break, great*); long vowel (*ī*) in *end, treat, weapon*; *ail* (with the same vowel sound as in *aisle*) 'awn of corn'. The exact pronunciation, of course, is not always apparent, because a phonetic notation is not used. Of consonantal changes may be mentioned *th* for *f* in *tharrer* 'furrow', *thurr'n* 'foreign'; *w* occasionally for *v*. Noteworthy are *hogshead, Coggeshall* with curious x [ks]; *frail* for *flail, thrift* for *frith* 'copse'.

The Scandinavian element appears to be insignificant, as was indeed to be expected. The examples adduced are mostly words found also in standard English, as *ill, scrap, tike*. Others are *bait* 'a meal', *kicksy* 'hollow-stemmed umbelliferous

Digitized by Google

plants', *skep* 'a basket'. I doubt if *jonnock* 'right, fair' comes from Scand. *jamn* or *rake* 'wheel-rut' from Norse *rak* 'streak, channel'.

The place-name student will find many interesting local pronunciations, as *Chensf'd* or *Chenshf'd* 'Chelmsford', *Brahntree* (*ah* = *a* in *father*) 'Braintree', *Stag'n* 'Stagden', *Ba'ns'n* 'Barnston', *Mashbury* 'Mashbury', *Winnig'l* 'Willingale', *Bovinger* 'Bobbingworth', *Bill'riky* 'Billericay' (probably [bil-'riki], a form I have heard myself). *Harrich* 'Harwich', if correct, is noteworthy. *Roding* seems to have regularly the normally developed form *Roothing*. There are also interesting lists of humorous names, such as *Empty Purse, Hell Field, Job's Treat* and the like.

Tye is supposed to refer to a manorial grant of outlying enclosures from the waste with common rights. No definite evidence in favour of this view is given and the author advances his view with all reserve ("I write as a contemptible ignoramus"). There may quite well be something in the theory, however.

With its shortcomings the book is a very valuable and useful piece of work, from which every English philologist will have something to learn.

Lund. Eilert Ekwall.

A. Ansted, A Dictionary of Sea Terms, fully illustrated, and in almost every case from the Object described. Glasgow, James Brown & Son. 1917.

Der Verfasser des Buches ist von dem richtigen Gedanken ausgegangen, dafs bei der Ausdehnung, die der Yacht- und Segelsport in der letzten Zeit genommen hat, ein Buch vonnöten sei, das es dem Anfänger erleichtert, ohne tiefere Vorkenntnisse sich die notwendigen Kenntnisse anzueignen. Seeausdrücke, die Dinge betreffen, welchen man nur auf grofsen Seedampfern und Kriegsschiffen begegnet und die dort zu findende Verhältnisse betreffen, sind hier nicht berücksichtigt. Die angeführten Ausdrücke sind zur Klärung für den Lernenden zunächst eingehend erläutert, was für den Nichtengländer ein aufserordentlicher Vorzug ist, da ihm ja oft die Ersetzung eines technischen Wortes nur durch ein anderes wieder ein

Digitized by Google

Rätsel aufgeben würde. Besonders lehrreich und gründlich einführend in das Verständnis des vielverzweigten Segelwesens auch gröfserer Schiffe, die ja noch keineswegs ganz von Dampfschiffen verdrängt sind, sind die zahlreichen Abbildungen, die über das ganze Buch verstreut sind. Sie konnten im Rahmen des Buches nur klein gehalten werden und wären bisweilen in ihren Umrissen etwas schärfer erwünscht, aber im ganzen mufs man sagen, dafs sie ihren Zweck in trefflicher Weise erfüllen. So wird man durch diese Abbildungen eine reiche Sachbelehrung finden, die die Belehrung durch Beschreibung wirksam unterstützt. Man vergleiche etwa das Upper Thames Skiff und oyster-skiff, river barge und canal barge, betrachte unter schooner die vier im Bild vorgeführten Arten: jackass, barkentine, topsail schooner und schooner yacht. Auch das niederländische Boot schuyt ist abgebildet, ebenso wie eine Bootart: mudian, mugian or Bermuda rig. Das Wort ist schon von W. H. Smyth, Sailor's Word-Book, angeführt: 'mudian, 'mugian, or Bermudian: A boat special to the Bermuda Islands. Ansted betont, dafs diese Art Boot für die Entwicklung des Yachtbaues von einer Bedeutung geworden ist, die nicht völlig erkannt sei. Das Oxford Dictionary hat dieses Wort nicht verzeichnet. Dafs es in den Sprachschatz eingedrungen ist, beweist der von Ansted angeführte Ausdruck "scud like a mudian" = "be off quickly". Im Zusammenhang mit dem Boot steht eine besondere Art der Takelung, die, in gewisser Weise verändert, wie aus der beigegebenen Abbildung zu ersehen ist, lange Zeit sehr beliebt war und für Anfänger vom Verfasser sehr empfohlen wird. Auf die Darstellung der unendlichen Vielfältigkeit der Segel ist die gröfste Sorgfalt verwendet, ebenso auf die Darstellung der zur See üblichen Schleifen und Knoten. Das Schiffsgerippe bis auf seine kleinsten Einzelheiten ist in sieben Figuren erläutert, zu denen ein besonderes alphabetisches Verzeichnis gegeben ist. Es enthält manche Bezeichnungen, die ich z. B. in Paasch, From Keel to Truck nicht finde: counterstay, fall home, flare, floor-board, ground futtock und navel futtock, nose, rebated keel, rubbing piece, saxboard. Der Artikel unter helm erweitert sich zu einer kleinen Abhandlung über das Steuern: "The helm is the steering apparatus of the ship, i. e., the rudder, with its operative part the tiller or handle (sometimes called the *helmstock*)". Das letzte Wort

Digitized by Google

ist deshalb lehrreich, weil das Oxford Dict. unter helm sb.² 4 den als veraltet bezeichneten Ausdruck nur mit einem Zitat aus 1513 belegt. Weiter gibt Ansted darunter die Kommandos: "Helm up, helm down". Das Oxford Dict. bringt dagegen down with the helm, down helm und up with the helm, up helm mit zwei Beispielen, die fast einen Übergang zu verbalem Ausdruck zeigen, wenn es 1840 heifst: "So I up helm for my sister's house in Brighton" und 1859 "See if he does not up helm, and make the best run of it he can." Von den bei Ansted besonders hervorgehobenen Ausdrücken weather helm und lee helm fehlt der letztere im Oxford Dict., wo auch hike off nicht zu finden ist, zu dem es heifst: "A slang expression — to move quickly; ... It may also mean to hand or swing something over." Aus allem ist demnach zu ersehen, dafs in dem Buche eine tüchtige, verdienstvolle Arbeit zu sehen ist. Da die sonstige auf diesen Stoff bezügliche Literatur wenig bekannt und nicht leicht zu bekommen ist, führe ich die von Ansted im Vorwort erwähnten Werke an, aufser dem bekannten "Sailor's Word-Book" von Smyth zunächst Falconer's "Dictionary of Marine", "Dictionary of Science, Literature and Art" (Brande and Cox), "The Boating-man's Vade-Mecum" (Winn), "Boatsailing for amateurs" (Davies).

Berlin-Friedenau. Max Born.

W. E. Collinson, Contemporary English. Leipzig, B. G. Teubner 1927. V, 161 S. Lwdb. 5.60 M.

Die besondere Eigenart des vorliegenden, aufserordentlich wertvollen Buches über den Wortschatz des heutigen Englisch erhellt aus dem Untertitel: a personal speech record. Es will also nicht eine objektive Darstellung des neuen englischen Wortgutes sein, sondern der Verfasser will seine eigene Individualsprache vorführen, er will zeigen, wie er persönlich auf die Sprachwandlungen seiner Zeit, soweit sie sich auf Wortneubildungen beziehen, reagiert hat, was er im Laufe seines Lebens von neuen Wortprägungen in seinen persönlichen Wortschatz übernommen hat, wann dies geschehen ist, welchen Sprachschichten diese Neologismen entnommen sind, und inwieweit er dieses neue Material wirklich verarbeitet und zu seinem sprachlichen Besitz gemacht hat. Vorliegendes Werk

Digitized by Google

kann also als eine Parallelerscheinung zu den modernen phonetischen Quellenwerken aufgefafst werden, in denen ein Sprachindividuum seine besondere Art der Aussprache und Intonation notiert. Die zwiefache Bedeutung eines derartigen phonetischen Werkes, nämlich als praktisches Hilfsmittel für den Ausländer zur Erlernung der englischen Aussprache und als wertvolles Dokument für ein dereinstiges Studium des historischen Lautwandels zu dienen, kommt auch dem Werke von Collinson zu, insofern es den Ausländer mit den sprachlichen Neuprägungen des Englischen vertraut macht und späterhin als Grundlage für ein historisches Studium des Sprachschatzes dienen kann. Und es kann unser Werk ein um so höheres Interesse beanspruchen, als sein Verfasser ein Mann von umfassender Bildung ist, welcher sprachlichen Dingen seine Aufmerksamkeit von frühauf geschenkt und alles neue an ihn herantretende Sprachgut irgendwie verarbeitet hat.

Es ist durchaus wichtig, dafs der Verfasser uns in der Einleitung zu seinem Werk (S. 6) mit seinen Lebensdaten kurz bekannt macht: "Born at Birmingham 1889. Parentage: Southern English. Resided in London 1892—1910. Educated: Dulwich College 1901—1907; University College, London 1907—1910. English lector in Cologne 1910—1913. Resident in Liverpool 1913 onwards. During the war: at Cambridge, in Wales and at the Admirality ..." Dieser eigene Lebenslauf des Autors bildet nun den roten Faden für seine Darstellung, indem er, einfach chronologisch verfahrend, zeigt, welche sprachliche Entwicklung er durchgemacht hat und wie die Verarbeitung alles etwa während der letzten 30 Jahre neuauftauchenden Wortgutes in ihm vorgegangen ist. Dieses methodische Verfahren gibt ihm Gelegenheit, uns mit der Sprache der englischen Kinder, Schüler und Studenten vertraut zu machen, uns die Wortneuprägungen vorzuführen, die in den verschiedenen sozialen Schichten ihren Ursprung haben, und uns den Anteil zu zeigen, den bei der Weiterbildung der Sprache Handel und Verkehr, music halls, Theater und Kino, Politik und Weltkrieg, Mode, moderne Psychologie usw. gehabt haben. Der Verfasser verfehlt aber auch nicht, seine eigenen Spracherfahrungen durch Belegstellen zu bestätigen, die er modernen Autoren entnimmt, die den neuen Wortschatz besonders treu widerspiegeln.

Digitized by Google

Diese kurzen Hinweise werden genügen, um den Leser dieser Zeilen davon zu überzeugen, dafs das Werk von Collinson eine höchst ergiebige und äufserst zuverlässige Fundgrube ist, aus der wir schöpfen können, um unseren englischen Wörterbüchern das Material zuzuführen, das erforderlich ist, um sie zeitgemäfs auszugestalten. Schliefslich sei noch erwähnt, dafs der Verfasser seinem Buch einen ausführlichen Index angehängt hat, in welchem die behandelten Wörter zum gröfsten Teil verdeutscht werden, und dafs der Verlag Teubner dem Werke ein schönes äufseres Gewand gegeben hat.

Leipzig. Walther Ebisch.

II. UNTERRICHTSWESEN.

Students' Series, Neue Folge, herausgegeben von **Dr. Karl Wildhagen,** o. Professor der englischen Sprache an der Universität Kiel.

Nr. 1. Justice, a Tragedy by John Galsworthy. Mit Anmerkungen und Wörterbuch herausgegeben von **Adolf Koch,** Studienrat am Realgymnasium zu Magdeburg. 143 S. Anmerkungen und Wörterbuch 60 S. Preis: M. 1.80.

Nr. 3. Strife, a Tragedy in three Acts by John Galsworthy. Mit Anmerkungen herausgegeben von **Dr. Fr. Ockel,** Studienrat am Schiller-Realgymnasium zu Stettin. 111 S. Anmerkungen 43 S. Preis: M. 1.50.

Nr. 4. A Thomas Hardy Reader. Eine Auswahl aus Thomas Hardys Prosa und Dichtung. Mit Anmerkungen und Wörterbuch zusammengestellt und herausgegeben von **Prof. Dr. Ph. Aronstein,** Berlin. 118 S. Anmerkungen und Wörterbuch 48 S. Preis: M. 1.80. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1926.

Galsworthy ist ein ausgesprochen moderner Dichter, indem er in jedem seiner Dramen irgendein soziales Problem behandelt. In dem 1910 erschienenen Stücke *Justice* macht er auf die Mängel des englischen Rechtswesens aufmerksam, die sich besorders grell in den harten Bestimmungen über den Strafvollzug äufsern. William Falder, ein junger Angestellter des Londoner Rechtsanwaltes James How faſst eine tiefe Neigung zu der Frau eines Trunkenboldes, von dem sie schwer mifshandelt wird. Als sie sich eines Morgens in seine Wohnung

Digitized by Google

flüchtet und ihm ihr Leid klagt, gerät Falder in furchtbare Aufregung und entschliefst sich, mit ihr und den Kindern zu fliehen. In dieser Stimmung fälscht er einen Scheck seiner Firma von 9 auf 90 Pfund, um das zur Flucht erforderliche Geld zu beschaffen. Dieser Fehltritt wird jedoch bald aufgedeckt, und sein Chef übergibt ihn dem Gericht, obwohl Falder das veruntreute Geld zum gröfsten Teil zurückgibt und der Sohn des Chefs sich seiner annimmt. Er wird trotz aller Anstrengungen des Verteidigers, zu beweisen, dafs der Angeklagte im Augenblicke der Fälschung unzurechnungsfähig gewesen sei, schuldig erklärt und zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Falder wird nach $2^1/_2$ Jahren wegen guter Führung aus dem Gefängnis entlassen, bleibt aber ein Opfer des Systems, das dem „Beurlaubten" nicht gestattet, England zu verlassen, und ihn unter Polizeiaufsicht hält. Er findet zwar eine neue Stellung, verliert sie aber bald, als man erfährt, dafs er ein *jail-bird* sei. Er sucht seinen ehemaligen Chef How auf und bittet ihn, ihm noch eine *chance* zu geben. Dieser sagt, er würde es noch einmal mit ihm versuchen, wenn er sein Verhältnis mit der verheirateten Frau lösen wollte. Falder erklärt, dafs er diese Frau, um derentwillen er ja ein Verbrechen begangen und soviel gelitten habe, nicht verlassen könne, dafs er sie aber erst nach durchgeführter Scheidung von ihrem Manne zu sich nehmen wolle. Der Rechtsanwalt und sein Sohn sind schon geneigt, den beiden ihre Unterstützung angedeihen zu lassen, als der Bureauvorsteher (*managing clerk*) einwendet, dafs die Frau keine Rücksicht verdiene, weil sie sich während der Abwesenheit des jungen Mannes nicht rein gehalten habe. Dies ist ein Schlag, der Falder unerwartet trifft und ihm jede Freude am Leben nimmt. Als ein Polizeiagent kommt, um ihn wegen Verdachtes von Dokumentenfälschung neuerdings zu verhaften, läfst er sich scheinbar willig von ihm wegführen, springt aber auf der Treppe über das Geländer und bleibt mit gebrochenem Genick unten tot liegen.

Die „Anmerkungen" (25 S.) erläutern alle sprachlichen Schwierigkeiten in einwandfreier Weise und geben auch in sachlicher Beziehung verläfsliche Auskunft. Zu der Stelle I, 315 (It's a nahsty, unpleasant little matter) wird bemerkt: „*nahsty*, gekünstelt = nasty, eklig". Doch deutet die Schreibung „nahsty"

Digitized by Google

nur die im Süden Englands allgemein herrschende Aussprache mit langem *a* an, und der Kursivdruck zeigt an, dafs das Wort mit besonderem Nachdruck gesprochen werden soll. — In der Stelle I, 324 ff. (Of course he's a young man. I've told him about it before now — leaving space after his figures, but he *will* do it) gibt der Herausgeber an: „he *will* do it, er will es nun einmal". Es wäre besser zu übersetzen: „Es ist einmal seine Gewohnheit", hinter den Ziffern auf Schecks noch einen Raum freizulassen, „er tut's nicht anders". — Zu III, 1, 29 (He'd sawed his window-bar that much) sagt der Herausgeber: „that (vulg. = so) much, soviel." Dazu vergleiche man Krüger, Syntax, § 468d: „*This much, that much* wird zwar noch getadelt, hat sich aber eher Bürgerrecht erworben, wenn es auch immer noch nachlässig klingt. Ersteres findet sich bei Byron, Jeremy Bentham, John Morley, Leslie Stephen; *that much* bei E. A. Freeman, beide bei Ruskin und Mallock". Es geht nicht an, den adverbialen Gebrauch von *that* und *this*, der sich in der englischen Literatur derart eingebürgert hat, als „vulgär" zu bezeichnen; läfst doch auch Kipling in der Erzählung „Wee Willie Winkie" einen Leutnant zu dem kleinen Sohn des Obersten sagen: „*Oh, you had that much sense, you young Rip*". — Das „Wörterbuch" enthält den vollständigen Wortschatz des Dramas und ist sehr sorgfältig ausgearbeitet. Zu bemerken wäre nur, dafs *to depend* auch ohne die Präposition *on* vorkommt (II, 690: He has his punishment, gentlemen, you may *depend*), ferner dafs *tohurry* auch mit dem Adverb *up* verbunden ist (I, 290 I hope that that fellow will *hurry up*).

Das Trauerspiel „Strife", das 1913 in Berlin unter dem Titel „Kampf" aufgeführt wurde, behandelt den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit. Die Arbeiter eines Weifsblechwerkes sind in den Ausstand getreten, da ihre Lohnforderungen von der Eigentümerin des Werkes, einer Aktiengesellschaft, deren Präsident John Anthony ist, nicht angenommen worden sind. Da die Arbeiter ohne Genehmigung der Gewerkschaft, die nicht alle ihre Forderungen billigt, die Arbeit niedergelegt haben, erhalten sie von dieser keine Unterstützung und geraten in die gröfste Not. Sie werden aber trotzdem von dem Werkmeister Roberts zur Unnachgiebigkeit überredet und halten von Oktober bis Februar durch. Der Titel des Stückes ist dadurch gerechtfertigt, dafs ein hartnäckiges „Ringen" den

Digitized by Google

gröfsten Teil der Handlung ausfüllt, und zwar erstens ein Ringen zwischen den beiden unnachgiebigen Gegnern, dem Präsidenten Anthony und dem Arbeiterführer Roberts; zweitens der Kampf des Präsidenten mit den übrigen Vorstandsmitgliedern, die zur Nachgiebigkeit neigen; drittens der Kampf zwischen Roberts und den Arbeitern, deren Zähigkeit schliefslich erlahmen mufs; viertens der Kampf, den der Gewerkschaftsvertreter Harness gegen beide Parteien auszufechten hat. Erst als eine Arbeiterfrau Hungers stirbt, gelingt es Harness, sowohl die Arbeitgeber als die Arbeitnehmer zu einem Vergleiche zu bewegen; dies geschieht aber nur unter dem gleichzeitigen Sturze der Führer der beiden Parteien, die bis ans Ende an ihren starren Grundsätzen festhalten.

Da der Text Lautformen und Wendungen der Umgangssprache und auch vielfach solche der Sprache der unteren Volksschichten aufweist, war es die Aufgabe des Herausgebers, alle diese Abweichungen von der Schriftsprache herauszuheben und zu erklären. Diese Aufgabe hat Herr Studienrat Dr. Ockel in dem Hefte „Anmerkungen" gewissenhaft und lückenlos gelöst. Auf S. 13 ff. hat er die hauptsächlichsten der im Stück vorkommenden Eigentümlichkeiten des von den niederen Klassen gesprochenen Englisch zusammengestellt. Dazu sei es mir gestattet, einige Bemerkungen zu machen. Zu dem Satze I, 31/32 (You're better able to speak to the Directors *than me*) sagt der Herausgeber: „me = vulg. u. Slang statt I". Den Akkusativ des Personalpronomens nach *than* wenden aber auch Gebildete an, weil sie *than* als Präposition auffassen. Über diese Frage schreibt Onions in seiner *Advanced English Syntax*, § 114b: "*Than*, when introducing a contracted Comparative Clause, has (at least from early modern English times) been treated as a Preposition and been followed by the Accusative. With relative pronouns the Accusative is obligatory (*than whom*, not than who), and its very common use with other pronouns bears witness to the prepositional character of *than*. How much older is he *than me*? It is only by mentally constructing the Comparative Clause for which 'than me' is a substitute, that one can say 'How much older is he *than I*? And this is sometimes considered rather pedantic." — In *meself* statt *myself* (S. 70, Z. 26) ist nicht der Akkusativ des Pers. Pron. *me* zu suchen, sondern *meself* ist nur eine

Digitized by Google

flüchtige Aussprache von *myself*, wie *be Gad* statt *by God* (S. 33, Z. 3). — Über den adverbialen Gebrauch von *this* und *that* in Sätzen wie: they're *that restless* in bed they worry your life out (S. 48, Z. 12) und ye've come the road *this far* (S. 72, Z. 12) siehe meine obige Besprechung des Bändchens 1. — Zu der Stelle: Mr. Anthony, you are not a young man now; *from the time that I remember anything* ye have been an enemy to every man that has come into your works (S. 37, Z. 81—21) finde ich blofs die Anmerkung: "anything überhaupt". Der Herausgeber fafst wahrscheinlich das Rel. Pron. *that* als Objektsakkusativ auf, während es als Umstandswort der Zeit (= in which) zu deuten ist: „von der Zeit an, wo ich mich an irgend etwas erinnere".

Das „Verzeichnis der sprachlichen und sachlichen Erläuterungen" (S. 39—43) ist eine für die Schüler sehr nützliche Beigabe.

Das Bändchen Nr. 4 bringt Proben aus der Prosa und Dichtung von Thomas Hardy, der schon seit langem als der erste lebende Schriftsteller Englands anerkannt ist. Mit Recht nehmen die *Short Stories* den gröfsten Raum ein (S. 15—92). Die erste Erzählung, *The Three Strangers* hat folgenden Inhalt: In einem einsam auf einem kahlen Hügel in der Grafschaft Dorsetshire gelegenen Häuschen, das einem Schafhirten gehört, wird an einem regnerischen Abend ein Taufschmaus abgehalten. Die Gesellschaft besteht aus 19 Personen, die sich mit Musik, Gesang und Tanz unterhalten. Plötzlich tritt ein fremder Mann herein und bittet um die Erlaubnis, sich am Herde zu wärmen und seine Kleider zu trocknen. Der freundliche Hirt bietet ihm bereitwillig einen Platz neben dem Herde an. Kaum hat sich die Gesellschaft ein wenig von dieser Störung erholt, so kommt ein zweiter Fremdling, der sich ebenfalls vor dem Regen in die Hütte geflüchtet hat. Er entpuppt sich als der Scharfrichter, der sich auf dem Wege nach Casterbridge — das ist der dichterische Name für Dorchester — befindet, um am nächsten Morgen einen Schafdieb zu hängen. Da klopft es zum drittenmal. Ein junger Mann betritt die Schwelle und will sprechen. Als er aber den Henker erblickt, beginnt er vor Angst zu zittern und entflieht. Bald darauf ertönen Alarmschüsse, welche andeuten, dafs ein Sträfling aus dem Gefängnis der nahen Stadt ausgebrochen sei. Die Gesellschaft

Digitized by Google

schliefst aus der eiligen Flucht des dritten Ankömmlings, dafs dieser der flüchtige Sträfling sei, und macht sich an die Verfolgung desselben. Die beiden andern Fremden bleiben noch eine Weile beisammen und entfernen sich dann in entgegengesetzten Richtungen. Der vermeintliche Verbrecher wird bald ergriffen und in das Haus zurückgebracht; doch die mittlerweile erschienenen Gefängnisbeamten erklären, er sei nicht der Entsprungene, worauf der Mann gesteht, er sei der Bruder des Gesuchten und habe diesen, der aus Not ein einziges Schaf gestohlen habe und deshalb zum Tode verurteilt worden sei, noch einmal vor seiner Hinrichtung besuchen wollen; als er seinen Bruder neben dem Scharfrichter habe sitzen sehen, sei er so erschrocken, dafs er sofort umgekehrt sei. Die Polizei gab ihn frei, seinen Bruder aber fand man nicht. — Die zweite Geschichte, *The Melancholy Hussar of the German Legion*, erzählt von dem Liebesverhältnis zwischen der Tochter eines englischen Arztes, der zurückgezogen an der Südküste lebte, und einem Husaren der „deutschen Legion" unter König Georg III. Da der Deutsche Heimweh bekam, beschlofs er, mit einem Kameraden über den Kanal nach Frankreich zu entfliehen, und suchte seine Geliebte zu überreden, mit ihm zu fliehen und ihn zu heiraten. Doch das Mädchen wagte es nicht, das väterliche Haus zu verlassen. Die beiden Soldaten flohen in einer Barke über den Kanal, werden aber aufgegriffen und als Fahnenflüchtige erschossen. Die trauernde Engländerin blieb unverheiratet und wurde, als sie hochbetagt starb, neben den beiden deutschen Soldaten begraben. — In der dritten Geschichte, *A Tradition of Eighteen Hundred and Four*, erzählt ein Hirt, dafs er in seiner Kindheit eines Nachts zwei höhere französische Offiziere gesehen habe, die sein Onkel, der als Sergeant gegen die Franzosen gekämpft hatte, als Napoleon und einen seiner Generale erkannt habe. Sie schienen mittels einer Landkarte die englische Küste zu prüfen, um den günstigsten Punkt zu einer Landung in England ausfindig zu machen. — Sehr lustig ist die vierte Erzählung, betitelt *Andrey Satchel and the Parson and Clerk*: Eines Morgens erscheint Andrey Satchel nach einer durchbrachten Nacht mit seiner Braut beim Pfarrer, um getraut zu werden. Dieser weigert sich aber, die Trauung vorzunehmen, da der Bräutigam betrunken war. Alles Bitten der Braut, die es schon sehr

Digitized by Google

eilig hatte, unter die Haube zu kommen, nützt nichts. Da sie fürchtet, ihr Bräutigam könnte sich die Sache noch anders überlegen, bittet sie, ihnen einen Aufschub zu gewähren, bis ihr Zukünftiger nüchtern wird. Bis dahin will sie mit diesem in der Kirche bleiben. Der Pfarrer ist einverstanden und geht mit dem Küster, der das Brautpaar im Turme untergebracht und die Kirche abgesperrt hat, nach Hause. Statt aber, wie verabredet ist, in zwei Stunden wiederzukommen, nehmen der Pfarrer und der Küster an einer Fuchsjagd teil und vergessen das Brautpaar, das vergebens auf ihre Rückkehr wartet. Erst am folgenden Morgen erinnert sich der Pfarrer an die Abmachung vom vorigen Tage; er und der Küster eilen in die Kirche und finden den Bräutigam nicht nur nüchtern, sondern völlig ausgehungert, ebenso wie die Braut. Nach der Trauung mufs der Pfarrer die Entkräfteten laben, bevor er sie in das ziemlich entfernte Dorf entläfst.

Auf diese kurzen, aber in sich abgeschlossenen Geschichtchen folgen drei Proben aus Hardy's Romanen: I. The Great Barn and the Sheep-Shearers aus *Far from the Madding Crowd*, II. The May-Dance und III. The Dairy-Farm aus *Tess of the D'Urbervilles* (S. 93—110).

Den Abschlufs bilden fünf kurze Gedichte (S. 111—115) und drei Stellen aus dem grofsen Drama *The Dynasts*: 1. Nelson's Death; 2. The Streets of Berlin; 3. Night before the Battle of Waterloo (S. 116—128).

Die hier getroffene Auswahl mufs als sehr gelungen bezeichnet werden; denn die gebotenen Proben machen den Schüler mit allen Seiten des schriftstellerischen Schaffens des grofsen Meisters bekannt. Die „Anmerkungen" erläutern alles, was in sprachlicher oder sachlicher Beziehung dem Lernenden schwierig oder dunkel erscheinen mag. In der Stelle (S. 31, Z. 29 bis S. 32, Z. 2): "the shepherdess gazed keenly at the singer, and with some suspicion; she was doubting whether this stranger were merely singing an old song from recollection, or was composing one *there and then* for the occasion" heifst *there and then* nicht „dann und wann", sondern ist soviel wie *on the spot*, „an Ort und Stelle". Das „Wörterbuch" enthält nur solche Wörter, von denen der Herausgeber annimmt, dafs ein Schüler höherer Klassen sie nicht kennt. Doch gibt es da eine bestimmte Grenze? Es wird z. B. Schüler geben, welche

Digitized by Google

die Bedeutung folgender Wörter, die im „Wörterbuch“ fehlen, vielleicht nicht wissen werden: back-brand (S. 17, Z. 21), bowl (S. 25, Z. 15), cockpit (S. 121, Z. 19), delve (S. 115, Z. 15), doleful-bells (S. 93, Z. 12), pallid (S. 21, Z. 15), sty (S. 21, Z. 11), well-cover (S. 22, Z. 23). Statt „rubly“ (Wörterbuch, S. 45) lies „rubbly“.

Eine schöne und lehrreiche Beigabe zu den Texten bildet die Karte *The Wessex of the Novels*, welche nebst Dorsetshire, der heimatlichen Grafschaft des Dichters, die benachbarten Grafschaften Devonshire, Somersetshire, Wiltshire, Hampshire und Berkshire umfafst, ein Gebiet, dem der Dichter den alten angelsächsischen Namen Wessex gegeben hat. Auf der Karte sind die meisten Orte nach den ihnen in Hardys Romanen verliehenen Namen verzeichnet, z. B. Casterbridge (Dorchester), Exonbury (Exeter), Tonebury (Taunton), Wintoncester (Winchester).

Alle drei Bändchen zeichnen sich durch guten, deutlichen Druck und schöne Ausstattung aus. Sie sind wegen des anziehenden, modernen Lesestoffes, den sie bieten, zum Schulgebrauche wärmstens zu empfehlen.

Wien. Joh. Ellinger.

III. MITTEILUNGEN.

Berichtigung.

In Anglia Beiblatt Bd. XXXVIII (1927), S. 309, Anm. 1 habe ich auf einen Shakespeare-Aufsatz von mir als in der Deutschen Vierteljahrsschrift V, S. 599 ff. befindlich verwiesen. Der Aufsatz, der mir mit diesen Seitenzahlen schon gedruckt vorlag, ist aber hernach ohne mein Wissen für eine spätere Nummer zurückgestellt worden; die Ortsangabe ist also zu meinem Bedauern irrig.

Leipzig. L. L. Schücking.

[31. 10. '27.]

INHALT.

Seite
I. Ammann, Hermann, Die menschliche Rede (Funke) 369
Edward Gepp, An Essex Dialect Dictionary (Ekwall) 379
A. Ansted, A Dictionary of Sea Terms (Born) 381
W. E. Collinson, Contemporary English (Ebisch) 383
II. Dr. Karl Wildhagen, Students' Series, Neue Folge (Ellinger).
Nr. 1. John Galsworthy, Justice, a Tragedy, hrsg. v. Adolf Koch . . . 385
„ 3. — Strife, a Tragedy in three Acts, hrsg. v. Dr. Fr. Ockel 387
„ 4. A Thomas Hardy Reader, hrsg. v. Prof. Dr. Ph. Aronstein . . . 389
III. Mitteilungen: Berichtigung (Schücking) 392

Herausgegeben von Prof. Dr. Max Friedrich Mann in Frankfurt a/M.

Verlag von Max Niemeyer, Halle. — Druck von Karras, Kröber & Nietschmann in Halle.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

DATE DUE

JAN 0 7 2002
NOV 3 0 2001

BOUND
JUN 29 1929
UNIV. OF MICH.
LIBRARY

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03053 6091

NOT CIRCULATING
REFERENCE
COLLECTION

Digitized by Google

Digitized by Google